BAUSTEINE ZUR GEOPOLITIK

VON

KARL HAUSHOFER / ERICH OBST
HERMANN LAUTENSACH / OTTO MAULL

HERAUSGEBERN DER ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

MIT 20 SKIZZEN

BERLIN-GRUNEWALD 1928

KURT VOWINCKEL VERLAG

KARTENVERZEICHNIS

I.
VOM WERDEN UND WESEN DER GEOPOLITIK

Karl Haushofer, Erich Obst,
Hermann Lautensach, Otto Maull:

ÜBER DIE HISTORISCHE ENTWICKLUNG DES BEGRIFFS GEOPOLITIK

Es ist der schwedische Staatswissenschaftler Rudolf Kjellén (1864—1922) gewesen, der das Wort „Geopolitik" geprägt hat. Aufs stärkste angeregt durch unseren Friedrich Ratzel(*) schuf Kjellén als erster ein vollständiges System der Politik als einer rein empirischen wissenschaftlichen Staatslehre. Er stellte sich damit in bewußten Gegensatz zu den zuvor üblichen Auffassungen, die den Staat ausschließlich als Rechtssubjekt der Gesellschaft angesehen oder ihre Perspektive sei es in die historische Entwicklung, sei es in die metaphysischen Begriffe verlegt hatten. Die Geopolitik in Kjelléns Sinn ist ein notwendiges und den übrigen gleichwertiges Glied dieses Systems.

Auf induktivem Wege kam Kjellén zu der Überzeugung, daß die Staaten Wesen sind, die sich im Kampf ums Dasein aus eigener innerer Kraft entwickeln und ein in sich abgewogenes, sowie sich selbst erhaltendes Kraftsystem darstellen, daß sie also wirkliche Organismen im biologisch-empirischen Sinne sind. „Die neue Staatswissenschaft ist tief durch-

(*) In der Vorrede zur ersten Auflage seiner „Politischen Geographie" (1897) warf Ratzel bezüglich der vergleichenden Erforschung der Beziehungen zwischen Staat und Boden die Frage auf: „Sollte man nicht glauben, die Staatswissenschaft müsse diese Aufgabe übernehmen?"

drungen von der Überzeugung..., daß es sich bei ihrem Objekt um überindividuelle Lebewesen handelt, die ebenso wirklich sind wie die Einzelindividuen, nur ungleich größer und mächtiger in ihrem Entwicklungsgang." „Sie sind objektive Realitäten außerhalb und über den Individuen, gleichzeitig in ihnen, und stehen in ihrer Art auch unter der Gewalt der Grundgesetze des Lebens(*)." Von diesem Standpunkte aus betrachtet Kjellén „jeden Staat nacheinander als Reich, als Haushalt, als Volk, als Gemeinwesen und als Herrschaft oder Rechtssubjekt, ohne bei einer einzelnen dieser Bestimmungen stehen zu bleiben: mit einem Blick, vor dem sie nur ungleiche Erscheinungen ein und desselben Lebens sind — fünf Elemente derselben Kraft, fünf Finger an einer Hand, die im Frieden arbeiten und im Kriege kämpfen(**)". Der linke Flügel seiner Lehre ist die Geopolitik; sie erforscht den Staat als räumliches Reich, als geographischen Organismus. Ihr rechter Flügel ist die Herrschaftspolitik (Kratopolitik), die die rechtlich organisierte, den Zwecken der Regierung und Verwaltung dienende Staatsgewalt darstellt. In der Mitte steht die Lehre von der politisch organisierten Menschenmasse, die Demopolitik; sie betrachtet den Staat als ein nach Rasse, Sprache, Charakteranlage, Religion differenziertes Volk und widmet sich insbesondere der den Staat tragenden inneren Wesensgemeinschaft, der Nation, einem „lebenden Typus, um den die Individuen variieren und zu dem sie hinstreben(***)." Zwischen der Geopolitik und der Demopolitik steht die Wirtschaftspolitik (Ökopolitik), die unter politischen Gesichtspunkten das Volk in seinem Erwerbsleben oder den Staat als „Haushalt" untersucht. Zwischen Demopolitik und Herrschaftspolitik schaltet sich schließlich

(*) Der Staat als Lebensform. Berlin 1924. S. 35, 36. / (**) Der Staat als Lebensform. S. 41 ff. Grundriß zu einem System der Politik. Leipzig 1920. S. 41 ff. 80 ff. / (***) Der Staat als Lebensform. S. 103.

noch die Soziopolitik ein, die die Beziehungen zwischen der in Interessengruppen gegliederten Gesellschaft und dem Staat verfolgt. In diesen fünf Richtungen erschöpft sich nach Kjellén das Wesen jedes Staates. Das gesamte Kräftespiel des staatlichen Organismus ist nach ihm von einer Tendenz beherrscht, die dem Streben nach Gesundheit beim Einzelgeschöpf entspricht. Es ist das „Gesetz der Harmonie".
Der Maßstab der erreichten Harmonie liegt für den Staat auf dem Gebiete der Geopolitik in dem Grade der Erfüllung eines „harmonischen Naturgebietes", eines „geographischen Individuums", auf dem der Demopolitik im Grade der vorhandenen „Nationalität", d. h. des nationalen Gleichgesinntseins, auf dem der Wirtschaftspolitik im Grade der Autarkie, auf dem der Soziopolitik in der „Sozialität", dem Gefühl für ein harmonisches Gleichgewicht aller berechtigten Kulturinteressen, auf dem der Kratopolitik in der „Loyalität", dem inneren Zusammenspielen zwischen Volk und Regiment(*).

In diesem Sinne ist für Kjellén die Geopolitik ein integrierender Sachbestandteil der empirischen Staatslehre, nicht ein Glied der Geographie. „Die Macht der Sprache über den Gedanken, hier von einer praktischen Illusion unterstützt, hat bisher, bei der Festsetzung der Grenzen der Staatswissenschaft, im allgemeinen den engeren rechtlichen Staatsbegriff bevorzugt, während Statistik und Geographie ihre Hände nach dem weiteren, tatsächlichen Begriff ausgestreckt haben. Die Zeit scheint gekommen zu sein, das Recht der Staatswissenschaft auch auf diesen letzteren Begriff ernstlich zu betonen(**).

Die Geopolitik erarbeitet nach ihm die grundlegende Tatsache, daß der Boden nicht der Präsentierteller ist, auf dem der Staat sich darbietet, sondern ein organischer Bestandteil

(*) Der Staat als Lebensform. Berlin 1924. S. 61, 94, 115, 142, 157. / (**) Desgl. S. 33, 35.

seines Wesens, mit den übrigen vier durch eine Unsumme von Wechselbeziehungen verbunden. Diese große Wahrheit hatte Kjellén von Ratzel gelernt, den er darum „den großen Pflüger und Bahnbrecher auf dem weiten und teilweise noch jungfräulichen Gebiete der Geopolitik" nennt(*). Die Gesichtspunkte, unter denen er den Staat als Reich nicht nur in den hier besonders herangezogenen systematischen, sondern ebenso auch in den regional-staatenkundlichen seiner Schriften behandelt, decken sich daher weitgehend mit denen, die Ratzel 10—20 Jahre zuvor in seiner „Politischen Geographie" entwickelt hatte. Solche sind z. B. die Staatslage und ihre Auswirkungen, die Wanderung der historischen Seite der Staaten, Ein- und Mehrteiligkeit des Staatsbodens, Raumgröße, die Gestalt der Staaten, die vitalen Teile des Staates, die Beziehungen zwischen Staat und geographischem Individuum, die Wechselwirkungen zwischen Staaten und Strömen oder Meeren, das Gesetz der wachsenden Räume. Die systematische Geopolitik ist für Kjellén somit das gleiche, was Ratzel als Politische Geographie bezeichnet hatte, und die politische Länderkunde gliedert er seiner speziellen Staatenkunde ein. Wohl nicht dem Worte, aber durchaus der Richtung seiner Fragestellung nach ist somit Ratzel der erste Geopolitiker. Barg Ratzels Lehre doch auch schon die Grundpfeiler von Kjelléns System: die empirische Auffassung des Staates und die mit ihr aufs engste verknüpfte organische Staatstheorie. Kjellén dagegen sucht auf den Gedanken: „das Rätsel des Staates fußt in geistigen Tiefen, tiefer als die Reichweite der geographischen Wissenschaft(**)" die Grenzziehung zwischen Geographie und Staatslehre zu gründen. Die Politische Geographie in seinem Sinne studiert, wie er in „Der Staat als Lebensform" (S. 45) beiläufig bemerkt, „die

(*) Der Staat als Lebensform. Berlin 1924. S. 84. / (**) Desgl. S. 27.

Erde als Wohnstätte für ihre menschliche Bewohnerschaft in ihren Beziehungen zu den übrigen Eigenschaften der Erde", ist also nach dem gebräuchlichen Sprachgebrauch vielmehr eine ganze Anthropogeographie. Anders, aber ebenso anfechtbar ist seine Auffassung über die Beziehung zwischen Politischer Geographie und Geopolitik im „Grundriß zu einem System der Politik" (S. 28 ff.) formuliert.

Kjelléns systematisches Lebenswerk lag bei seinem frühen Tode (1922) abgeschlossen vor uns. Wenn auch seine Arbeiten unverkennbare Beachtung in den Kreisen der deutschen und schwedischen Staatswissenschaftler gefunden haben, so hat sich doch bis heute kein Vertreter der Staatswissenschaft dazu entschlossen, dieses Lebenswerk systematisch fortzusetzen. Es waren vielmehr an erster Stelle deutsche Historiker und Geographen, auf die es nachhaltig gewirkt hat. Infolgedessen ist es durchaus verständlich, daß die geopolitische Seite seiner umfassenden Systematik, obwohl die am wenigsten originelle, am stärksten beachtet worden ist. Walther Vogel, der Inhaber der ordentlichen Professur für Staatenkunde an der Berliner Universität, bekennt, daß sein Werk „Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen" (1. Aufl. 1921, 3. Aufl. 1925) stark von Kjellénschen Gedankengängen beeinflußt ist. In seiner überaus gründlichen und kritischen Würdigung von Kjelléns Lebenswerk(*) kommt er zu der Auffassung, daß dessen systematische Betrachtung des Staates tatsächlich, wenigstens dem Ansatz nach, eine Lücke unserer Erkenntnisorganisation ausfüllt. Für Vogel sind Politische Geographie und Geopolitik identische Begriffe. Spricht er doch von der „Wissenschaft der Politik, der die politische Geographie gleichfalls (d. h. ebenso wie die Geographie) als eine Unterabteilung angegliedert werden kann, nämlich als diejenige,

(*) Rudolf Kjellén und seine Bedeutung für die deutsche Staatslehre. Zeitschr. f. d. gesamte Staatswissenschaft. 1926. S. 193—241.

südslawischer Flut bedrängten Südostmark (*). Wie von selbst sind ihm aus diesem Raum seine Aufgaben erwachsen, haben ihn, den Geographen, mitten hineingestellt in den Fluß der Politik — als Mitglied der österreichen Friedensdelegation hat er in St. Germain zu retten gewußt, was zu retten war — und ihn zum praktischen Geopolitiker gemacht. Er wußte die Waffe, die ihm die Geopolitik in die Hand gab, wohl zu schätzen, besonders da er ihr, dank seiner politisch-geographischen Erkenntnisse, die volle Treffsicherheit zu geben verstand. Politische Geographie und Geopolitik lagen für ihn unmittelbar nebeneinander und gingen notwendigerweise ineinander über. Er war zeitweilig geneigt, wie Vogel, die Worte Politische Geographie und Geopolitik synonym zu gebrauchen (**). Dann aber zog er auf dem Breslauer Geographentag mit einer sehr feinen Bemerkung, die Geopolitik scheine ihm da anzufangen, wo die Prognose beginne, den Trennungsstrich.

Auf österreichischem Boden sind den späteren Arbeiten Siegers die Johann Sölchs über Tirol, in der er auch die schon früher behandelte Frage nach der Einheit des Paßlandes bejaht und die Brennerfrage ablehnt (***), nahe verwandt; und auch Hugo Hassingers fundamentale politische und wirtschaftliche Geographie des Tschechoslowakischen Staates (†), die unverkennbare geopolitisch „gerichtete Züge" zeigt, gehört hierher.

Wie in Österreich unter dem furchtbaren Erleben des Kriegs

(*) Die Südgrenze der deutschen Steiermark. Denkschrift des Akademischen Senats Graz 1919. R. Sieger: Innerösterreich. Mitt. d. Geogr. Ges. Wien 1924. (**) Verhandlungen des 21. deutschen Geographentages zu Breslau. / (***) Johann Sölch: Geographische Kräfte im Schicksal Tirols. Mitt. d. Geogr. Ges. Wien 1923. Die Brennergrenze — eine natürliche Grenze? Tiroler Heimat. 1924. Betrachtungen über die politisch-geographische Stellung v. Nordtirol. Z. f. Geopolitik 1924. Vererbte und neue politische Reibungsflächen im südlichen Mitteleuropa. G. Z. 1920. / (†) Hugo Hassinger: Die Tschechoslowakei. Ein geographisches, politisches und wirtschaftliches Handbuch. Wien, Leipzig, München. 1925.

und noch mehr des Zusammenbruchs und der grausamen Zerstückelung fast auf der ganzen geographischen Linie alte bewährte Kräfte neubelebt wurden, neue sich zum Ersatz einstellten, so regt sich auch in den Reihen der reichsdeutschen Geographen unter dem Einfluß des gewaltigen Lehrmeisters Krieg das spontane Wollen, ihre Geographie bewußt und nachdrücklich in den Dienst der Sache des Vaterlandes zu stellen. Das war keine systematische Entwicklung der Lehre. Das Wollen war auch vielfach größer als das Können, denn bei den meisten hatte es an der vorherigen Schulung auf dem Gebiet vollkommen gefehlt. Und doch war die Erkenntnis, daß die Geographie fähig sei, Richtlinien für den Ablauf der Politik aufzuzeigen, ungeheuer wichtig. Zum mindesten haben diese Bestrebungen den breiten Boden für die nachfolgende politisch geographisch-geopolitische Entwicklung bereitet. Der Veröffentlichungen, die sich damals darboten, sind so unzählige, daß es eine besondere Aufgabe wäre, sie zu sichten, das Wertvolle von dem Wertlosen zu trennen. Mit relativ wenigen Ausnahmen hat erst die Nachkriegsentwicklung die starke Vertiefung gebracht, deren Vorläufer allerdings noch im Kriege mit Publikationen auftreten, die auch noch in Zukunft wegweisend wirken können.

Manches, was sich von dieser in die Gegenwart hineinragenden Entwicklung zwar nicht Geopolitik nennt, trägt aber doch den unverkennbaren Stempel der Geopolitik. Das gilt schon von Albrecht Pencks Untersuchung über „Die österreichische Alpengrenze (*)" und für die dem Titel nach theoretisch anmutende Abhandlung „Über politische Grenzen (**)". Sie sind beide, schon selbst sehr deutlieh wegweisend und Forderungen stellend, der Auftakt zu dem großen, in vielfältiger Weise angepackten Grenzschutzwerk, das Penck gemein-

(*) Stuttgart 1916. / (**) Rektoratsrede. Berlin 1917.

welche sich mit den Zusammenhängen von Staat und Erdboden befaßt. Als solcher Teil der Politik kann sie auch als Geopolitik bezeichnet werden" (*). In einer besonderen, eingeschränkten Bedeutung verwendet er das Wort geopolitisch bei der Bezeichnung „geopolitische Lage", d. h. der Lage eines Staates im Verhältnis zu einem politischen System, einer Staatengesellschaft, die er in Gegensatz zur geophysischen Lage setzt; die erstere bietet „Verwirklichungen", während die letztere nur „Möglichkeiten" enthält (**).

Den Kjellénschen Gedankengängen wie den späteren Bestrebungen der Geopolitik ganz nahe stand Robert Sieger (1864—1926), der sich jedoch stets als politischer Geograph betrachtet hat. Zum Ausbau der systematischen Politischen Geographie hat er ungemein gründliche, fein durchdachte Arbeiten beigesteuert. Unter ihnen bedeutet die Studie „Zur politisch-geographischen Terminologie" (***) ein Musterbeispiel wissenschaftlicher Subtilität. Das Grenzproblem, dem er manche wichtige Einzeluntersuchung gewidmet hat, daneben ebensosehr die klare Fassung des Begriffes der Nation, standen ihm immer wieder im Vordergrund. Es ist nur tief zu bedauern, daß Sieger das Gebäude seiner Politischen Geographie, an dem er schuf, nicht mehr vollenden konnte. Ganz bewußt hat er aber seine Wissenschaft in den Dienst seines Staates und seines Volkes gestellt. Er war der geographische Vorkämpfer des alten Österreich-Ungarn, dessen geographische Klammern stets wieder aufzuzeigen er nicht müde wurde. Sein wuchtiger Aufsatz über „Die geographischen Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihre Außenpolitik" (†), der schon in seiner Titelsetzung die enge Beziehung

(*) Politische Geographie. Aus Natur und Geisteswelt 634. Leipzig und Berlin 1922. S. 7. / (**) Desgl. S. 55. 123 ff. / (***) Z. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1917 u. 1918. / (†) Leipzig 1915 (berichtigter Sonderabdruck aus der Geogr. Z.).

zu den politischen Vorgängen dokumentiert, ist dafür neben zahlreichen anderen Veröffentlichungen Beleg. Und in einer zweiten großen Abhandlung „Der österreichische Staatsgedanke und das deutsche Volk" (*) schlägt Sieger noch deutlicher Wege ein, die „in einer bestimmten, mehr politischen Richtung" weisen: „es gilt, die geographischen Verhältnisse des deutschen Volkes in Österreich-Ungarn und das damit zusammenhängende Verhältnis zum deutschen Gesamtvolk als objektiver Grundlage für die Erörterung seiner gegenwärtigen und seiner anzustrebenden Stellung in der Monarchie klarzulegen." Damit hat Sieger sich unumwunden die geopolitische Aufgabe gestellt, von der Basis seiner Politischen Geographie aus die Entwicklungsmöglichkeiten des politischen Lebens aufzeigen zu wollen. Als die „politischen Anatomen von 1919" das Habsburger Reich zergliedert hatten und nur ein „unförmlicher Rest" übriggeblieben war, da nahm er sich dieses Reststückes an, um an ihm geographisch zu erweisen, daß diese Republik Österreich „nicht etwa ein organischer Teil, der selbständigen Lebens fähig wäre," ist, „sondern ein willkürlich begrenztes Reststück von Rumpf und Gliedern, zu klein für das ihm gebliebene Haupt." „Man kann von diesem Teil nicht sprechen, ohne stets auf das Ganze zu blicken, aus dem es herausgerissen wurde" (**). Mehr als vorher orientiert er sich von dem Reststaat aus an dem Volksganzen. Aus tiefster objektiver Erkenntnis heraus —— „Österreichs Wegenetz ist ein Teil des deutschen, seine Landschaften tun sich nach denen des Reiches auf" —— wird er zum glühenden Bekenner des großdeutschen Gedankens. Dabei hat er aber keinen Augenblick die räumlich nächste Aufgabe vergessen, seine Stellung als Vorkämpfer des Deutschtums in der von magyarischer und

(*) Zeitschr. für Politik 1916. / (**) Deutsch-Österreich und seine Landschaften. Volk und Reich. 1926. S. 56.

sam mit Wilhelm Volz durchgeführt hat. Es hat zahlreiche für alle weitere Aufrollung der Politik grundlegende Untersuchungen über Oberschlesien(*), über das deutsch-polnische Grenzgebiet im Bereiche der alten Provinzen Posen und Preußen(**) und auch im deutschen Westen gezeitigt, wo zudem noch andere Hände an der Arbeit sind. Von solcher Arbeit in den Grenzmarken führte die Entwicklung weiter zur Erforschung des deutschen Kulturbodens überhaupt.

Auch die politisch-geographische Schau in geopolitischer Perspektive über die deutschen Grenzen hinaus in die Weltweite hat neben der Flut der kleineren Kriegserscheinungen schon damals mit einzelnen Erscheinungen von unbestrittenem bleibenden Wert eingesetzt. Alfred Hettner gab sein „Rußland" neu heraus(***). Mit deutlicher geopolitischer Endzielsetzung erscheint von ihm „Englands Weltherrschaft und der Krieg"(†), und noch unmittelbarer, wenn auch das Wort Geopolitik dabei nicht fällt, wird das Feld der Geopolitik in einem späteren Buch „Der Friede und die deutsche Zukunft(††)" beackert: „Wie es die Aufgabe der theoretischen und genetischen Betrachtung der Geographie ist, das politisch-geographische Bild der Erde, so wie es heute ist, beschreibend aufzufassen und zu erklären, so ist es die Aufgabe der praktischen Betrachtung der Geographie, zu zeigen, wie es sein soll und muß, um unsere Wünsche und Forderungen an das

(*) Vgl. W. Volz: Oberschlesien und die oberschlesische Frage. Z. d. Ges. f. Erdk., Berlin 1922. Dort Angabe der früheren Arbeiten; darunter besonders: 2 Jahrtausende Oberschlesien in acht Karten dargestellt. Breslau 1920. / (**) A. Penck: Karte der Verbreitung v. Deutschen u. Polen längs der Warthe-Netze-Linie u. d. unteren Weichsel sowie an der Westgrenze v. Posen. 1 : 100 000. Berlin 1919. A. Penck: Verteilg. d. Deutsch. u. Polen i. Westpreuß. u. Posen. Z. d. G. f. Erdk. Berlin 1919. A. Penck: Die Deutschen i. Polnischen Korridor. Z. d. G. f. E. Berlin 1921. (Karte 1 : 300 000). / (***) Eine geographische Betrachtung von Volk, Staat u. Kultur. Leipzig u. Berlin 1916. / (†) Leipzig u. Berlin 1915. / (††) Stuttgart u. Berlin 1917.

Schicksal zu erfüllen. . . Insofern darf der Geograph hoffen, von dem Standpunkte seiner Wissenschaft aus zur Klärung der politischen Probleme beitragen zu können. Ohne Grenze verläuft die Aufgabe der Wissenschaft in die der praktischen Politik." Daneben kann auch Emil Deckerts derselben Zeit entstammendes Alterswerk „Das Britische Weltreich(*)" genannt werden, das ganz auf das eine Thema „Ceterum censeo, imperium Britannicum esse delendum" gestimmt ist. Später hat — um nur einige weitere auffällige Entwicklungsspuren zu nennen — Hans Meyer die vielen schwachen Stellen im Portugiesischen Kolonialreich(**) aufzuzeigen gewußt. Carl Uhlig hat seine Untersuchung über „Die Bessarabische Frage(***)", „eine geopolitische Betrachtung" genannt, „weil sie nicht nur die natürlichen Gegebenheiten des Landes und seiner Bevölkerung vom politisch-geographischen Standpunkte erfaßt, sondern vielfach darüber hinaus Folgerungen für die lebendige Politik der Kräfte, die um Bessarabien ringen, zu ziehen sucht". Erich Obst endlich hat in seinem Buch „England, Europa und die Welt(†)" aus der reichen Kenntnis der dauernden Beobachtung des Objekts die Struktur und Weltverflechtungen des Nachkriegsenglands analysiert, seine Lebenslinie zu deuten und ihm Verhaltungsmaßregeln über seine weitere Lebensweise zu geben versucht.

Alle diese Marksteine am Wege der geopolitischen Entwicklung sind wichtig, weil sie zeigen, wie eine Grenzdisziplin der politischen Geographie — ob man sie eine angewandte Politische Geographie oder Geopolitik genannt hat, ist im Grunde gleichgültig — eine allgemeine Anerkennung als angewandte Wissenschaft oder Kunstlehre gefunden hat, der man nicht besser als mit Hettners Worten Ausdruck verleihen kann: „Weltpolitik, Weltverkehr, Weltwirtschaft, Weltkultur

(*) Frankfurt a. M. 1916. / (**) Das Portugiesische Kolonialreich der Gegenwart. Berlin 1918. / (***) Breslau 1926. / (†) Berlin 1927.

sind in hohem Maße geographische Erscheinungen und müssen geographisch studiert und begründet werden, wenn man nicht in grobe Fehler verfallen will. Dies geographische Verständnis ist vor dem Kriege zuwenig gepflegt worden. Wir Geographen haben uns zu sehr auf rein wissenschaftliche Probleme beschränkt, wozu wohl die Beobachtung beitrug, daß die Bemerkungen der Wissenschaft von der politischen Praxis doch nicht beachtet wurden, und in den Kreisen der Politiker war das Verständnis dafür viel zu gering, um an uns Fragen zu stellen und uns zur Beschäftigung mit diesen Dingen aufzufordern. Nur die Geschichte, nicht die Geographie galt als wissenschaftliche Grundlage der Politik. Und am meisten hat, wegen der mangelnden Einsicht unserer Schulverwaltungen, die Geographie in der allgemeinen Volksbildung versagt. Der Engländer hat dank der alten Ausbreitung über den ganzen Erdkreis, dank der Verflechtung fast jeder Familie mit auswärtigen Interessen einen natürlichen politisch-geographischen Verstand. Uns Deutschen fehlt er, muß er daher anerzogen werden. Das ist aber weder vor dem Kriege geschehen, noch geschieht es heute genügend, und diese Unterlassungssünde hat verhängnisvolle Folgen gehabt und wird sie weiter haben, wenn die politisch-geographische Bildung nicht mehr gepflegt wird(*).“ Hettner hat einmal früher schon betont, daß Betrachtungen solcher Art nicht immer da haltzumachen vermögen, „wo die wissenschaftliche Zuständigkeit des Geographen aufhört, sondern sie müssen in die eigentliche politische Betrachtung übergehen“. Es sind goldene Worte, die vor Jahresfrist mit leicht warnender Stimme gegenüber solchem Weiterausgreifen Norbert Krebs aussprach, der sich in mancher seiner kleineren Arbeiten dem Thema selbst sehr stark genähert hat: „Eine angewandte Wissenschaft behält nur Wert,

(*) A. Hettner: Die Geographie. Ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Methode. Breslau 1927, S. 159 f.

solange ihre Wurzeln in der reinen Wissenschaft verankert sind(*).“ In hohem Grad hat er, da die moderne Geopolitik ihre exaktwissenschaftliche Basis in der politischen Geographie erblickt, sie selbst wieder eliminiert, indem er bekannte: „Supans und Maulls Politische Geographien sind unsere Führer für die nächste Zeit.“

Mit der Nennung Alexander Supans mag an die geistige Vorbereitung kurz rückschauend erinnert werden, die die geopolitische Richtung durch einige Hochschulgeographen der ältesten Generation erhalten hat, ohne daß sie ebensowenig wie Ratzel dem Worte nach als Geopolitiker zu bezeichnen sind. Sie waren es jedoch dem Sinne nach. Seine „Leitlinien der allgemeinen politischen Geographie“ (**) nennt Supan, der in umfassenden Studien über die politisch-geographische Entwicklung der Kolonialreiche auf diesem Gebiet gearbeitet hatte, ein Buch „politischen Inhalts“. In ähnlicher Weise haben wie er mit starkem Interesse, wenn auch nur gelegentlich, politisch-geographische Fragen behandelt und dabei ins Gebiet der Anwendung gern übergegriffen: Oskar Peschel in seiner Staatenkunde, Alfred Kirchhoff, der sich um die Fassung des Begriffs der Nation mühte, und Theobald Fischer. Des letzteren Aufsätze, wie „Die Völker des Mittelmeergebiets und ihre weltpolitische Bedeutung“, über „Französische Kolonialpolitik“ (***) und über „Die Bilanz des italienischen Irredentismus“ sind Belege dafür. Es ist kein Zufall, daß Jahre vor dem Krieg ein Schüler Th. Fischers seine Untersuchung über „Die Bayrische Alpengrenze“ (†) abschloß: „Es ist also eine geographische Grenze zweiter Ordnung, die geographische Provinzen voneinander scheidet, eine innere

(*) Die Entwicklung der Geographie in den letzten 15 Jahren. Frankfurter Geogr. Hefte 1927. Heft 1. / (**) Leipzig 1918. / (***) Mittelmeerbilder. Leipzig und Berlin 1906 und 1908. / (†) Otto Maull: Die Bayrische Alpengrenze. Diss. Marburg 1910.

Grenze. Mögen wir uns doch erinnern, daß diese bis vor kurzer Zeit (1866) auch politisch eine innere war, die zwei Staaten des deutschen Bundes voneinander schied . . . Die Zentripetalkraft im Rahmen dieses großen Länderindividuums ist nicht zu verkennen. Wenn wir auch allen romantischen Aufteilungsgedanken der österreichischen Monarchie fernstehen, so wird Deutschland eine natürliche Ergänzung jederzeit in Österreich suchen müssen: ein großes mitteleuropäisches Deutschtum lebt nach wie vor, ob die politischen Begriffe dafür geprägt sind oder nicht." Es war ein Schluß, der unter dem Einfluß der Lehren des Meisters entstanden war.

Geopolitik ist keine von Tagesmeinungen abhängige Wissenschaft. Das sollten die paar Notizen erweisen. Man könnte noch viel weiter zurückgehen. Doch gilt es vielmehr, die Linie einer nicht nur zufälligen, sondern konsequent bewußten Pflege der Geopolitik zu verfolgen. Sie setzt in Deutschland mit Karl Haushofer ein.

Von der politischen Praxis und ebenfalls der Geographie her ist Karl Haushofer zur Geopolitik gekommen. Er hat das Wort Geopolitik von Kjellén bewußt übernommen, hat ihm aber einen etwas anderen Inhalt gegeben. Bei einem Wissenszweig, der — wie im einzelnen die Begriffsbestimmung auch ausfallen mag — sicher an der Grenze von zahlreichen anderen Wissenschaften, insbesondere Geographie, Geschichte, Wirtschaftswissenschaft, Staatswissenschaft und Soziologie, steht, ist es sehr natürlich, daß sein Wesen sich etwas verschieden spiegelt, je nachdem man von der einen oder der anderen dieser Wissenschaften kommend an ihn herantritt. Entsprechend jenen Wurzeln treten in Haushofers Schaffen drei Merkmale hervor, die nicht unwesentliche Unterschiede gegenüber Ratzel und Kjellén erzeugen. Das erste ist die regionale Beschränkung auf die ihm durch persönliches Erleben gründlich bekannten Räume Monsunasiens und des

Pazifischen Ozeans. Nennt er sein Buch „Japan und die Japaner" (Leipzig 1923) mit Recht eine Landeskunde und betrachtet es damit als eine geographische Arbeit, in der gemäß seiner Grundeinstellung allerdings die anthropogeographischen Gesichtspunkte in dynamischer Färbung stark im Vordergrund stehen, so tritt in den übrigen großen Werken (*) das, was für Haushofer den Sinn der Geopolitik ausmacht, klar hervor.

Und das ist das zweite ureigene Merkmal seines Schaffens. Er hat diese Auffassung auch in einigen besonderen methodischen Schriften niedergelegt. Zwei von ihnen sind im Anschluß an diese historische Einleitung als Belege für die geschichtliche Entwicklung des Begriffs Geopolitik wiedergegeben. In dem Aufsatz „Grundlagen, Wesen und Ziele der Geopolitik" (**) wird betont, daß die Geopolitik „die wissenschaftlich erfaßbaren, erdbestimmten und bodengewachsenen Züge des politischen Lebens, wie sie sich im Ablauf des geschichtlichens Geschehens erprobt haben", verfolgt. Und nach der Schrift: „Politische Erdkunde und Geopolitik" (***) ist sie „die Wissenschaft von der politischen Lebensform im natürlichen Lebensraum, die sie in ihrer Erdgebundenheit und ihrer Bedingtheit durch geschichtliche Bewegung zu erfassen sucht". Die letztere Definition lehnt sich übrigens mit voller Absicht eng an die Erklärung an, die unter Führung Haushofers bei der Gründung der „Zeitschrift für Geopolitik" am 15. Dezember 1923 von den vier Herausgebern von einst erarbeitet worden war, und in der weiter stand, daß die Geopolitik auf den Grundlagen weiterbaue, die von Ritter, Ratzel und

(*) Dai Nihon. Betrachtungen über Groß-Japans Wehrkraft, Weltstellung und Zukunft. Berlin 1913. Das japanische Reich in seiner geographischen Entwicklung. Wien 1921. Südostasiens Wiederaufstieg zur Selbstbestimmung. München und Leipzig 1923. Geopolitik des Pazifischen Ozeans. Berlin-Grunewald 1924. / (**) Der Weg zur Freiheit. 1927. S. 113ff. — Diese „Bausteine" S. 29ff. / (***) v. Drygalski - Festschrift. München 1925. S. 87ff. — Diese „Bausteine" S. 49ff.

Kjellén gelegt wurden. Haushofer verfolgt diese Erdgebundenheit der politischen Daseinsformen und Lebensvorgänge in seinen regionalen großen Arbeiten durch die ganze Vielgestaltigkeit des geographischen Bildes der von ihm untersuchten Räume hindurch. Die Lagebeziehungen, Oberflächenformen nach Höhengestaltung und horizontaler Gliederung, Bodenarten, Bodenschätze, Klimaeigenschaften, Meeresströmungen, Flußnetze, Erdbeben und vulkanischen Erscheinungen gehen in diese umfassenden, immer dynamisch gestalteten Betrachtungen über den erdgebundenen politischen Werdegang der von ihm als geopolitische Einheiten erkannten und erwiesenen Räume ebensogut ein wie Rassenbau, Wanderbewegung, soziale Schichtung, Siedlung, Volksdichte, Eigenwirtschaft, Weltverkehr und -handel. In diesem Punkte weicht Haushofer deutlich von Kjellén ab, und während Ratzel ausschließlich auf den am Ende des vorigen Jahrhunderts allein gesicherten Grundlagen der Physischen Geographie aufbaut, benutzt Haushofer unter umfassender Ausnutzung der seitherigen Fortschritte die ganze Skala der Wissenschaften vom Menschen als Untergrund seines umfassenden geopolitischen Gebäudes. Er macht dabei, wieder über Ratzel hinausgehend und von Kjellén abweichend, einen methodischen Unterschied zwischen Politischer Geographie und Geopolitik. Das Wesen seiner eigenen in Rede stehenden Untersuchungen betrachtet er als geopolitisch. Die Politische Erdkunde dagegen ist für ihn „die Lehre von der Verteilung der staatlichen Macht über die Räume der Erdoberfläche und ihrer Bedingtheit durch deren Form und Unterlage, Klima und Bedeckung(*). Die Politische Geographie ist damit für ihn die vornehmste Grundlage der Geopolitik: „Die Ideologie der Geopolitik ist wie ein Kristall im Zusammenschießen be-

(*) v. Drygalski-Festschrift S. 87.

griffen und im wesentlichen doch — trotz allen weiteren Zuschüssen aus Staatswissenschaft, Rechtswissenschaft, Soziologie und Geschichte, die man bei Kjellén findet — aus der Mutterlauge der Geographie, und zwar der Politischen Geographie(*)". Aber er hat es vermieden, die sich aus dieser unterschiedlichen Auffassung von Geopolitik und Politischer Geographie ergebenden Konsequenzen ausführlich zu umreißen.

Noch wichtiger ist daher das dritte Merkmal seiner geopolitischen Arbeit. Ratzel schloß genau 10 Jahre vor dem Beginn des furchtbaren Erlebens, das dem deutschen Volke beschieden war, die Augen. Haushofers wissenschaftliche Arbeit vollzieht sich zum größten Teil in der Nachkriegszeit. Überall steht hinter ihr erschütternd, aber auch ermannend das deutsche Schicksal. Sie soll daher zu ihrem Teil dem deutschen Volke den politischen Blick in die Weite der großen Erdräume vermitteln helfen, der vor dem Kriege fast völlig fehlte, und dessen Pflege in der jetzigen Einschränkung unserer weltweiten Betätigung doppelt nötig ist. Es ist Haushofer daher, im Gegensatz zu Ratzel und Kjellén, weniger darum zu tun, die raumgebundenen politischen Erscheinungen der Erdoberfläche mit universellem, typisierendem Blick zu sehen, als die praktischen Folgerungen aus der Vertiefung in Einzelräume zu ziehen. Für Haushofer ist die Geopolitik damit nicht nur Wissenschaft, sondern zugleich, in Übereinstimmung mit der oben wiedergegebenen Bemerkung Siegers, eine angewandte Disziplin, eine Kunstlehre, ohne die die Staatsleiter und in einem parlamentarisch regierten Staat das ganze Volk stets Gefahr laufen, Richtungen politischer Entwicklung einzuschlagen, die durch die natürlichen Verhältnisse der Erdoberfläche so stark gehemmt werden, daß sie über kurz oder lang mit einem Fehlschlag enden müssen. „Wenn

(*) v. Drygalski-Festschrift S. 99.

aber an einem sonst unberechenbaren Ganzen auch nur ein Bruchteil berechenbar wissenschaftlicher Erkenntnis zu einer gewissen Vorausbestimmung zugänglich ist, dann scheint es wohl doch der Mühe wert, diesen Anteil eingehender und planmäßiger zu erforschen, als es die Menschheit und vor allem ihre diplomatischen Führer bisher für nötig gehalten haben (*)."

Otto Maull hat Ratzels systematische Gedankenwelt vom Standpunkt der Geographie aus planvoll und umfassend weitergebildet und die seit jenem gemachten Fortschritte auf dem Gebiete der Wissenschaften vom Menschen zur Erarbeitung eines neuen und vollständigen Systems der Politischen Geographie genutzt. In seiner 1925 erschienenen „Politischen Geographie" hat er, an Ratzel anknüpfend und durch Kjellén angeregt, der biologischen Organismustheorie eine besondere Färbung gegeben. Er sieht das Wesen des Staates in der organischen Synthese zwischen einem Stück Boden und einem Stück Menschheit, die durch die Staatsidee hergestellt wird; er nennt den Staat einen Raumorganismus, um zu betonen, daß der geographische Raum ein integrierender Bestandteil seines Wesens ist, und um die Unvollkommenheit dieses Organismus im Vergleich zu den Gebilden des höheren Pflanzen- und Tierreichs anzudeuten. Diese Auffassung vom Staat ist für ihn, wie er an anderer Stelle ausführt (**), grundlegend für die Frage, ob die Politische Geographie in der Gesamtgeographie ein Heimatrecht hat oder nicht. Er bejaht sie. Denn für ihn ist der Gegenstand der Geographie „immer nur die Landschaft selbst und das unter dem Zwange der Landschaftswirkungen raumorganisch an sie Gebundene. Eine Erscheinung des Lebens ist raumorganisch mit der Landschaft verbunden, wenn sie so enge mit dieser durch Landschafts-

(*) v. Drygalski-Festschrift S. 90. / (**) Politische Geographie und Geopolitik. Geogr. Anz. 1926. S. 245 ff.

wirkungen verknüpft ist, daß sie ohne Berücksichtigung solcher Bindung unverstanden bleibt, zum mindesten in ihrem Wesen nicht völlig verstanden werden kann (*)." Aufgabe der Anthropogeographie ist es nach Maull, die synthetische Bindung zwischen Landschaft und Leben in den Vordergrund zu stellen. Zwischen die Geographie der Naturlandschaft und die der Kulturlandschaft schiebt er eine „Anthropogeographie im engeren Sinne" ein, deren Aufgabe die „Lehre von der Entwicklung der anthropogeographischen Kräfte und der gleichzeitigen Differenzierung der Menschen unter dem Einfluß der Landschaftswirkung" ist. Er stellt seine Politische Geographie in einer Hinsicht zu der letzteren und definiert: „Die Politische Geographie ist die Lehre vom geographischen Wesen und von den geographischen Formen des Staates oder die Lehre vom Staate in seiner geographischen Gebundenheit, in seiner Abhängigkeit von der Natur- und Kulturlandschaft. Sie ist zugleich die Lehre von der Differenzierung der Menschheit zu staatlichen Gemeinschaften. Sie lehrt damit im Staate und in den Lebensäußerungen des Staates eine der wichtigsten anthropogeographischen Kräfte kennen (**)."

In seinem umfassenden Werk hat Maull die Frage nach den Beziehungen zwischen Politischer Geographie und Geopolitik noch nicht erörtert. Es ist das erst später geschehen. In dem Aufsatz: „Politische Geographie und Geopolitik" betrachtet er die neun Aufgabengruppen, die Haushofer der Geopolitik seiner oben herangezogenen und unten abgedruckten Studie „Politische Erdkunde und Geopolitik" gesetzt hatte und kommt zu dem Ergebnis, daß sie sämtlich von ihm selbst innerhalb der „Politischen Geographie" berücksichtigt worden sind. Er kann somit einen Unterschied in stofflicher Richtung zwischen Politischer Geographie und Geopolitik nicht finden.

(*) v. Drygalski-Festschrift S. 247. / (**) Politische Geographie. Berlin 1925. S. 44.

Das gleiche glaubt er hinsichtlich der Methode feststellen zu können. Trotzdem betont er: es gibt eine Geopolitik, und wenn es keine gäbe, so müßte sie eigens geschaffen werden. Des Rätsels Lösung liegt für ihn in der Feststellung: die Geopolitik fußt auf der „Anwendung geographischer Methode auf andere Wissenschaftsgebiete, auf Zeitgeschichte, auf Geschichte überhaupt, auf Rechts-, Staats-, Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaft und andere verwandte Regionen". „Geopolitik ist eine angewandte Wissenschaft. Geopolitik ist nichts anderes als angewandte Politische Geographie."

In ein letztes Stadium ist die Auffassung vom Wesen der Geopolitik durch die Konferenz der Herausgeber der Zeitschrift für Geopolitik vom 17./18. September 1927 getreten. Es konnte sich bei dieser Konferenz selbstverständlich nur darum handeln, die Spielart der Geopolitik, die im letzten Jahrzehnt in Deutschland zur Ausbildung gekommen ist, und die, wie die vorstehende Entwicklung gezeigt hat, von der Auffassung Kjelléns etwas abweicht, begrifflich zu umschreiben, ihren wissenschaftlichen Wert zu erweisen und damit eine deutliche Linie gegenüber dilettantischen Veröffentlichungen zu ziehen, die sich des rasch zu gangbarer Münze gewordenen Wortes Geopolitik bedienen, ohne ernst zu nehmende Forschung zu bieten.

In den letzten Jahren hat, wie unsere geschichtliche Darstellung erweist, die Frage der Beziehungen zwischen der Geopolitik und der Politischen Geographie eine besondere Rolle gespielt. Es ist das natürlich, da diejenigen, die sich zurzeit mit Geopolitik befassen, größtenteils von der geographischen Seite her zu ihr gekommen sind. Die genannte Frage ist aber dadurch beantwortbar, daß man vom Wesen der geographischen Gesamtwissenschaft ausgeht. Denn es ist eine unabweisbare Forderung, daß alle Teilwissenschaften, die mit der Bezeichnung -geographie enden, also auch die Politische Geo-

graphie, sich als notwendige Teile dem Begriff der Gesamtgeographie einordnen. Läßt man diese Forderung außer acht, so muß der Begriff der Gesamtgeographie, der ja doch nicht neben, sondern nur in jenen Teilwissenschaften existiert, notgedrungen zwiespältig oder verschwommen werden (*).

Für die Herausgeber der Zeitschrift für Geopolitik ist die Geographie die Wissenschaft vom individuellen Charakter der Land- und Meeresräume auf der Erdoberfläche, sowohl in Rücksicht auf ihre Lage wie auf ihre dingliche Erfüllung; sie ist die Lehre von der Wesenheit der irdischen Erdteile, Länder, Landschaften und Örtlichkeiten(*). Damit hat die Geographie ein ihr ureigenes Sachgebiet, das keine Nachbarwissenschaft ihr rauben kann. Die Wesenheit der irdischen Landschaften liegt unmittelbar in ihrem Dasein eingeschlossen, sowohl in ihrer sinnlich wahrnehmbaren Physiognomie als auch in ihrer geistigen Eigenart.

Viele Geographen glauben, um diese Wesenheit zu fassen, noch eines besonderen Prinzips zu bedürfen. Sie finden es in dem ursächlichen Zusammenhang zwischen den verschiedenen, an einer Erdstelle vereinigten Naturreichen nebst den ihnen zugehörenden Einzelerscheinungen (**). In der Tat kommt diesem Prinzip, das den tief befriedigenden Zusammenklang der räumlichen Kausalwirkungen in der Landschaft enthüllt (***), eine hervorragende Bedeutung bei der genetischen Erklärung der Landschaften zu, die selbstverständlich eines der vornehmsten Ziele der Geographie ist und bleibt. Aber die Herausgeber der Zeitschrift für Geopolitik glauben nicht, daß man auf dieses Prinzip die Abgrenzung der Geographie grün-

(*) Vgl. A. Hettner: Die Geographie, ihr Wesen und ihre Methoden. Breslau 1927. S. 123 f. / (**) Degl. S. 124. / (***) Degl. S. 129. / (†) Vgl. A. Gradmann: Das harmonische Landschaftsbild. Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. z. Berlin 1924. S. 129 ff. Ähnlich O. Maull in Polit. Geogr. S. 32 ff; Geogr. Anz. 1926. S. 247.

den kann. Sein Bereich scheint vielmehr weit über das Bereich einer auf den Landschaftsbegriff aufgebauten Geographie hinauszugreifen. Entwickeln doch viele Sachwissenschaften in dem Maße, wie sie aus dem Stadium der Beschreibung in das der Erklärung übergehen, den Gesichtspunkt der Erdgebundenheit ihrer Erscheinungskomplexe. Die Wissenschaften vom Menschen sind sich dabei aber wohl bewußt, daß dieser Gesichtspunkt nur als einer unter zahlreichen für ihre genetische Betrachtung brauchbar ist. In diesem Sinne ist z. B. die Polemik gehalten, die Sartorius von Waltershausen kürzlich gegen die von Dove vertretene beziehungswissenschaftliche Auffassung vom Wesen der Wirtschaftsgeographie gerichtet hat (*): „Was von Dove angestrebt wird, ist geographische Isolierung. Die geographischen Tatsachen werden aus der Menge der technischen und wirtschaftlichen Faktoren ausgesondert, es wird eine geographisch-wirtschaftliche Kausalität derart aufgesucht, als ob es nichts anderes in der Ursachenreihe der gegebenen Wirklichkeit gäbe. Die geographische Isolierung ist jedoch nicht immer sicher zu handhaben; um so schwieriger ist sie, je weiter und vermittelt die Folgeerscheinung von der geographischen behaupteten Ursache abliegt. Wie gefährlich ihre zu weit gehende Anwendung ist, hat die sogenannte geographische Soziologie gezeigt, die alle wichtigen sozialen Gestaltungen aus dem geographischen Milieu Klima, Boden, Land- und Meerverteilung, Steppen und Gebirgen zu erklären weiß."

Allerdings wenden jene Sachwissenschaften den Gesichtspunkt der Erdgebundenheit nur einseitig an, d. h. nur im Hinblick auf ihre Sonderobjekte als Wirkungen, während die Geographie in der Lage ist, das ganze Gewebe raumorganischer Verflechtung der Landschaftselemente zu entschleiern. Aber

(*) Die Weltwirtschaft. Leipzig 1926. S. 35.

selbst in diesem Sinne bietet das zur Rede stehende Prinzip kein brauchbares Mittel zur Abgrenzung der Geographie. Denn es gibt im Bereiche der Kulturlandschaft zahlreiche Erscheinungen, die nicht, oder nur zu kleinem Teil, raumorganisch faßbar sind. Das gilt z. B. von den Millionenstädten und Industrielandschaften. Bei ihnen sind historische, finanzielle, konjunkturelle, technische, politische und viele andere Momente im Gesamtgeflecht der Ursachen meist viel unmittelbarer wirksam als die raumorganischen. Und genau so, wie die materialistische Geschichtsauffassung eine Einseitigkeit darstellt, ist es ein unbeweisbares Dogma, daß alles, was an verschiedenen Stellen der Erdoberfläche verschieden entwickelt ist, letzten Endes raumorganisch erklärbar sein müsse (*).

Kann somit das Wesen der Gesamtgeographie nicht ausschließlich im Gesichtspunkt der raumorganischen Verflechtung liegen, so kann der Inhalt der Politischen Geographie nicht nur die Beziehung zwischen Staat und Boden sein. Es kann auch eine Politische Geographie nicht etwa nur deswegen geben, weil die Kulturlandschaft zu ihrer Erklärung der Analysierung der anthropogeographischen Kräfte bedarf und weil eben vom Staat ungemein wirksame Kräfte dieser Art ausgehen. Der Kern der Politischen Geographie scheint vielmehr in der Weiterentwicklung der Gedanken zu liegen, die Otto Maull im synthetischen Teil seiner Politischen Geographie entwickelt hat, wo er auf die Frage nach dem Wesen eben jener Synthese schreibt (**): „Die Antwort leitet zugleich zurück in das Kerngebiet aller geographischen Betrachtung, zur Lehre von den Ländern und Landschaften; sie zeigt deren Eignung oder Nichteignung für die Herausbildung politischer Lebensräume. Mit ihr wird die Politische

(*) Vgl. H. Lautensach: Allgemeine Geographie zur Einführung in die Länderkunde. Stielerhandbuch I. Gotha 1926. S. 3 ff. / (**) Politische Geographie. S. 601, 726.

Geographie zur Lehre von der Landschaft als dem politischen Lebensraum." „Der Staat ist damit... letzten Endes eine Form der Kulturlandschaft, und seine wissenschaftliche Behandlung steht darum im Brennpunkt der modernen Geographie."

In diesem Sinne ist und bleibt die Politische Geographie ein notwendiger und sicherer Bestandteil der Gesamtgeographie und verdient ihren Namen mit Recht. Sie ist aber damit zugleich verschieden von der Geopolitik. In der Ausbildung, die die Geopolitik durch Haushofer und den ihm nahestehenden Kreis erfahren hat, ist die Geopolitik nicht nur eine Anwendung der Politischen Geographie oder eine Kunstlehre, ihr eignet vielmehr eine ganz bestimmte und besondere wissenschaftliche Fragestellung, nämlich die Frage nach den Zügen im Ursachengeflecht der politischen Vorgänge, die erdgebunden, raumbedingt sind. Damit ist die Geopolitik, wie die Herausgeber der Zeitschrift Kjellén zugeben, nicht ein Teil der Geographie, d. h. einer Geographie, wie sie oben umrissen wurde. In einer rein beziehungswissenschaftlich orientierten Geographie würde sie einen Platz beanspruchen können, doch die Herausgeber der Zeitschrift betonen im wohlverstandenen Interesse sowohl der Geographie wie der Geopolitik den Anspruch auf diesen Platz nicht. Handelt doch die Geopolitik nicht von der Landschaft, sondern eben von der Erdgebundenheit politischer Vorgänge. Gewiß wird sie dabei durch Mahnungen wie die von Sartorius v. Waltershausen zur Vorsicht angehalten und veranlaßt, das ganze Geflecht der politischen Ursachen in jeder Richtung sorgfältig zu analysieren, was ihr viel leichter fällt als der Geographie, da sie sich auf ein einzelnes Sachgebiet beschränkt. Sie erreicht durch die Absonderung der erdgebundenen von den in rein menschlichen Verhältnissen ruhenden Ursachen dabei das praktisch ungemein wichtige Ergebnis, daß sie, ganz wie Haushofer

ausgeführt hat, das an den politischen Ereignissen herausschält, was einer gewissen Vorausbestimmung fähig ist, daß sie also zur Kunstlehre wird. Immer aber ruht sie dabei ihrer inneren Natur entsprechend breit auf dem Fundament, das von der Geographie errichtet worden ist.

Unter Berücksichtigung der vorstehend entwickelten Gesichtspunkte haben die Herausgeber der Zeitschrift der Geopolitik die folgenden Ausführungen gemeinsam formuliert:

„Die Geopolitik ist die Lehre von der Erdgebundenheit der politischen Vorgänge.

„Sie fußt auf der breiten Grundlage der Geographie, insbesondere der Politischen Geographie als der Lehre von den politischen Raumorganismen und ihrer Struktur.

„Die von der Geographie erfaßte Wesenheit der Erdräume gibt für die Geopolitik den Rahmen ab, innerhalb dessen sich der Ablauf der politischen Vorgänge vollziehen muß, wenn ihnen Dauererfolg beschieden sein soll. Gewiß werden die Träger des politischen Lebens gelegentlich über diesen Rahmen hinausgreifen, früher oder später aber wird sich die Erdgebundenheit immer wieder geltend machen.

„Im Sinne dieser Erkenntnis will die Geopolitik Rüstzeug zum politischen Handeln liefern und Wegweiser im politischen Leben sein.

„Damit wird sie zur Kunstlehre, die die praktische Politik bis zu der notwendigen Stelle des Absprungs vom festen Boden zu leiten fähig ist. Nur so wird dieser Sprung vom Wissen zum Können und nicht vom Nichtwissen aus erfolgen, woher er sicher weiter und gefährlicher ist.

„Die Geopolitik will und muß zum geographischen Gewissen des Staates werden."

Der zweite und dritte Teil dieses Buches, das sich sinngemäß „Bausteine" nennt, da es nur einzelne zubehauene

Quader, aber noch nicht ein fertiges Gebäude der Geopolitik zu bieten vermag, stellt sich die Aufgabe, durch eine Reihe von Einzelbeispielen die aus der eben gegebenen Erklärung folgende Art der geopolitischen Methode zu zeigen und auf die verschiedenen Auswirkungen der geopolitischen Kunstlehre hinzuweisen. Die in diesen Teilen enthaltenen Aufsätze sind zum Teil ältere, gründlich durchgesehene und erweiterte, zum Teil völlig neue Arbeiten.

Karl Haushofer:

GRUNDLAGEN, WESEN UND ZIELE DER GEOPOLITIK

Wenn ein Volk nach ungeheuren Opfern, nach Arbeit und Leistung weit über dem Durchschnitt der Völker der Erde, eine so furchtbare Zerstörung seiner Lebensform, eine so wahnwitzige Zerschneidung und Verstümmelung seines Lebensraumes erfuhr, wie das deutsche, so hat es ein Recht zu fragen, wo es bei denen fehlte, die in erster Linie als Hüter dieser Lebensform in ihrem Lebensraum bestellt waren (*).

Nicht, um Rache zu nehmen, denn Rache und Reue sind unfruchtbar; aber aus dem Wunsch, zu verhüten, daß unser Haus von Menschen derselben Art wieder auf den gleichen Sand oder auf das gleiche Papier gebaut werde, statt auf tragende Erde und gewachsenen Boden, erwuchs der Drang nach dieser Frage.

Aus diesem elementaren Drang nach besserem wissenschaftlichen Schutz der politischen Lebensform wie des Volks- und Kulturbodens heraus entstand auch die Forderung der Geopolitik; aus ihm erklärt sich, warum ihre von dem schwedischen Staatsforscher Rudolf Kjellén zum ersten Mal klar umrissene Idee (**) und ihr glücklich und treffend gewählter Name gerade unter den denkenden Kriegsteilnehmern in Innereuropa so schnell Anhänger gewannen.

(*) Geographische Grundzüge Auswärtiger Politik. „Südd. Mon.-Hefte“ 1927, Januar-Heft; auch „Geopolitik und Presse“. / (**) Rudolf Kjellén: „Der Staat als Lebensform“, 4. Auflage. Berlin. Vowinckel 1924, S. 45 ff. „Der Staat als Reich. Geopolitik.“

Herrscht in dem zerrissenen Mitteleuropa über irgend etwas Einigkeit, so ist es darüber, daß die außenpolitische und innenpolitische Führung der großen mitteleuropäischen Lebensformen, der Zentralmächte (wie sie die englische Geopolitik bald nannte: Central Powers) gegenüber der britischen, französischen und slawischen wissenschaftlichen Politik versagt habe. Das galt von den äußerlich gewandten, aber innerlich hohlen Menschen der Gesellschaft, den einseitig mit etwas Juristerei und Cameralwissenschaften sowie Sprachkenntnis zugeschliffenen, nicht in die Tiefe steigenden Männern der Außenämter und der Außenposten. Das galt aber auch von denen, die sie besser hätten erziehen sollen, den Hütern der Erkenntnisse der Erdkunde, Geschichte, Gesellschafts-, Rechts- und Staatswissenschaft, die zu eng in ihrer Tiefe steckengeblieben waren und keinen Zusammenbau als Unterlage politischer Wissenschaft zu schaffen vermochten, wie ihn eben doch die „political science" der Angelsachsen, die „école des sciences politiques" in Paris unseren Gegnern geschaffen hatte(*).

In diese Lücke, deren furchtbares, folgenschweres Vorhandensein von 1900 bis 1914 — wo eine Anwandlung zu später Reue bei allen Beteiligten eintrat — niemand in Mitteleuropa zu leugnen wagen wird, will die Geopolitik treten. Sie sucht aus den wissenschaftlich erfaßbaren, erdbestimmten und bodengewachsenen Zügen, wie sie sich im Ablauf geschichtlichen Geschehens erprobt haben, für die Kunst der Politik eine Brücke bis zu ihrer notwendigen Stelle des Absprungs vom festen wissenschaftlichen Boden zu bauen, damit dieser Sprung

(*) Mahan: „The Interest of America in Sea Power, present and future"; Mackinder: „Geographical pivot of history"; Fairgrieve: „Geography and World Power"; Chéradame: „L'Europe et la question d'Autriche", — die Richtlinien zur Zerstörung der Habsburger Monarchie schon i. J. 1901 angebend, — sind solche Proben aus vielen, die gegeben werden könnten.

wenigstens vom Wissen zum Können, nicht vom Nichtwissen aus erfolge, woher er sicher weiter und gefährlicher ist.

Daß im Bau und der Richtung dieser Brücke, der letzten Handreichung einer auf sicherem Boden stehenden Wissenschaft zur Kunst der Politik, eine gewisse Prognose und der Mut zu ihr inbegriffen sein muß, das liegt begründet im Wesen ihres Weiterbauens über die festen, aber eben auch fortwährend durch das Leben überholten Erkenntnisse der reinen Erdkunde, besonders ihres Teilgebiets, der politischen Geographie, und der Geschichte, besonders der Zeitgeschichte hinaus — dem Kommenden entgegen!

Darum stellt die Geopolitik eben auch außerordentlich hohe Anforderungen an jeden, der sie schöpferisch treiben will, nicht nur sachlicher, sondern auch persönlicher Natur; denn sie schließt ja nichts Geringeres in sich ein als die Forderung auf das Erziehungsrecht der praktisch die Kunst der Politik betreibenden Führer.

Ihre beste Grundlage — und dafür kämpfe ich als Geograph — ist und bleibt aber eine vollkommene Schulung zunächst in der politischen Erdkunde, zu der selbstverständlich Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie, wie Kultur- und Wehrgeographie gehören, demnächst in den Methoden der Geschichte und der Staats- und Gesellschafts-Wissenschaften; erst dann käme die rechtswissenschaftliche Schulung dazu, deren Denkweise die Fähigkeit zum Handeln ins Ungewisse hinein gefährdet.

So steht also (darin gebe ich Tiessen(*) ganz recht) die Geopolitik zwar auf dem Boden und den Erkenntnissen der politischen Erdkunde, sie bedient sich mit Vorteil, wie Maull(**)

(*) E. Tiessen: Die Eingrenzung der Geographie. Pet. Mitteilungen, 1927, S. 1 und 7. / (**) Otto Maull: Politische Geographie und Geopolitik. Geographischer Anzeiger 1926, Heft 11/12 und Nachschrift von Karl Haushofer S. 253.

sagt, deren Methoden, aber sie ist natürlich nicht nur politische Geographie: sie umfaßt weit mehr!

Wie Rudolf Kjellén in seinem Buch: „Der Staat als Lebensform“ eine Theorie und in den „Großmächten der Gegenwart“ gleich eine Nutzanwendung auf die Praxis der Geopolitik gegeben hat, so hat sich später Lautensach der Mühe unterzogen, einige Anwendungen in seinem Hefte über Geopolitik zusammenzustellen. Er zeigte in seinen einleitenden Worten, wie sehr Kjellén auf den Schultern unseres genialen deutschen Anthropo-Geographen Ratzel stand und in den Begriffen seiner Auffassung von politischer Geographie ebte (*).

Wie fremd und neu die zusammenfassende Bezeichnung der Geopolitik für eine im Grunde uralte Sache war, verrät etwa die Fassung „Geopolitik“ in Banse's „Geographischem Lexikon“ (**), die nur einige Arbeiten von Dix, Schöne und Kjellén, aber unter diesen nicht die entscheidende, am meisten programmatische nennt.

Das Wesen der Geopolitik in festere Umrisse zu fassen, hat sich dann seit 1924 ein größer und größer werdender Kreis in der „Zeitschrift für Geopolitik“ bemüht, mit der sich die „Zeitschrift für Weltpolitik und Weltwirtschaft“ 1927 vereinte (***). Dem gleichen Zweck dienten meine Arbeiten über „Politische Erdkunde und Geopolitik“ und zwei andere von J. März und O. v. Niedermayer in den „Freien Wegen vergleichender Erdkunde“ (†), diente C. Uhligs „Bessarabische Frage“, meine „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“, dienten die

(*) F. Ratzel: Politische Geographie. 3. Auflage, durchgesehen und ergänzt von E. Oberhummer. Oldenbourg, München und Berlin, 1925. / (**) E. Banse's Lexikon der Geographie. Westermann, Braunschweig, 1923. / (***) „Zeitschrift für Geopolitik, verbunden mit der Zeitschrift Weltpolitik und Weltwirtschaft.“ Kurt Vowinckel Verlag, Berlin, seit 1924, Verbdg. 1927. / (†) „Freie Wege vergleichender Erdkunde“, E. v. Drygalski gewidmet. Oldenbourg, München-Berlin, 1925.

Untersuchungen von J. März und mir über das Verhältnis von „Geopolitik und Selbstbestimmung in Süd-Ost-Asien“, die durch die Weiterentwicklung der Verhältnisse dort in ihrer Fähigkeit zur Prognose doch wohl inzwischen bestätigt worden sind.

Im Gegensatz dazu stellte Passarge einen Unterschied pazifischer, sich in der Politik pazifischer Lebensformen auswirkender Formeigenart gegenüber andern Erdräumen (*) überhaupt in Frage, und damit freilich zugleich auch eine weltanerkannte Schilderung über den Gegensatz des pazifischen zum atlantischen Küstentyp, wie ihn Sueß geprägt hat (**). Ein solcher Gegensatz kann aber gar nicht spur- und wirkungslos für seine Anwohner bleiben, wenn wir nicht jede Einwirkung der Eigenart ihres Lebensraumes auf Lebensformen leugnen wollen.

Eine solche Auffassung stünde aber so sehr im Widerspruch mit unbestrittenen Erfahrungen der Gesamtmenschheit wie des Einzelnen, daß wohl nur sehr Wenige der Wissenschaft auf so verneinende Wege folgen würden.

Weit eher besteht die Gefahr — wie ja auch gegenüber den Tatsachen, die Hellpach in seinen „Geopsychischen Erscheinungen (***) zusammenfaßte — daß eine neue Geomantik, eine neue Form des Aberglaubens über dem sehr nüchternen Tatsachenboden der Geopolitik aufgetürmt werde, daß also die Träger geopolitischer Ideen von ihren eigenen Anhängern überrannt oder doch weiter gedrängt werden, als sie die Wege schon für ausreichend erforscht und auf festem Grunde beschreitbar halten.

(*) S. Passarge: „Die politisch-geographischen Grundlagen des Südseegebietes vor dem Eintreffen der Europäer“ (mit Karten). Pet. Mitteilungen 1926, S. 209. / (**) Eduard Sueß: „Das Antlitz der Erde“ bringt in seinem II. Band, Prag, Wien, Leipzig 1888 auf Seite 257 jene klassische Gegenüberstellung des grundsätzlichen Unterschieds im atlantischen und pazifischen Küstenbau. / (***) W. Hellpach: „Geopsychische Erscheinungen“. Engelmann, Leipzig, 1917. II.

Als freundlicher, verständnisvoller Halt vor allem in dieser Richtung stand R. Sieger mit seinen politisch-geographischen Arbeiten fördernd und richtungsweisend an den neuen Wegen, und sein frühes Hinscheiden ist ein herber Verlust für die Reinerhaltung der geopolitischen Ideen.

Er, wie auch Penck und Volz und ihre Schule, erkannten namentlich den Wert geopolitischer Methoden für bedrohte Grenzlandschaften und ihre allseitige Erforschung, für das Festhalten bedrohten Volks- und Kulturbodens mit den Mitteln umfassenderer wissenschaftlicher Durchdringung, als sie die politische Geographie allein an die Hand gab.

Eine Andeutung über die Verwendbarkeit solcher Methoden findet sich vielfach in v. Loesch: „Volk unter Völkern“ und „Staat und Volkstum“, oder in Volz: „Westdeutscher und ostdeutscher Volksboden“ (*).

Ein Aufsatz darin zeigt (**), was bewußte Grenzschutz-Politik besonders von geopolitischen Methoden zu gewinnen hat; daß sie sich suggestiver Karten dabei bedienen sollte, wie sie auch bei größeren weltpolitischen Untersuchungen mit Erfolg anwendbar sind, dafür liefert die Abrechnung, die v. Loesch mit dem Paneuropa-Gedanken durchführte, einen schwer übertrefflichen Beweis. Eine Reihe von kleinen Bänden, die demnächst von Dr. Grabowski herausgegeben werden, sollen an einzelnen Fragenkreisen die theoretische und praktische Anwendung der Geopolitik zeigen.

Was die Weltwirtschaft von der Geopolitik zu gewinnen vermag, darüber findet sich einiges in meinem Vortrag über Weltwirtschaft und Geopolitik, über den ein Bericht in der

(*) „Volk unter Völkern“, Bücher des Deutschtums. Bd. I. Herausgegeben von Dr. K. C. v. Loesch und A. Hillen Ziegfeld. Hirt, Breslau, 1925 und „Staat und Volkstum“, wie vor, 1926. W. Volz: „Der westdeutsche Volksboden“, Hirt, Breslau 1925. W. Volz: „Der ostdeutsche Volksboden“, Hirt, Breslau, 1926. / (**) „Geopolitische Betrachtung grenzdeutscher Probleme“ in „Volk unter Völkern“, S. 188.

Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Weltwirtschaft erschien.

Eingrenzungen dabei hat ihr in allzuengem Kreise Passarge, etwas weiter E. Tiessen angewiesen („Die Eingrenzung der Geographie“, Petermanns Mitteilungen 1927, S. 7, 8).

Was Geopolitik dem denkenden und seine Erfahrungen in wissenschaftlichem Geiste verarbeitenden Kaufmann sein kann, das habe ich ihm in dem an geopolitisch wertvollen Aufsätzen ungewöhnlich reichen „Handwörterbuch des Kaufmanns“ von Bott, Hamburg, unter dem Schlagwort „Geopolitik“ nachzuweisen versucht.

Mit dieser kurzgefaßten, alles eher als vollständigen Umschau über das Schrifttum ist ein Anhalt dafür gegeben, von welchen leicht erreichbaren Stellen, von welchen Namen aus Grundlagen, Wesen und Ziele der Geopolitik, der Sinn ihres neuen Namens, erfaßt werden kann. Dieser soll eben gerade kein bloßes Schlagwort sein, sondern nur die kurze, treffende Bezeichnung eines bei politisch weitsichtigen Völkern schon lange vorhandenen Zusammenbaus aller für die Erhaltung des Staates im Raume notwendigen Wissenschaften und eine Forderung, ihn zu schaffen, wo er noch nicht besteht.

Man könnte die Frage erheben: warum dazu überhaupt ein neues Kennwort wählen? Warum eines, das aus sprachfremdem Wortgut der Menschheit hergenommen wurde? Wer die Frage stellt, möge sich zunächst um eine deutsche Übersetzung bemühen, die alles, aber auch alles enthält, was dieser Name Geopolitik über die ganze Menschheit hin heute ohne weiteres aussagt.

Sie muß auf der einen Seite den erdfesten, bodenständigen, schicksalhaften Zug der hellenischen Gaia mit deren mystischer Heiligkeit zusammen in einer Silbe wiedergeben, der die Urmutter Erde, wie das chinesische „Erdprinzip“ (Yin im Gegen-

[illegible] auf der andern Seite in drei kurzen, gut sprechbaren, einprägsamen Silben den ganzen Inhalt des Wortes Politik einschließen, in dem weitgehenden Sinn, wie ihn etwa A. Weber ihm beilegte, als Kampf um die Erhaltung, Umschichtung und Gewinnung der Macht auf der Oberfläche der Erde. Und der Sinn des humanistisch Gebildeten ergänzt ja immer noch ungesprochen neben Politik das Wörtchen „techne", die politische Kunst! Die Vorsilbe sagt ohne weiteres, daß dieser Kunst alles durch Wissen von der Erde, von dem Boden her Erreichbare an handwerksmäßigem und wissenschaftlichem Können bereitgelegt werden soll, nicht nur das politisch-geographische Wissen allein, damit sie den rechten Weg zur Schaffung ihres politischen Raum-Kunstwerks von der letzten, äußersten, durch Wissenschaft noch fest zu begründenden Stelle aus beschreite!

Damit ist von selbst, schon im Namen gesagt, daß Geopolitik die Aufgabe hat, daß es in ihrem Wesen liegt, alles zur möglichst weisen Verwirklichung der Macht im Raume der Erde Nötige für die Kunst der Politik nicht nur bereitzulegen, sondern denkbar gebrauchsfertig darzureichen. Damit versteht sich auch ohne weiteres, daß sie von einer viel breiteren Grundlage herauf zu arbeiten hat, als von der — allerdings das Wichtigste liefernden — Grundlage der politischen Geographie allein.

Staatswissenschaften und Volkswirtschaft, Gesellschaftswissenschaft und Bevölkerungslehre (etwa in dem Sinn, wie sie Carr-Saunders, Jean Brunhes, Albrecht Penck, Camille Vallaux treiben), die „wissenschaftliche Politik" der Ver. Staaten, die Erfahrungen der Geschichte, des Völkerrechts und Staatsrechts, dann erst der eigentlichen Rechtswissenschaft: sie alle müssen an dem Bau mittragen, der nicht nur der Aufnahme der Vergangenheit dient, wie so viele Werke der politischen Geographie und Geschichte, sondern dem Tragen und Wagen für die Zukunft. Für ihren Bedarf und dazu natürlich

(wie schon Sieger forderte) mit dem Mut zur Prognose muß die wissenschaftliche Grundlage der Geopolitik konstruiert sein.

Das fordert ein sehr sorgfältiges und sehr vielseitiges Können beim Durchkonstruieren. Darum wird dieser Aufgabe für selbstschöpferische Leistungen auch in der Regel nur ein geistiger Arbeiter gewachsen sein, der sich nicht nur eine vielseitige Grundlage der eigenen Ausbildung in der Theorie geschaffen hat, sondern außer der eigenen Lebensform und deren Nachbarräumen mindestens einen weiteren, womöglich gegensätzlichen, aus eigner Arbeit darin kennt. Vorzüglich der Gegensatz zwischen kontinentaler und ozeanischer Bestimmung eines Lebensraumes, einer Macht oder Volkheit — von Ratzel als der größte bezeichnet, über den überhaupt eine Aussage anthropogeographischer Art bei Völkern gemacht werden könne — darf als bewußte oder unbewußte Voreingenommenheit für die eine oder andere Einstellung bei geopolitischer Schulung keine Rolle spielen.

Alle großen Bildner geographisch erfaßbarer Menschen- und Völkerschicksale — wie Meer und Binnen-Hochland, Gebirge, Kessel, Stromtäler und weite Küstenebenen, Wald- und Sumpfgebiete, Steppen und Wüsten — müssen einem Mann, der sicheres geopolitisches Urteil haben soll, in ihrer physischen Eigenart wie in ihrem Einfluß auf den Menschen vertraut sein.

Sagte schon Karl V., daß ihm jede Sprache, die er lerne, ein Leben mehr schenke, so müssen wir so weit gehen, daß ein bei uns landesübliches Maß an Sprachbildung unseres mediterranen Kulturkreises für sicheres geopolitisches Urteil eigentlich nicht genügen kann, sondern wenigstens der Einblick in Sprache und Anschauung der großen Slawenvölker, der Uralaltaier, Indiens und Ostasiens erforderlich wäre.

Um nicht nur auf die in Büchern niedergelegte, dann immer drei bis fünf Jahre veraltete Statik der großen politischen

Räume angewiesen zu sein, sondern auch ihre Dynamik zu begreifen, muß als Grundlage praktischer geopolitischer Leistung eine vielseitige Fühlung mit Zeitungen und Zeitschriften, mit der aktuellen Karte, dem Tages- und Nachrichtendienst, der politischen Spottzeichnung der Erde aufrechterhalten werden. Das fordert nichts Geringeres als die Vereinigung der Gaben eines guten, die Forderung des Augenblicks begreifenden Journalisten mit dem Ernst und der sichtenden, Abstand haltenden Unterscheidungsfähigkeit für Dauerwerte des Gelehrten. Dazu müßte eine gewisse Flüssigkeit der Darstellung kommen, sobald Massenwirkung angestrebt wird. Wissenschaftliche Geopolitik mag hie und da schwer lesbar sein, wenn sie den Gehalt von Seiten auf Zeilen zusammendrängen und im Telegrammstil fassen muß, aber sie darf nie so langweilig sein wie rein wissenschaftliche Bücher, weil sie sonst die Machtmenschen, auf die es für ihre Praxis ankommt, nicht erreicht und fesselt. So verbraucht vielleicht nichts die Menschen so rasch wie intensive geopolitische Tätigkeit; aber sie belohnt auch dafür! Geopolitik führt ihre Adepten und Meister mehr als irgendeine andere Wissenschaft vor den unverhüllten, großartigen Anblick des webenden Schicksals, dessen furchtbarer Ernst freilich Viele zurückschreckt.

Die Erkenntnis der Macht braucht auch dann durchaus nicht im Geiste eines Machiavelli zu Indiskretionen eigener unschöpferischer Kraft über sie zu werden oder zu der Überzeugung zu führen, daß Macht an sich etwas Böses sei. Sie ist nur, wie Voßler mit Recht schreibt, etwas furchtbar Scharfes, wie eine schußbereite Mine, wie ein rasiermesserartig geschliffener japanischer Zweihänder, der in unbereiten, schlecht erzogenen Händen sehr leicht zu einem Werkzeug des Bösen werden kann!

Darum ja eben fordern wir eine Rolle für die Geopolitik in der Erziehung eines Jeden, der seiner eigenen oder einer fremden Lebensform an politisch verantwortlicher Stelle nutzen oder schaden kann, und fordern als Voraussetzung für spätere geopolitische Einsicht für Geographie und Geschichte in der Schule Pflege in ganz anderm Maße als bisher.

Eine solche Forderung ist aber wohl berechtigt, wenn wir die Größe der Ziele ins Auge fassen, denen Geopolitik die Menschheit entgegenführen will: nichts Geringeres bedeuten diese Ziele, als das Streben, eine gerechte, der furchtbaren Übervölkerungsgefahr der Erde in längstens dreihundert Jahren ins Auge sehende Verteilung des Lebensraumes auf der Erde durch einen unbestreitbaren Appell an die Vernunft der Völker auf dem Gebiete der Kultur, der Macht und der Wirtschaft herbeizuführen.

Freilich werfen sich ihr dabei zunächst alle die Mächte entgegen, die ein Interesse an der Aufrechterhaltung unsinniger Volksverdichtungen oder doch in ihrer Bewegungsfreiheit gebundener versklavter Völker an einzelnen Stellen der Erde, wie an der selbstsüchtigen Verschließung raumweiter, menschenhungriger Landreserven an andern Stellen haben. So vor allem die Vertreter des alten Kolonial-, Macht- und Gewaltstandpunktes — gleichviel, ob sie sich mehr auf reine Machtausübung oder auf Wirtschaftszwang geworfen haben.

Das wuchtigste Kampfmittel der Geopolitik auf diesem Wege des Überzeugens sind die Zahlen der Volksdichte, der Bewohner auf einem Quadratkilometer Erde.

Denn diese Zahlen sagen nicht nur aus, wo auf der Erde unerträglicher Volksdruck, Raumenge, Übervölkerung herrscht, die mehr Menschen zusammendrängt, als der reichste Boden ernähren kann — wie in der Lombardei (602), in den japanischen Küstenebenen (von 1600—200), im Ruhrgebiet (800), in Sachsen (330), im Rheinland (zwischen 300 und 200). Sie zeigen auch mit erbarmungsloser Deutlichkeit, wo der Besitzer sein weites, einsames Land nicht zu entwickeln vermag und früher

oder später die Not die Hungernden ins Land ruft, wenn sich der Besitzer nicht mit ihnen verständigt, wie in Australien mit weniger als 1, in den pazifischen Gebieten Amerikas mit zwischen 1 und höchstens 25, in den Amurländern mit weit unter 1 Einwohner.

Diese Zahlen klagen an: sie verraten, wo „auch hier geschieht, was längst geschah, denn Naboths Weinberg war schon da!" Sie zeigen, daß es reine Machtgier war, die Australien nach der deutschen Südsee, Neuseeland nach Samoa führte, sie zeigen, welche Rasse die Mandschurei mit wimmelnder Volkskraft von etwa 33 Millionen in einem Menschenalter zu erfüllen vermochte und welche andere nur mit einer dünnen Herrenschicht, die wenige Jahre nach dem Machtzusammenbruch fast völlig verschwand.

Mit diesen Waffen kämpft nach geopolitischen Methoden seit vielen Jahren, seit Graf Komura seine große Rede für den Lebensraum der japanischen Rasse hielt, zäh und ausdauernd das Japanische Reich; nach ihnen arbeitet seit kürzerer Zeit, aber nicht minder geschickt, der Diktator des übervölkerten Italien. Und gerade dieser Waffen, die so mächtig für die Tatsache eines Verteidigungskrieges der reinen Notwehr Innereuropas fechten konnten, deren hat man sich bei uns aus Mangel an geopolitischer Einsicht nicht genügend bedient; vor allem nicht im eigenen Volk, dem man immer die Weltkarte, nicht nur die Kriegskarte Mitteleuropas hätte zeigen müssen, damit es die Größe seiner Gefahr und die furchtbare Gegenständlichkeit seines verzweifelten Kampfes um Mindestraum auf der Erde, seines Kampfes um Dasein begreife, vor der es keine Flucht in irgendwelche Ideologie gibt. Gerade die Arbeiter, um deren Lebensraum und Atemweite es in erster Linie ging, hätten die ersten sein können und müssen, um diesen geopolitischen Tatsachen ins Gesicht zu sehen, wie das heute Winnig und einzelne Jung-Sozialisten endlich tun.

Ihr Gerechtigkeitsgefühl, das sich gegen die Vergewaltigung eines kleinen Landes sträubte, müßte auch verstehen, daß es nicht mit rechten Dingen zugeht, wenn bei uns sich 133 Menschen auf einem zu ihrer Ernährung einfach unfähigen nordalpinen Quadratkilometer drängen müssen, in allen Kolonialreichen aber nur 7, 9, 15, 23, 25 Menschen aus viel reicheren Böden ihren Unterhalt zu gewinnen haben, wie beim belgischen, französischen, niederländischen und britischen, noch dazu, wenn der Lebensraum in seinen Verkehrslinien zerschnitten, seiner besten Rohstoffgebiete beraubt ist.

So ist recht verstandene Geopolitik eines der mächtigsten Kampfmittel für gerechte Verteilung des Lebens- und Atemraumes auf der Erde, nach der Arbeitsfähigkeit und Kulturleistung der Völker, nicht nach den Gewaltdiktaten eines geschickt zusammengebrachten Konzerns zur Aufrechterhaltung einer ungerechten Raumverteilung auf Erden, die nur durch Kriege und Gewalt erlistet und errafft wurde (*).

Sie zeigt vor allem, daß gerade nach den Grundsätzen höchster Demokratie (aus deren Leitsätzen das so mißbrauchte Schlagwort von der Befreiung und Selbstbestimmung der kleinen und großen Völker seinerzeit entnommen ward, wenn es auch nun längst gerne zurückgenommen werden würde) unter im Ganzen 1,8 Milliarden Einwohnern unserer Erde kein Recht bestehen kann, nach dem einige wenige schwer reiche Menschen in Kolonialmächten den 950 Millionen der Monsunländer, den mehr als 70 Millionen Deutschen, den vielen Millionen unterdrückter anderer Minderheiten in Zwischeneuropa, dem Nahen Osten und Latein-Amerika ihre Selbstbestimmung versagen. Könnte hier nach denkenden Köpfen und arbeitenden Händen abgestimmt werden — was doch zuletzt die Quintessenz demo-

(*) Ausgezeichnete Beispiele, u. a. von Sieger, Krebs, Sölch, Obst, Hofmann gibt Lautensach in seinem auch durch die grundsätzliche Einleitung bemerkenswerten Heft „Geopolitik", Frankfurt a. Main, Diesterweg, 1925.

kratischer Weisheit ist, — so käme ein ganz anderes Recht heraus, als das zu Genf erlistete (*).

Den Vormarsch dieses unterdrückten Naturrechtes, wie er heute am deutlichsten in Südchina zum Bewußtsein kommt, aber die ganze riesige, 20,5 Millionen Quadratkilometer große Ländermasse der Monsunländer schon in unruhige Bewegung versetzt, den verrät eben die Geopolitik in seinen einzelnen Phasen. Darum wäre ihr vorurteilsfreier Betrieb gerade für Inneneuropa so nötig, aber auch so tröstlich, weil er ihm die übermächtige Zahl seiner Schicksalsgefährten auf dem Rückweg zur Freiheit enthüllt.

Das vorher in erster Linie genannte ist ein letztes großes und fernes Ziel, dessen klare Beleuchtung immerhin eines erreichen könnte: wenigstens innerhalb Mitteleuropas in allen politischen Bestrebungen, die nur in seinem Lichte gesehen werden können, eine gewisse überparteiliche Gemeinsamkeit, einen Zusammenschluß in letzten, größten außenpolitischen Raumfragen, der Frage des Fortlebens oder Verkümmerns unseres Volkes z. B., Einigkeit zu erreichen.

Denn sie steht angesichts der unheimlichen Beschleunigung in der geopolitischen Dynamik, namentlich den Raumverteilungsfragen des Planeten, wahrlich ernst genug vor uns; und das britische Imperium sieht sie zum mindesten — nach seiner Neugliederung zu schließen — in vollem Ernste, gerade so wie Japan und die Vereinigten Staaten und in ganz anderer Weise die Sowjets. Bei ihnen beweist namentlich ihre asiatische Politik, daß sie sich auf geopolitische Arbeitsweise verstehen. Ihre Jahresschrift: „Nowüi Wostok" (Der neue Osten) und ihre kleinen Handbücher für die ihnen politisch wichtigen Räume sind oft Meisterstücke geopolitischen Schrifttums. Dafür hat das Britentum an Fairgrieves „Geography and World-

(*) Eine einwandfreie Kartenunterlage dafür gibt Langhans, „Karte des Selbstbestimmungsrechts der Völker". Petermanns Mitteilungen 1926. Heft I.

power" (*) ein praktisch sehr brauchbares Laienhandbuch der Geopolitik hervorgebracht: einfach, derb generalisierend, wie es der Angelsachse liebt, wenn er Massen bewegen will, aber eben deshalb auch massenwirksam und seinem Zweck gerecht.

Damit stehen wir vor den einzelnen, landschaftsweise naturgemäß sehr verschiedenen Wegen, auf denen von den verschiedenen politischen Räumen aus Führer und geführte Massen sich auf die letzten Ziele der Geopolitik zu bewegen. Bei ihrem Betreten finden wir zunächst fast überall eine landesüblich verschiedene, aber als Gesamtbestrebung allgemeine Geopolitisierung der wertvollen Inhalte der politischen Geographie, die aber in der dargebotenen Form für die erst zu politisierenden Massen meist ungenießbar und unverdaulich bleiben. Für Alles, was politisch-wissenschaftlich lehrt und führt, ist deshalb eine Auseinandersetzung zwischen politischer Erdkunde und Geopolitik in der Theorie oder an praktischen Fällen fast unvermeidlich.

Eine theoretische Auseinandersetzung erfolgt zweckmäßig, indem man eine der oben erwähnten geopolitischen Leitarbeiten einer politisch-geographischen vergleichend gegenüber legt, etwa der Neuauflage der „Pol. Geographie" von Ratzel oder Maull, Brauns „Methode der Geographie als Wissenschaft" (Greifswald 1925) mit seiner ausgezeichneten Lit. Übersicht, A. Webers „Krise des modernen Staatsgedankens in Europa" (Stuttgart 1925), Werken von Sieger, Dix oder Wütschke.

Den Unterschied zwischen rein wissenschaftlich objektiver und suggestiver, zweckbestimmter Kartendarstellung zeigt etwa mein Aufsatz: „Die suggestive Karte" (Grenzboten 1922), oder J. März: „Die Landkarte als politisches Propagandamittel" (Leipzig 1921), oder Robert Louis Stevensons: „On maps"

(*) Deutsch als „Geographie und Weltmacht", mit 67 Skizzen und Karten. Kurt Vowinckel, Berlin, 1925.

(London, Roy. Soc. Geogr. Journ. Bd. V): ein Loblied darüber, was die Karte einem phantasie begabten Menschen sein kann. Aus den uns in Mitteleuropa vertrauten Problemen zu allgemeiner geopolitischer Betrachtungsweise führt etwa eine Untersuchung des Dreistrom Problems von Mitteleuropa nach Kjellén („Studien zur Weltkrise", München 1917: Das Problem der drei Flüsse Rhein, Donau, Weichsel! — Geopolitische Konturen. S. 75 bis 89). Von hier aus — da wir in Mitteleuropa doch fast überall an strombestimmte (potamische) Probleme stoßen — führt ein gangbarer Weg zum Mitteleuropa- und Paneuropa-Komplex, über den Partsch und Naumann, Mackinder und Chéradame, Wentzke und Keyser (für Rhein und Weichsel), Coudenhove-Kalergi, Spahn und v. Loesch fesselnde Auseinandersetzungen liefern. Sie finden sich namentlich in „Volk unter Völkern" (Leipzig, Hirt, 1925), darunter meine Untersuchung: „Die geopolitische Betrachtung grenzdeutscher Probleme", und in „Staat und Volkstum", in der geistvollen Paneuropa-Studie von K. C. von Loesch.

Ein ganz anderer Weg führt uns aus dem Gegensatze zur Erkenntnis. Er geht davon aus, daß wir Deutsche und Inneneuropäer — ob wir es Wort haben wollen oder nicht — doch zum überragenden Teile kontinental eingestellt sind, was schon unsere Flora, das Überwiegen der pontischen über die atlantische, verrät, selbst wenn uns nicht Tirpitz vorgeworfen hätte, daß wir das Meer nicht verstanden haben. Es ist ja auch an sich nicht ganz leicht zu verstehen und hat selbst dem Küstenwohner und Seefahrer manches zu sagen, was er erst langsam begreift.

Auf diesem Wege geopolitische Erkenntnis suchend, würde man also vielleicht von dem schon einmal berührten ozeanisch-festländischen Gegensatz auszugehen haben und zuerst einmal der uns raum- und formfremderen Lebensform der Inselreiche, der meerumspannenden Macht- und Wissenschaftskörper nach-

spüren müssen. Dazu helfen uns zwei geistreiche Arbeiten: eine des Briten Mackinder, die vom Standpunkt des Insularen, des ozeanischen Menschen den großen Festlandmächten der Steppe gerecht zu werden sucht: „The geographical pivot of history" (Bd. 23 d. Roy. Soc. London, 1904); und eine andere von F. Ratzel: „Inselvölker und Inselstaaten" (Kl. Schriften, II. Bd. S. 294). Ratzel versucht seinerseits vom Standpunkt des Festländers — angeregt durch die Schnelligkeit der Verwandlung latenter Energie in kinetische im Japanischen Reiche (Richthofen) — den Inselreichen gerecht zu werden.

Wir haben also im Gegenüberhalten dieser bedeutenden Arbeiten einen weltbewegenden Gegensatz in höchster Verfeinerung und übersteigerter Wahrnehmung durch hochempfindliche Menschen von höchstem wissenschaftlichem Rang vor uns, und sehen ihn fast bis zur Vollkommenheit der Skelettisierung herausgearbeitet, um nicht zu sagen präpariert.

„Allen Anregungen und Eindrücken weit offen zu sein, und zugleich fähig, sie im Schutze einer geschlossenen Persönlichkeit sicher zu verarbeiten — darin liegt die Gewähr des Wachsens von Lebensentwicklungen bis zur höchsten Vollendung —" damit gibt Ratzel doch geradezu das Leitwort für eine Vergleichung der Naturgunst bedeutender Inselstaaten, wie Athen und Venedig in der Vergangenheit, England und Japan in der Gegenwart. Wo Lage und Raum das gewähren, da finden wir eben Optima, die andern Übergangsräumen mit geringerer geopolitischer Gunst nur selten, wenn überhaupt erreichbar sind! „Das eigentliche Gesetz der Seeherrschaft: große Macht von kleinem Raum aus geübt, mit weitreichendem augenblicklichem Erfolg, aber auch von vereinzelten großen Entscheidungen abhängig" wird uns gezeigt; damit aber auch die Notwendigkeit, Inselmächten gegenüber solche Entscheidungen zu suchen, nicht Flotten tresorieren zu wollen!

„Weiter Raum wirkt lebenerhaltend" — wie monumental steigt solche Erkenntnis aus den Vergleichen im II. Bande von Ratzels „Erde und Leben" empor, aber auch wie furchtbar läutet sie dem engräumig gewordenen Großvolk die Totenglocke!

Insulare Raumnot lehrt andere Raumschätzung als festländische Raumverschwendung, wie sie das alte Zarenrußland trotz seiner Raumgier übte. Mit glänzender Fähigkeit zur Prognose an einzelnen Stellen, mit der er 1904 Weltkriegsfolgen voraussagte, stellt Mackinder die ozeanischen Mächte eines äußeren Halbmondes um die alte Welt: das Britenreich, Japan, die Vereinigten Staaten, dem Drehpunkt (pivot) der Geschichte in einem kontinentalen Steppen-Großreich, einst der Mongolen, dann der Zaren, heute der Sowjets gegenüber. Dazwischen hin und her gerissen zeigt er die von beiden „Räubern des Landes und der See" geplackten Übergangsmächte des inneren Halbmondes: Innereuropa, Nahen Osten, Indien, China! Nur haben wir in Ostasien die reinliche geopolitische Scheidung zwischen Kontinental-China und Inselreich Japan durch den Küstenmeerkorridor und die geopolitische Tatsache, daß sie in zweieinhalbtausendjähriger Nachbarschaft nur dreimal miteinander Krieg geführt haben. Demgegenüber steht ein verworrenes Zerrungsproblem in Mitteleuropa, in dem freilich z. B. Böhmen und Bayern als festländische Kabinettstücke des deutschen Großlebensraums sich finden, nur leider das eine als geschützte Kessellandschaft, als „Waldfestung", und das andere als voralpines Durchzugsland!

Lehrreich ist ja gewiß auch, daß alle berühmten Verfasser von Staatsromanen der Weltliteratur sich Inselstaaten als ihre Idealstaaten ausgedacht haben: Plato in seiner Atlantis, und Bacon, und Campanella in seiner Civitas solis, die Insel Felsenburg, Swift . . .

Der Glaube, gerade in einem Inselbogenstaat die Eigenart des Idealstaates am besten studieren zu können, war es, der

mich selber nach Japan geführt hat und alles veranlaßte, was ich darüber schrieb(*), wenn ich Japan auf seinem zwiespältigen Weg von der sich selbst genügenden Kultur zum expansiven Industriestaat beobachtete.

Von dort aus war dann ein selbstverständlicher Weg zur Geopolitik der Monsunländer und des Pazifischen Ozeans, auf dem ich so fesselnde Erscheinungen, wie Benoy Kumar Sarkars: „Futurism of Young Asia" (Berlin 1923), Radhakamal Mukerjees „Democracies of the East" (London 1923) und L. Stoddards „New World of Islam" kennen lernte, und v. Boeckmanns von der Kulturwissenschaft her der Geopolitik die Hand reichende Arbeit über das „Kulturreich der Meere".

So zeigt gerade ein Versuch, das Arbeitsfeld der Geopolitik zu begrenzen und einen flüchtigen Überblick zu geben, die ganze kraftstrotzende und lebensprühende Wucht menschlicher Machtumgestaltung im Raume, die eines eingrenzenden Willens und des Versuches, ein so dämonisches Kraftfeld wie von der Befehlstelle eines gut organisierten Bahnhofes oder dem Schaltbrett eines wohlgeregelten Kraftwerkes aus übersehen und gar leiten zu wollen, zu spotten scheint. Und dennoch wird die Menschheit diesen Versuch machen müssen, wenn sie nicht in naher Zeit einem Kampf ums Dasein, um Lebensraum, um Atemweite und Ellenbogenbreite verfallen will, wie wir ihn Alle nicht erleben wollen und auch unsern Enkeln erspart sehen möchten.

Gewiß ist es nur ein Teil, nüchtern gerechnet etwa 25 Prozent, was aus bodenbestimmten, erdgegebenen Zügen im Laufe der geschichtlichen Bewegung als geopolitische Wahrheit, viel-

(*) K. Haushofer: „Dai Nihon". Mittler, Berlin, 1913; „Das japanische Reich." Seidel & Sohn, Wien, 1921; „Japan und die Japaner", Teubner, Leipzig, 1923; Die Japanaufsätze in Banse's Geogr. Lexikon und Andrees Geographie des Welthandels, Wien 1927; „Geopolitik des Pazifischen Ozeans". Vowinckel, Berlin, 1925, II. Auflage 1927.

leicht als Gesetz aus dem Gewebe menschlicher Willkür und Torheit herausgehoben werden kann.

Aber ist dieses Viertel wissenschaftlicher Klarheit im Getriebe der Politik nicht die darauf verwendete Arbeit wert?

Wenn an einem sonst unberechenbaren Ganzen auch nur ein Bruchteil berechenbar, wissenschaftlicher Erkenntnis zu einer gewissen Vorausbestimmung zugänglich ist, dann scheint es wohl doch der Mühe wert, diesen Anteil eingehender und planmäßiger zu erforschen, als es die Menschheit und vor allem ihre diplomatischen Führer bisher für nötig gehalten haben.

Bejahen wir diese sehr bescheidene Forderung des gesunden Menschenverstandes, so bejahen wir auch die Daseinsberechtigung der Geopolitik.

Karl Haushofer:

POLITISCHE ERDKUNDE UND GEOPOLITIK

Politische Erdkunde, die Lehre von der Verteilung der staatlichen Macht über die Räume der Erdoberfläche und ihrer Bedingtheit durch deren Form und Unterlage, Klima und Bedeckung, und Geopolitik, die Wissenschaft von der politischen Lebensform im natürlichen Lebensraum, die sie in ihrer Erdgebundenheit und ihrer Bedingtheit durch geschichtliche Bewegung zu erfassen sucht — sind sie heute noch, sind sie künftig mit dem majestätischen, freilich auch dualistisch verworrenen, durch Stoffülle überlasteten Bau der allgemeinen Geographie vereint zu pflegen, oder drohen sie die alte Form mit neuem Lebensrecht zu sprengen? Wenn auch die Pflege beider Wissenszweige eine unabweisbare Forderung scheint, ganz besonders in dem eingeengten und verstümmelten mitteleuropäischen Lebensraum, den wieder zu erweitern und herzustellen sie unserm Volk vornehmlich dienen sollten, so dürften doch ihre Vorkämpfer nie vergessen, daß sie Zweige eines ehrwürdigen alten Stammes sind, die ohne diesen nicht leben können.

Wie weit ist es richtig, daß der Schwede Kjellén, der die Forderung einer geopolitischen Wissenschaft am schärfsten umrissen erhob, der aber doch so sehr auf die Arbeit deutscher politischer Geographen von Ritter bis Ratzel aufgebaut hat, der Wissenschaft der politischen Erdkunde ihren besten Sinn entrissen und sie zu einem dienenden Grundstein im Neubau der Geopolitik gemacht habe — wie weit steht also politische Erdkunde mit der Geopolitik in einem Kampf um

den Vorrang, der die eine oder die andere als selbständiges Schaffensgebiet einschränken oder entwerten würde? Oder hat im Gegenteil die neu auftretende Geopolitik dazu beigetragen, der politischen Erdkunde neue Antriebe zu geben?

Lassen sich beide versöhnen, gemeinsam treiben und harmonisch ausgestalten, zur Erweiterung der Erkenntnis und zum praktischen Nutzen unseres Volkes, das vor dem Weltkrieg trotz glänzender allgemein geographischer und landeskundlicher Einzelleistung seine Umwelt viel weniger gekannt hat, als diese seine eigenen Schwächen, das also allen Grund hat, kein irgendwie taugliches Mittel für seinen Wiederaufbau unverwertet zu lassen?

Auf der Suche nach gemeinsamen Wegen auf einer ehrwürdigen Spur zurückgehend, könnten wir fragen, ob nicht die Problemstellung Kjelléns ursprünglich eine solche von Kant war, schon angeschlagen in der Vorrede zur „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht", über die Problemstellung der Weltkenntnis. Denn die Forderung der Kantschen Anthropologie ist viel weiter, als die der Anthropologie von heute, und die Verbindung dessen, was er von der physischen und pragmatischen Anthropologie verlangt, ist den Forderungen der Geopolitik nach Kjellén nahe verwandt. Jedenfalls hat der bisweilen weltfremd gescholtene Philosoph als Voraussetzung dessen, was er „Weltkenntnis" nannte und vom gebildeten Menschen forderte, mehr Geographie und Geschichte, um nicht zu sagen Geopolitik verlangt, als heute noch vom Staatslenker und den zur Vorbereitung auf seine Tätigkeit berufenen Anwärtern, oder gar vom Staatsbürger verlangt wird, der doch durch Mißbrauch seines Wahlrechts die eigene Lebensform gefährden kann.

Auch von seiten der Historiker sind ähnliche Forderungen erhoben worden, am schärfsten vielleicht von Jakob Burckhardt, der es als spezielle Pflicht des Gebildeten bezeichnet,

daß er sein Weltbild in Ordnung halte; was ohne Kenntnis der geographischen Unterlage dieses Weltbildes unmöglich ist.

Freilich gab es und gibt es keinen unbestrittenen und selbstverständlichen Weg zur Erlangung eines solchen Weltbildes. Auch nach dem Erscheinen von Ratzels Standwerken war die Wissenschaft der politischen Erdkunde keineswegs festgefügt in Lehrweise und Umgrenzung. Der Dualismus der Erdkunde, der Gegensatz zwischen ihrer natur- und geisteswissenschaftlichen Seite, ihrer allgemeinen und speziellen angewandten Betriebsweise übertrug sich natürlich auch auf ihren politischen Zweig und vermehrt die Schwierigkeit der Zusammenfassung der Fülle von Ergebnissen, die in gleichem Maß von Natur- und Geisteswelt zuströmen.

Lord Bryce, einer der erfolgreichsten politischen Geographen Englands, vergleicht die Geographie ebenso zutreffend wie schön mit der Zentralhalle des wissenschaftlichen Gesamtbaues von heute (ein Vergleich, der dem Briten aus der Rolle der Hall im englischen Edelsitz nahe lag), die den Zugang aus allen Wissensgebieten vermittle, wenn auch keines ganz umschließe. Damit ist eine der schwierigsten, aber auch dankbarsten Aufgaben der Erdkunde richtig gezeichnet: die, als stärkster Träger allgemeiner Bildung unserer spezialisierten Zeit eine Übersicht über das Gesamtgebäude der Kultur auf der kulturveränderten Erdoberfläche zu vermitteln, das Weltbild als Ganzes aufzureißen, und zwar nicht als atomisiertes Nebeneinander, sondern als Kosmos, im Zusammenhang der Gesamtheit seiner Lebensformen.

Innerhalb dieser mit Belegstücken und Trophäen überfüllten Eingangshalle der allgemeinen Erdkunde die Zugänge zur politischen Geographie und Geopolitik klar zu erhalten, ist eine wichtige Ordnungsfrage innerhalb unserer Wissenschaft. Denn wenn wir sie nicht innerhalb unseres geographischen Lehrgebäudes und mit unseren angestammten Methoden lösen, so

tun es die Politiker, die im Drang der Ereignisse nicht warten können, mit unzulänglicheren Mitteln von außen her, häufig ohne Kenntnis des reichen Stoffes, den die Erdkunde der Politik tatsächlich zu bieten hat, ja, unter Mißachtung oder gar Zerstörung kostbarer Vorarbeit. Denn dann erfolgt der Durchbruch vielleicht gewaltsam, auf Wegen, die sich schon aus Kjelléns „Staat als Lebensform" erraten lassen, und von solchen Leuten, die nicht, wie Kjellén es konnte, die klärende Vorarbeit der politischen Geographie an der Geopolitik dabei auch nur zu übersehen, geschweige denn zu verwerten imstande sind.

Es besteht Gefahr, daß dann wieder, ähnlich wie bei den Staatswissenschaften unter der Firma Soziologie, ein bodenfremdes, statt eines bodenwüchsigen Gebäudes entsteht. Wenn die Bauherren den Baugrund außer acht lassen zu dürfen glauben, dessen richtige Kenntnis ihnen eben doch nur die Wissenschaft von der Erdoberfläche liefern kann, so wird man ihnen den gleichen Vorwurf machen können, den Ratzel gegen die Staatswissenschaften erhebt: den Bau in die Luft, auf Papier, statt auf den Boden gesetzt zu haben. Solche Bauten laufen Gefahr, bald wieder umzustürzen, denn so entstehen Staatsromane, nicht Lebensformen, Luftschlösser für politische Träumer, nicht Grundmauern für Reichserbauer. Man kann eben nicht Staatenkunde treiben, ohne in der Erdkunde gründlich geschult zu sein, und nicht als Gesellschaft sinnvoll ein Haus bewohnen, dessen natürliche Raumeinteilung und wichtigste Tragteile man nicht kennt, noch weniger es umbauen und willkürlich solche wichtige Tragteile auswechseln.

Schon darum sollte, wie es Kjellén fordert, unsere geographische Gesamtwissenschaft das Bestreben haben, in einer so wichtigen Entwicklungsfrage mehr „Generaldirektor", als bloßer „Registrator" zu sein. Eine solche Angelegenheit ist aber die späte, immerhin für das Gesamtgleichgewicht ihres

Wachstums noch ausgleichbare Hinneigung der Geographie zu ihrer politischen Seite, wie sie unter dem Druck der Not, freilich leider zu spät, der Weltkrieg und die ihm folgende Wirtschaftskrise erzwungen haben. Dieser verspätete Versuch. die zur rechten Zeit unterlassene Ausbildung des Volkes und seiner Führer zu großräumiger und bodenfühliger Weltbetrachtung nachzuholen, darf unter dem Druck der Kriegsnachwirkungen und seiner Entmutigung erst recht nicht aufgegeben werden; er kann sich, nachdrücklich gefördert, als eines der wirksamsten Mittel zur Wiedervereinigung der Volkheit erweisen, als ein Mittel, das der Erneuerung ihrer darniederliegenden politischen Geltung zugrunde liegen sollte. Dazu gehört volle Erkenntnis ihrer unvergänglichen und unzerstörbaren geopolitischen Machtunterlagen, aber nicht weniger ihrer schwachen und gefährdeten Stellen und ihres höchst labilen Machtgleichgewichts. Eine solche aus der Raumeinsicht erwachsende Erkenntnis der Lebensbedingungen eines Lebensraumes ist gleich richtig und gleich wichtig für alle seine Bewohner, unabhängig von ihrer Gruppen- und Parteizugehörigkeit.

Welches sind nun, auf die kürzeste Form gebracht und in den Rahmen eines Druckbogens gepreßt, die Forderungen des Tages im Dienste der bedrohten Volkheit, denen beide vor allem genügen müssen, sowohl Geopolitik als politische Geographie, und nach deren Erfüllung sie sich erst auf getrennten Wegen ihren besonderen Aufgaben zuwenden dürfen? Das Programm der politischen Geographie ist durch Ratzel, seither durch seine Nachfolger immerhin so fest umschrieben, daß es hier als bekannt vorausgesetzt werden kann; anders das der Geopolitik, deren bloßer Name schon neu, ungewohnt und noch umstritten ist.

Geopolitik ist kein ganz neues Wort, aber doch erst in jüngster Zeit zu seiner jetzigen Bedeutung gelangt, und mag

sich deshalb zunächt zu rechtfertigen haben, warum es schon in den Werken Kjelléns unübersetzbar schien und immer häufiger in politischen und geographischen Schriften auftritt. Leider gibt es keine völlig sinngetreue prägnante, deutsche Übersetzung und anscheinend auch keine Übertragungsmöglichkeit weder für Politik, noch für die Vorsilbe, die den erdgegebenen, erdgebundenen Zug darin bedeutet. Das Fremdwort hingegen ruft sofort einen klar geschlossenen Vorstellungskreis und eine ganze Gedankenfolge wach. Wenn auch sicher schon früher gebraucht, ist es meines Wissens zuerst in seiner heutigen Bedeutung als Forderung von Kjellén geprägt worden, und zwar in dem Werk „Der Staat als Lebensform", das den deutschen Lesern 1917 zugänglich gemacht wurde. In der neuen „Zeitschrift für Geopolitik", die dieses Grenzgebiet zwischen Geographie, Geschichte und Politik pflegen soll, ist sie definiert als „die Wissenschaft von der politischen Lebensform im Lebensraum, in ihrer Erdgebundenheit und Bedingtheit durch geschichtliche Bewegung".

Ihre Grundlagen wurden gelegt von Herder, Ritter, Ratzel und Kjellen; ihre Empirie aber, ihre praktische Anwendung, das instinktive Feingefühl für geopolitische Voraussetzungen dauernden politischen Wirkens reicht in der Geschichte fast so weit zurück, als uns überhaupt durch Überlieferung die Kenntnis von Zusammenhängen in Ursachen und Wirkungen erschlossen ist. In allen Führern der Menschheit auf neuen geopolitischen Wegen, besonders in allen bedeutenden Staatengründern mußte solches instinktive Feingefühl lebendig sein, denn ohne es wären nur Gewaltakte und Willkürhandlungen ohne bleibenden Wert entstanden, denen gegenüber die dauernden Bedingungen der Erdoberfläche, des Klimas und der Pflanzendecke sich wieder durchsetzen und den geopolitischen Willkürakt entweder mit Staub, Schutt und Vergessenheit bedecken, oder als Fehlschlag überliefern.

Wohl wissen wir, daß der gewaltige Wille des einzelnen großen oder starken Menschen auch Massen und Völker zeitweilig über die Erdbedingungen empor in andere, als die ursprünglich naturbestimmten Bahnen reißen kann; aber auch die Folgewirkungen solcher Taten sinken zuletzt doch wieder auf ein mittleres Maß und eine mittlere Leistung im Verlauf des ganzen geschichtlichen Geschehens zurück, in dem sich die dauernden, erdgebundenen Züge mit einem beträchtlichen Anteil durchzusetzen pflegen. Wenn aber an einem sonst unberechenbaren Ganzen auch nur ein Bruchteil berechenbar, wissenschaftlicher Erkenntnis zu einer gewissen Vorausbestimmung zugänglich ist, dann scheint es wohl doch der Mühe wert, diesen Anteil eingehender und planmäßiger zu erforschen, als es die Menscheit und vor allem ihre diplomatischen Führer bisher für nötig gehalten haben. So dürfte die Menschheit mit Recht fordern, daß ihre Staatsmänner und Leiter zuerst das Erforderliche sich zu eigen machen — und zwar auf allen Gebieten, nicht nur dem des Rechts und der Staatswissenschaften, sondern auch der Erdkunde und Geschichte — ehe sie die Geschicke von Staat und Gesellschaft in den Nebel des Unerforschlichen hineinsteuern; daß sie also wenigstens ausnahmslos die handwerkliche Voraussetzung zur Kunst des Möglichen in der Politik mitbringen, die sich auf dem Wege geopolitischer Studien zweifellos erwerben läßt.

Das ist kurz gesagt die praktische Forderung der Geopolitik; sie ist der einer angewandten politischen Geographie verwandt, doch nicht ganz dieselbe. Ihre Einzelheiten finden sich für den, der zunächst nach der näheren Vorgeschichte der geopolitischen Forderung fragt, in der recht guten deutschen Übersetzung von Kjelléns „Staat als Lebensform". Man sieht auch dort, daß es etwa ein Jahrhundert, von 1817 (Klüber) bis 1917 gedauert hat, bis sich die Forderung zur geopolitischen Synthese über der These der alten, allzusehr durch Papier

und Theorie bestimmten Staatswissenschaft und der Antithese einer nicht genug mit dem Menschen und seinen Lebensformen rechnenden und arbeitenden Geographie als Bedürfnis einer erneuten Staatswissenschaft gestalten konnte. Aber jetzt ist diese Forderung einer biogeographischen Ergänzung einseitig bodenfremder Staatslehren einmal aufgestellt, und die Autorität der alten Staatswissenschaften ist nach ihrer negativen Leistung während des Weltkrieges und nachher nicht mehr mächtig genug, um sie autoritär zum Schweigen zu bringen. Gewiß wäre es denkbar, in einer reformierten Staatenkunde, einer Erfassung des gesamten staatlichen Lebens nach großen biologischen Gesichtspunkten, auch die Forderung der Geopolitik fast vollständig unterzubringen. Ebenso könnte eine weitherzige wissenschaftliche Vorbereitung für politische Erziehung des Einzelnen und der Massen für ihre Wahlmacht im demokratischen Staat auch die Forderung der Geopolitik miterfüllen, ja, sie müßte es eigentlich tun. Im Vorwort zu seiner Politischen Geographie fragt Ratzel mit Recht: „Sollte man nicht glauben, die Staatswissenschaft müsse diese (geographische) Aufgabe mitübernehmen?“ Aber Kjellén kann etwas boshaft hinzufügen: „Da jedoch die Staatswissenschaftler damit zufrieden seien, daß ihr Gegenstand in der Luft schwebe, so müsse die Geographie die leere Stelle ausfüllen.“

In der Tat: solange noch von seiten der Staatswissenschaft her ein junger Mann mit einem Brevet zur Staatsleitung in der Tasche auf die dadurch oft recht gefährdete Lebensform seines Volkes losgelassen wird, ohne ein Weltbild zu haben, ohne die Ahnung von Erdkunde, von der wirklichen Beschaffenheit seines eigenen und fremder Lebensräume und ihrem Werdegang, solange müssen Erdkunde und Geschichte zusammen die Sorge für die Ausfüllung der Lücke übernehmen, — und darum ist mit Bedacht der „Politik“ die

kleine, aber vielsagende und viel verlangende Vorsilbe „Geo“ vorangestellt worden. Denn diese Vorsilbe verbindet die Politik mit dem festen Boden, stellt sie vom Papier und von der Phraseologie, wo sie so leicht zum utopischen Staatsroman wird, auf die ruhende Erde. Sie zeigt die Abhängigkeit alles politischen Geschehens von dauernden Bedingungen der Bodengestalt, wie das z. B. vorbildlich geschieht in Ratzels „Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegung“ oder „Vom Wasserhaushalt“, oder in Krebs' ausgezeichneten „Beiträgen zur politischen Kompetenz der Klimatologie“, wo er den Zusammenhang zwischen Regenausfall, Dürren, politischen und sozialen Unruhen in Ostasien enthüllt; oder in Kjelléns „Problem der Drei Flüsse“ (Rhein, Donau, Weichsel), wo er aus dem Lauf der großen Ströme das zerrissene Schicksal Mitteleuropas herleitet. Oder man kann, wie es G. E. Mackinder in seinem „Geographical pivot of history“ versucht hat, die ganze Erde in großer Übersicht geopolitisch betrachten und im Jahr 1904 bis zu einem hohen Grad vorhersagen und deuten, was sich zwischen 1914 und 1924 begeben würde. Warum aber sahen die führenden Staatsmänner nicht, was dieser Geopolitiker schon 1904 erkannte und prophetisch niederschrieb? Vielleicht doch aus Mangel an geopolitischer Schulung, da ihnen trotz aller Feinheit juristischer Ausbildung und innerpolitischer Erfahrung naturwissenschaftliche Methoden zur gesetzmäßigen Erfassung politisch-geographischer Vorgänge fremd geblieben waren. „Unendlich groß sind die Kosten geographischer Unwissenheit“, sagt warnend Sir Thomas Holdich, einer der geschicktesten englischen Grenztheoretiker und praktischen Grenzenmacher! Wie hätte sich die Ausgabe für geopolitische Ausbildung z. B. bei Bethmann-Hollweg und seinen Leuten bezahlt gemacht!

Die Beweise dafür, daß sich die neue Grenzwissenschaft werde behaupten können und daß sie sich im wesentlichen

auf richtigen Wegen entwickelt, entnehmen wir aus der Tatsache, daß sich die erfolgreiche Verbreitung angewandter Geopolitik auf der Erde immer deutlicher verfolgen läßt, daß auch die Bestrafung vernachlässigter Rücksicht auf sie immer empfindlicher wird. Es ist ferner Tatsache, daß es weitsichtige Arbeiten geopolitisch geschulter Männer der Wissenschaft gegeben hat, die Aussagen über kommende Entwicklungen zu machen wußten, daß einige Völker auf diese warnenden oder mahnenden Stimmen rechtzeitig gehört haben, daß aber andere bei ihren Landsleuten kein Gehör fanden, wie Ratzel und Richthofen, die ja vor Jahrzehnten ihre Völker vor gefährlichen Richtungen in der Politik und vor dem Beschreiten falscher Wege vergeblich warnten. Endlich lassen sich zweifellos kleinere und größere Erfolge unmittelbar auf verwertete geopolitische Vorarbeit zurückführen, so die geschickte Wahl der englischen Stützpunkte Hongkong, Singapore oder Penang, die Neuorganisation des Australischen Bundes und die Neugründung seiner Bundeshauptstadt Canberra nach vorwiegend geographischen Gesichtspunkten; auch die Wahl von Tsingtau war eine glückliche, wenn man absieht von der bestreitbaren geopolitischen Zweckmäßigkeit einer Festsetzung in China überhaupt. Zweifellos werden in neuen Ländern politische Fragen seltener ohne jede geopolitische Vorprüfung der Verhältnisse entschieden, wofür es manches Beispiel gäbe.

Freilich ist diese Entwicklung noch bei weitem nicht abgeschlossen, kaum daß stellenweise Anfänge gemacht und Grundsteine gelegt sind, um die geisteswissenschaftlichen Erkenntnisströme, vor allem der Geschichte, mit den jungen naturwissenschaftlichen Erfahrungstatsachen der Biogeographie und Rassenlehre und mit der Empirie der Staatswissenschaften in ein gemeinsames Bett zu leiten, in dem sich so ungleiche Bewegungen vereinen ließen.

In Banses neuem Geographischen Lexikon wird Geopolitik

erklärt als ein neuer, während des Weltkrieges geprägter Begriff für die Anwendung der Gesetze der politischen Geographie auf die Politik, der aber noch eines festumrissenen Inhalts entbehre; und dann in geistreicher Weise im Zusammenhang mit der in den Daseinsgrundlagen eines jeden Staates verkörperten politischen Idee gebracht, die scharf erkennen zu lehren eine Hauptaufgabe der Geopolitik sei.

Unter den Quellen sind die Werke von Kjellén genannt, aber gerade das Werk fehlt, in dem die Theorie der Geopolitik am klarsten entwickelt ist, nämlich: „Der Staat als Lebensform." Mit Recht ist auf die geopolitischen Arbeiten von Dix und Schöne hingewiesen, die auf den Schultern von Ratzel stehen; sowie der starke Einfluß Ratzels auf einen Teil der angelsächsischen Geographenschule betont, von der namentlich seine Schülerin Miss E. Semple Zeugnis ablegt. Ausgesprochen geopolitischer Art, wenn auch den Namen noch nicht verwendend, sind vor allem die Arbeiten des Engländers Mackinder und der Amerikaner Mahan und Brooks Adams. Vereinzelt wurde das Thema von deutschen Forschern, auch von Spezialisten aufgegriffen, so von der klimatologischen Seite von W. Krebs schon 1892 und 1895, von der überaus fruchtbaren pflanzengeographischen Seite von Scharfetter, von der rassenbiologischen von W. Schallmayer. Die ganze Verlagstätigkeit von Oldenbourg in München bewegt sich seit einiger Zeit zunehmend in geopolitischer Richtung, wovon außer den bei Banse erwähnten Werken u. a. zeugt die Neuschöpfung der politischen Geographie mit geopolitischem Ziel von Dix, Wütschkes „Kampf um den Erdball", und früher schon die Betonung der Geistbeckschen Auffassung der Staatenkunde in dessen Lehrbüchern. Krebs, Sapper, Sieger und Maull wendeten schon vor dem Krieg geopolitische Methoden an, Penck und Wegener gelangten während des Krieges dazu, ohne sie aber zunächst aus dem politisch-geographischen

Arbeitsfeld unter eigener Betonung loszulösen. All diesen Bestrebungen liegt die Einsicht zugrunde von der Notwendigkeit, den Rechts- und Staatswissenschaften endlich Erkenntnisse zuzuführen, die „ihnen“ oder „dort“ zum schweren Schaden Mitteleuropas besonders in unserem Erdraum fremd geblieben waren, namentlich die reichen Arbeitsleistungen der Naturwissenschaft, soweit sie die Erdkunde zum Nutzen der Staatenkunde und Staatenführung zusammenfassen konnte, und zwar um so mehr, als sie weit hinter der naturwissenschaftlichen und technischen Leistung innerhalb der staatlichen Lebensformen zurückgeblieben waren und dennoch darin den uneingeschränkten Anspruch auf deren Führung und Leitung erhoben.

So will denn Geopolitik zunächst nichts anderes als Dienerin jener politisch führenden Kräfte sein, sie will aber wenigstens den Anspruch anmelden, mit greifbaren Tatsachen und erweisbaren Gesetzen vor sie treten zu dürfen und von ihnen gehört und berücksichtigt zu werden. Das muß nun endlich auch bei uns geschehen, in einem Stil und Umfang, wie es bei politisch erfolgreicheren Staatswesen tasächlich längst geschehen ist. Die Politik muß lernen, sich wenigstens aller erreichbaren wissenschaftlichen Hilfsmittel zu bedienen in einem Kampf ums Dasein, der durch das gesteigerte Mißverhältnis zwischen Ernährungsgrundlage und Volksdichte der politischen Räume nicht leichtere, sondern immer schwerere Formen annehmen muß.

Diesen Erziehungszweck aber können politische Geographie und Geopolitik noch geraume Zeit mit ähnlichen Mitteln und gleichen Zielen verfolgen. Freilich müßte man, um zu erklären, warum die politische Geographie mit ihren bisherigen Methoden allein dafür nicht ausreichte, ihre Entwicklung seit Ratzel verfolgen und prüfen, warum ihre Führung so auffallend nach den Angelsachsenländern (Mackinder, Curzon, Semple, P. M.

Roxby, Mahan, Brooks, Bowman u. a. neue Amerikaner), und auch nach den romanischen (Brunhes, Vallaux) hinübergleiten konnte, wo die Anregungen des großen deutschen Anthropogeographen auf fruchtbareren Boden fielen als im Heimatlande und vor allem viel bewußter in den Dienst der Machtausbreitung gestellt wurden. Eine rühmliche Ausnahme machte die Belebung durch die betonte Pflege der Meereskunde, ausgehend von Richthofen und Drygalski, die Flottenbewegung und die Kolonial- und Übersee-Entwicklung; sie alle aber vermochten nur einsichtige und hochstehende Minderheiten zu erfassen, und ihre Wirkung ging nicht genug in die Breite, um die politisch-geographische Trägheit der Massen, auch der Gebildeten zu überwinden. Weitere Gründe für die Verzögerung und Ablehnung der angestrebten großräumigen Erziehung müssen wir als Folge eines eingewurzelten Ressortgeistes und der ganz bodenfremden, rein juristischen Ausbildung aller leitenden Reichsbeamten erkennen, aber auch vielfach der sogenannten Wirtschaftsführer als Nachwirkung der bodenfeindlichen, raumengen Kameralistik, die vom Kanzleibedarf der kleinen Territorialstaaten herkam, im Gegensatz zur großräumigeren englischen und französischen Staatswissenschaft. Die angelsächsische hat immer den Erziehungswert der großen Räume in der Praxis zur Verfügung gehabt; die französische hat die theoretische politische Ausbildung in Verbindung mit den Ergebnissen der modernen politischen Geographie in den Vordergrund gestellt, zum Beispiel im Institut und der Ecole de politique. Die deutsche amtliche politische und staatswissenschaftliche Ausbildung hatte, schon von der Mittelschule an, die geographische Erziehung ignoriert und zurückgesetzt; sie erhielt die Quittung für eine falsche Methode im Versagen ihrer amtlichen Führung und öffentlichen Meinung gerade auf geopolitischem Gebiet im Zusammenbruch und der Schöpfungsunfähigkeit ihrer politischen Theorie, noch lange vor der

Erschöpfung der Praxis der wohlgefügten, aber raumblinden Wehrressorts.

Zugegeben muß allerdings werden, daß auch für solche, denen die amtlichen Nachrichtenquellen neben dem wissenschaftlichen Stoff zugänglich waren, die rechtzeitige politisch-geographische Orientierung von Mitteleuropa aus nicht leicht blieb; dazu trug bei, daß viele wissenschaftliche Führer, wenn auch früher als die amtlichen Stellen, sich doch erst unter dem Eindruck der außenpolitischen Katastrophe zu einer späten Pflege der Voraussetzungen bekehrten, die eine solche wenigstens in diesem furchtbaren Ausmaß hätte verhindern können. So spiegelte z. B. das anthropogeographische und politische Arbeitsfeld Ostasien (zu dem mich frühe Neigung für die politisch-geographischen und wehr-geographischen Probleme der uralten Kulturlandschaften Süd- und Ostasiens im Verein mit einem günstigen militärisch-politischen Zufall geführt hatten) im kleinen den zwiespältigen Aufgabenkreis im großen und ganzen. Das zeigte sich vor allem darin, daß es weder für die Monsunländer als Ganzes, noch für Einzelgebiete eine landeskundliche oder gar politisch- oder wehrgeographische Synthese gab, daß physische Erdkunde, Biogeographie, Anthropogeographie, Anthropologie, Staatswissenschaften, Soziologie und Kulturgeographie, Kunst- und Sprachwissenschaft kein Bedürfnis nach Zusammenarbeiten zu empfinden schienen, sondern getrennt ihre Äcker pflügten, ohne sich des gemeinsamen Urgrundes bewußt zu werden. Einzelne wichtige und aufschlußreiche Wissenszweige, besonders die linguistisch und ästhetisch eingestellten, schlossen geradezu die Augen vor einer wissenschaftlich und künstlerisch weniger befriedigenden Gegenwart und hielten deutschen Leserkreisen ein Bild vor Augen, das ausschließlich vergangene Kulturperioden spiegelte und von einer längst nicht mehr vorherrschenden Mentalität, z. B. in Indien, China und Japan

ausging. So wurde geradezu ein falsches Bild geschaffen, das die direkte Verständigungsschwierigkeit mit den betreffenden Völkern erhöhte und die Neigung europäischer Großmächte, uns durch ihre Brille sehen zu lassen, geradezu unterstützte. Vergeblich kämpfte ein kleiner Kreis dagegen an, wie z. B. Richthofen und Francke für China, Nachod u. a. für Japan. Der Deutsche, der Geopolitik treiben mußte, weil er verkehrstechnisch, wehrgeographisch und wirtschaftlich zu beobachten, zu berichten und zu handeln hatte, fand so gerade bei der Wissenschaft, die ihn zunächst hätte beraten sollen, nicht den vorbereiteten, verarbeiteten und synthetisch verbundenen Wissensstoff, den er dort hätte vermuten können. Einzelne Beobachter aus benachbarten Arbeitsgebieten sprangen freilich aushelfend ein: so kann man z. B. aus dem Werk von Doflein, dessen Ostasienfahrt eigentlich der Erforschung der Meeresfauna galt, als bloße Nebenfrucht seiner ausgezeichneten Beobachtungsfähigkeit wertvollere Bausteine zur Landeskunde und Biogeographie von Japan finden als in den meisten Aktenschätzen der amtlichen Berichterstattung, wenn sie auch der politische Geograph erst aus dem ozeanographischen Rahmen herauslösen muß. Der Typ des regelmäßig für fast alle sie interessierenden Erdräume erscheinenden Standwerks, oder des Gazetteers, wie ihn die Angelsachsen überall bereit haben, blieb für die Deutschen ein frommer Wunsch, trotz allen wertvollen Vorarbeiten auf unzähligen Einzelgebieten, in denen wir vielfach die Andern weit übertrafen. Noch mehr aber fehlte uns das unmittelbar für den geopolitischen Zweck gearbeitete Hilfsbuch, wie es die französische Ecole de politique in so großer Zahl hervorbrachte; die Schaffung solcher wertvoller wissenschaftlicher Hilfsmittel war unseren Staatswissenschaften wegen ihrer mangelnden Verbindung mit der praktischen Erdkunde nicht gelungen, trotz ihrer bedeutenden Stellung in der Weltstatistik und Kunst der Registrierung

vor dem Kriege. Es konnte sich auch in Deutschland kein politisch-wissenschaftlich mit fast unbeschränkter Autorität bekleideter und dennoch gewissermaßen außer Verantwortung stehender, außeramtlich als Senat beratender Körper für Geopolitik und Außenpolitik bilden, wie ihn andere Reiche besaßen: England in der Royal society und ihrer diskreten Verbindung mit dem Oberhaus, Frankreich in der des Instituts de France und der Ecole de politique mit dem auswärtigen Ausschuß, Japan in dem geheimen Rat, der halb verfassungsmäßig, halb hinter den Kulissen die Außenpolitik nach großen Zügen lenkt, wie ihn sich auch Sowjet-Rußland zu schaffen bestrebt ist, wie ihn also alle großen Lebensformen anscheinend für nötig halten, die in und nach dem Weltkrieg erfolgreich Außenpolitik getrieben haben. Auch die Vereinigten Staaten besitzen ähnliche Einrichtungen in statu nascendi (Kongreßbibliothek in Washington, politischer Einfluß der politischen Professuren der Universitäten, Wilson, B. Hale, Reinsch u. a.) Ein bei der Raumenge notwendig unvollständiger Versuch, die der politischen Geographie und Geopolitik gemeinsamen Aufgaben in eine gewisse Ordnung zu bringen und durchzugliedern, soll eine Übersicht über das Arbeitsfeld anbahnen. Um sie zu gewinnen, ist zunächst eine theoretisch-didaktische Aufgabe zu lösen: ihre Eingliederung in den Gesamtbau der Erdkunde.

Sie wird dadurch erschwert, daß schon die politische Geographie sämtliche Gebiete der Geographie des Menschen: Siedlungs-, Verkehrs-, Wehr- und Wirtschaftsgeographie durchdringt, und in der Geopolitik gerade auf dem Grenzrain zur Staatswissenschaft einen neuen eigenwilligen Schoß getrieben hat; gewiß liegt schon in der Zweckbestimmung beider, die gewonnene Raumerkenntnis auf die Erlangung, Erhaltung, Umschichtung der Macht im Raume einzustellen, soweit sie von der Erdoberfläche bestimmt wird, eine gewisse

Gefahr, gerade in politisch stark bewegten Zeiten, ihren Rahmen zu sprengen, wie ein Baum die zu enge Bank, die um ihn errichtet wurde.

Dann ließen sich die wichtigsten weiteren Arbeitsziele etwa in neun große Gruppen ordnen. I. Als erste, praktisch wichtige Forderung stand voran, im Sinne auch der „Angewandten Geographie" (Grothe), der Sonderbände von 1922 zum Manchester Guardian von John Maynard Keynes, Lebensdrang (Volksdruck) und Lebensraum in ihrem gegenseitigen Verhältnis zum Gegenstand politisch-geographischer Erziehung zu machen, die Übervölkerungsfrage einiger wichtiger Erdräume, wie Deutschland, Japan, Italien, die tatsächlich im Mittelpunkt des politischen Handelns steht, auch in den Mittelpunkt vorbeugender Betrachtung zu rücken, die Beziehung von Lebenswille, Raumvorstellung und daraus erwachsenden Schranken auch wirklich zum Massengut der schicksalbestimmenden Volksmengen zu machen. Nur in einem geopolitisch so unbegabten und unerzogenen Volk wie dem unsern, höchstens noch in Indien, kaum in Hellas wäre es möglich gewesen, ein Werk über „die Welt als Wille und Vorstellung", ohne jede Beziehung zum Lebensraum und seinem Einfluß auf den Lebenswillen der ihn bewohnenden Menschen, als Erklärung für alle Daseinsphänome bieten zu wollen. Daß bei uns niemand diese Grundlage zu vermissen schien, zeigt, wie sehr uns eine Ergänzung in dieser Richtung nottut.

II. War bei der ersten Gruppe politisch-geographische Betrachtungsweise führend, geopolitische folgend und sich anpassend zu denken, so wird es bei der zweiten umgekehrt sein müssen, der das Verhältnis von Ideologie und Lebensraum als weiteres Problem zufallen könnte; und zwar gibt es dabei nicht nur eine Geopolitik bestimmter Erdräume (Land- und Seeräume), die analog der länderkundlichen Behandlung

durchzuführen wäre, sondern auch eine Untersuchung der Beziehungen zwischen Geopolitik und politischen Ideologien anzustellen: z. B. der Selbstbestimmung, des aktiven und passiven Widerstandes, des Landflucht-(Urbanismus)Problems, des Wehrgedankens und Wehrwertes. Auch die Wehrgeographie (viel besser so, als Militärgeographie benannt) ist im Zusammenhang mit Geopolitik noch einer außerordentlichen Durchbildung und Höherentwicklung fähig und bedürftig; gerade weil sie in ihren wichtigsten Erkenntnissen möglichst allgemeiner Volks- und Menscheitsbesitz werden müßte, schon um die im letzten Jahrzehnt erlebten Möglichkeiten der Massenbelügung auszuschließen oder doch innerhalb bestimmter Grenzen zu halten.

Im engen Zusammenhang mit der unter II erhobenen Forderung stehen dann die zu III und IV. Die III. Gruppe entspricht einem Wunsch der Untersuchungsweise, der aus volkswirtschaftlichen und staatswissenschaftlichen Kreisen vielfach an die Erdkunde herantritt (Zwiedineck u. a.), die Lebensräume als rassenbildende, als klassenbildende und klassenscheidende Faktoren zu prüfen, ihre Bedeutung als ideologiebildendes Kraftfeld, damit schlechthin als menschliches Einzel- und Massenschicksal bildend, mehr herauszustellen. Denn die Ideologie der Bewohner eines Lebensraumes bedeutet doch weit mehr sein Schicksal als die Wirtschaft, — eine Erkenntnis, die Napoleon im Gegensatz zu Rathenau zum Aphorismus prägte, wenn er einmal die Politik, ein anderes Mal die Geographie das Schicksal nannte. Gemeinschaftsarbeit mit Gruppe I ergibt sich dann ganz zwanglos aus dem gleichfalls geäußerten Wunsch, positive, aus dem Antlitz der Erde beweisbare Ergebnisse möglichst weiten Kreisen begreiflich zu machen, worin politische Geographie und Geopolitik einig gehen können.

Eine IV. Gruppe hätte als Hauptziel, in Umkehrung die umgestaltende Einwirkung von Lebensräumen auf die sie

durchschreitenden Ideologien zu prüfen, nicht nur auf die darin erwachsenen und die darüber verbreiteten — etwa in der Art, wie Dr. Wüst das für den Buddhismus in seiner Wanderung aus den nordindischen Ebenen durch die nördlichen Hochländer durchführt (Z. f. Geop., I, 5.) Das Verhältnis der gegenseitigen Durchdringung von Boden und darauf wachsender Idee, mit Willen zu ihrer Verwirklichung, wie auch von den diesen Boden überwandernden, an ihm haftenden, abgleitenden oder umgewandelten Ideen zu prüfen, ist natürlich für Geopolitik weit mehr Daseinszweck als für politische Geographie, die sich auf diesem heiklen Felde weit mehr mit bloßer „Registrator"-Tätigkeit zufrieden geben kann, freilich nicht zufrieden geben sollte. Das Verhältnis von Lebensraum zu übervölkischen Lebensformen, die sich mit den Grenzen natürlicher Landschaften nicht decken, wäre dann ein weiteres Untersuchungsziel. Lebensraum und Kirchen, wie Weltanschauungslehren überhaupt, aber auch verneinenden, rein diesseitigen, materialistischen: ihnen allen ist das geographisch erfaßbare Inkarnationsbedürfnis im Raum gemeinsam, sobald sie Lehrform gewinnen. Sie schaffen dann Kirchenstaaten, wie den mittelländischen oder den hochasiatischen (Lhassa, Urga), oder kommunistische Bildungen, wie die Bodenreform Taikwa in Japan, die Experimente Wangs in China oder die Sowjets, gleichviel, ob sie sich pandemisch an alle oder an bestimmte Rassen vorzugsweise wenden, wie der Islam, und so geographische Bindungen mit dem „Colour"-Problem eingehen (Lothrop Stoddard: „Rising tide of Colour against white supremacy", u. „New World of Islam!").

Auch die Selbstverwirklichung von Raumvergrößerungstendenzen und Raumgedanken gehört in dieses Gebiet, in dem die Ideologie der reichsbildenden Kräfte, des Imperialismus, der Rassenvorherrschaft geographisch nicht anders zu behandeln ist als die anderer Ideologien auch. Pan-asiatische, pan-

pazifische, pan-amerikanische Ideen in ihrer geographischen Auswirkung gehören hierher; auch das Spielen mit eurasischen Zusammenhängen ist hier zu untersuchen. Das geographisch Fruchtbare und Erweisbare an der Kulturkreislehre, der Kulturmorphologie, der auf der Erdoberfläche in Karten darstellbaren Wirksamkeit kulturkreisbildender Kräfte wäre dieser Gruppe einzuordnen. Von ihren Aufgaben finden politische Geographie und Geopolitik sich unmittelbar weiter zu einer V. Gruppe: Zusammenspiel, Scheidung, Trennung der Lebensräume der Erde, Neueinteilung, wenn sie geboten scheint (Banse), ist ihr engeres Arbeitsgebiet. Die Durchprüfung des kontinental-ozeanischen Gegensatzes staatlicher Lebensformen — der von Ratzel als der größte gekennzeichnet wird, der im Völkerleben vorkomme — wird hier leitender Gesichtspunkt für Scheidungen sein müssen, mit den potamischen, litoralen, insularen Zwischenstufen, die er mehr andeutet als aufstellt. Die Ideen von Mackinder (Geographical pivot of history, London 1904) lassen sich hier dem Gesamtgefüge einordnen. Aber auch alle, die gezeichneten Gegensätze überwindenden, verbindenden Mittel großen Stiles können dabei Behandlung finden: Geopolitik von Eisenbahnzonen, wie Linien, ganzer Eisenbahnnetze, so weitausschauendrr Verkehrsideen, wie des indischen Eisenbahnentwurfes aus der Mitte des XIX. Jahrhunderts, Verkehrsgeographie der Weltverkehrsbänder, großer Kanalideen, vor allem aber die politische Ozeangeographie, die Anthropogeographie der Meere, die weit hinter ihrer staunenswerten physischen und biogeographischen Entwicklung zurückgeblieben sind; denn die Meere sind doch das in erster Linie verbindende Mittel. Es bliebe also eine Geopolitik der Binnenmeere, Randmeere, Mittelmeere, Ozeane auf die Höhe ihrer anorganischen wie biogeographischen Erkenntnis mit politisch-geographischen, zunächst anthropogeographischen Methoden nachzuführen. Andere verbindende Mittel, die Steppe

in ihrer Bewegungsfreiheit als festländisches Gegenstück zum Wanderfeld der Ozeane, auch die Schneedecke in ihrer verkehrsfreundlichen Seite wären geopolitisch zu würdigen. Die Hemmungen der Hochländer, der Beckenlandschaften, der Plateauränder sind zu untersuchen. Die Geopolitik von Strömen und Stromsystemen spielt hier herein, wie sie Kjellén in dem Problem der drei Ströme (Rhein, Donau, Weichsel) hat anklingen lassen, wie sie alle Stromstaatsbildungen, das Stromgegenspiel von Indus und Ganges, von Hwangho und Yangtse, das Stromnetz der Mandschurei anregen.

Als VI. Gruppe bedarf das Wissen von der Grenze, — wie es als Einzelpersönlichkeiten namentlich Sieger und Sölch (Südmark), Sapper (Vogesen) seit Jahren, unter dem Druck schwerer politisch-geographischer Notlagen Penck (Polen) und Volz (Oberschlesien) bei uns pflegten — gemeinsamer politisch-geographischer wie geopolitischer Vertiefung. Die Forderung eines viel bewußteren Verhältnisses zum Saum der staatlichen Lebensform und Volkheit richtet sich hier auf, mit der weiteren nach suggestiver Kartographie und geopolitischer Werbekraft. So trostlose Äußerungen über die Vernachlässigung unserer Grenzlandschaftskunde, wie die von Braun, müßten tiefe Wirkung tun!

Beschäftigt sich die VI. Gruppe mit der politisch-geographischen und geopolitischen Verfeinerung des peripherischen Gefühls (für dessen Erziehung man von den Japanern manche Winke gewinnen kann: Uyehara, Pol. Development of Japan, Einleitung!), so die VII. Gruppe mit der Herausarbeitung des Begriffs lebenswichtiger Landesteile, der Herz- und Kern-Landschaft, der Bildung geographischer und geopolitischer Bewußtseinszentren. Die furchtbar drohende Frage der Amputierbarkeit lebenswichtiger Landesteile ist durch seine Erfahrungen mit der Saar-, Ruhr- und Oberschlesischen Landschaft, die der Lähmung geographischer Bewußtseinszentren, der Ver-

lagerung des Bevölkerungsgleichgewichts von Kernlandschaften ist doch gerade für den Deutschen vordringlich genug geworden. Übersichten, wie sie J. Bowman in „The New World, Problems of pol. Geography", London-Sidney 1922 gibt, sind hier eine nützliche Einführung. Städtebilder mit politisch-psychologischer Vertiefung (v. Hofmann!), die Ausbildung der neueren Städtegeographie überhaupt geben Anhaltspunkte, in welcher Richtung die Entwicklung drängt (Arbeiten über den Urbanismus). In voller Breite behandelt Australien vor der geographischen Öffentlichkeit seine Hauptstadtwahl und mit ihr die Grundlagen seiner Geopolitik (Gregory und Griffith Taylor), wenn auch hier die zuerst so üppigen Blütenträume der konstruierten, nicht gewachsenen, gewordenen Stadt sehr langsam reiften. Bestimmte mitteleuropäische Probleme (Berlin, Wien, Hamburger Erweiterung) drängen zu Lösungen, pazifische Sonderformen, Tendenz zur Trennung politischer von wirtschaftlichen Brennpunkten, Pendelung (Japan, China, Indien) bei bestimmter Bedeutungswiederkehr gewisser Kernlandschaften scheinen erkennbar zu werden. Banses Forderungen künstlerischer Behandlung, Pontens kunstgeographische Anregungen könnten hier vielleicht zu allererst geopolitische und politisch-geographische Auswertung finden. Aber — und das kann ein VIII. Arbeitskreis enthüllen: das Verhältnis von Kultur- und Kunstgeographie zur politischen ist überhaupt enger geworden. Ich erinnere nur an Pontens baustoffgeographische Anregungen über das Einzugsgebiet der großen Dome z. B.; Passarges letzte landschaftskundliche Anregungen zeigen, wie unabweisbar für politische Geographie und Geopolitik eine Auseinandersetzung mit der Umwandlung und Auswirtschaftung der Kulturlandschaft ist. Sie einzuleiten, ist die Geographie mehr als alle anderen Wissenschaften berufen, aber die Vorhand entgleitet ihr, wenn sie nicht dauernd dabei führt.

Damit stehen wir vor der IX. und letzten Forderung, die wieder zum Ausgangspunkt zurückwendet. Die Ideologie der Geopolitik ist wie ein Kristall im Zusammenschießen begriffen, und im wesentlichen doch — trotz allen weiteren Zuschüssen aus Staatswissenschaft, Rechtswissenschaft, Soziologie und Geschichte, die man bei Kjellén findet — aus der Mutterlauge der Geographie, und zwar der politischen Geographie. Durch ihr geographisches Grundelement hat sie es in der Hand, die Gefahren exzessiver Bildungen dabei zu vermeiden; wenn auch die Prophetie, die nun einmal im Charakter einer überreizten Zeit liegt, diesem Arbeitsfelde nahesteht. Solche Gegenpole, wie die doch sehr stark geographisch beeinflußten und mit geographischem Stoff arbeitenden Werke von Spengler und Keyserling rufen den politischen Geographen zwar zur Mitarbeit, aber auch zur Waffe auf.

Schärfste, sich scheidende intellektuelle Selbstbehauptung und einfühlende Hingebung stehen sich bei Abwägung ihrer geographischen Stoffverwertung gegenüber, z. B. im „Untergang des Abendlandes" und im „Reisetagebuch eines Philosophen", in dem sich ein proteus-artiger Geist dem jeweils durchfahrenen Erdraum hingibt, während sich der autonome Intellekt kühl im Untergang des Abendlandes, im Einsturz des Erdkreises nach für die Weiterfahrt brauchbaren Trümmern umsieht. Die notwendige Einstellung zu beiden Werken ruft sofort verkehrs-, wehr- und wirtschaftsgeographische Forderungen, Fragen, Probleme wach, wie selbstverständlich solche der Siedlungsgeographie, der Geographie des Menschen und der Kulturgeographie als Voraussetzung zu Werturteilen. Die unsicher gewordene Zeit sucht mindestens Aushilfsantworten, zunächst in politisch-geographischer, geopolitischer Sammelarbeit: Tatsachen, Erdgegebenes, Beweisbares und Greifbares, um sich den großen Worten gegenüber behaupten zu können. Auch die zur Wiedereinrenkung von Europa bestimm-

ten Zusammenstellungen von Keynes in den Sonderheften des Manchester Guardian von 1922, ein Symptom der Wiederkehr des angelsächsischen Wirtschaftsverstandes nach der Psychose, sind doch eigentlich im Grunde nichts anderes als Zusammenfügung wesentlicher Zahlen mit angewandter Geographie und Bevölkerungslehre. Die Vielen, die auf solche Einzelarbeiten als Erlösung starren, wissen bis jetzt nur zum Teil, daß sie alle praktische Geopolitik treiben und auf den von Kjellén gezeichneten Linien zum Zusammenschluß, zur Synthese kommen können. Es ist unsere Sache als Geographen, ob wir sie wollen, die wir allein den Baugrund dazu besitzen, die Erdoberfläche, auf der alles ruht, deren Bewohner ihren Mangel an wissenschaftlicher Organisation fühlen und aus dem Chaos des Weltkriegs und des Versailler Vertrages wieder zum Kosmos gestaltet werden wollen.

Die Hauptschwierigkeit für uns Geographen liegt aber nicht in der Bewältigung der praktischen, leicht in der vorgeschlagenen Weise oder anders zu gliedernden Aufgaben, wie es auch alle unsere großen führenden Systematiker, voran H. Wagner richtig empfunden haben. Sie liegt vielmehr darin, in den Bau der Geographie des Menschen (in dem sich Siedelungs-, Verkehrs-, Wehr- und Wirtschaftsgeographie organisch übereinander legen, wie zuletzt die Kulturgeographie) die politische Geographie und ihre Tochterwissenschaft, die Geopolitik, die von allen diesen etwas erfaßt und verarbeitet, in ihren Beziehungen zur Rechts- und Staatswissenschaft und zur Soziologie aber über den Rahmen der Gesamtgeographie hinausreicht, in die Gesamtwissenschaft richtig einzufügen. Die Aufgabe als solche ist nicht mehr zu leugnen; bestritten könnte nur werden, aber zum Schaden des Ganzen, daß sie in erster Linie der Erdkunde zufällt. Denn die Geopolitik ist tatsächlich da; und es sind, seit Kjellén ihr einmal die ersten Begriffe geprägt hat, zweifellos Geographen gewesen, die am meisten Posi-

tives für sie getan haben. Kjellén hat diese Begriffsprägungen auf Ratzels Spuren vorgenommen; Mackinder hat einige großartige Zusammenfassungen rein geopolitisch gefügt; Sieger hat systematisch, namentlich in seinen Grenzarbeiten, Krebs systematisch und chorologisch, namentlich in seinem Süddeutschland, Vogel mehr historisch in seinem Neuen Europa und seiner politischen Geographie, Bowman in The New World für die ganze Welt geopolitisch Stoff gesichtet; Dix und Wütschke haben ihn politisch belebt, Unold und Schallmayer biologisch; die technische Form der Kurvenmethode hat Glockenmeier, die kartographische vor allem die Wiener Schule (Peucker), aber auch die deutsche Grenzlandarbeit praktisch aufgefrischt. Die Sammlungen von Grothes angewandter Geographie, die Veröffentlichungen von John Maynard Keynes und einige der neueren Teubnerschen Landeskunden bewegen sich in geopolitischer Richtung, ebenso wie die kleinen Ausgaben der Jedermann-Bücherei von Hirt, die sich — wie die ausgezeichnete Darstellung des griechischen Lebensraums von Maull — so selbstverständlich dem neuen Bau einfügen lassen, weil sie schon vorahnend in seinem Geist errichtet und zugerichtet sind.

Trotzdem scheint es für einen Versuch zusammenfassender Systematik in der Geopolitik noch zu früh zu sein, die freilich immer umstritten und umstreitbar sein wird. Bieten doch Ratzel und Kjellén zunächst noch unverarbeiteten Stoff, nachzuprüfende Theorie genug! Auf ihren Grundrichtungen werden nun zunächst ausbauend anzusetzen haben: erweiterte Einzelausarbeitungen, Länderkunden mit geopolitischem Zug, Darstellungen von Meeresräumen und ihren Uferlandschaften (bis einmal z. B. alle Mittelmeere ähnlich durchgearbeitet sein werden, wie das romanische von Philippson), und andererseits durchbildende, vorbereitende Behandlung von Einzelfragen der allgemeinen Geopolitik, wie sich das die Zeit-

schrift für Geopolitik zunächst zum Ziel gesetzt hat (Lautensach).

Dabei wird die gleichgerichtete Leistung im Ausland sorgfältig zu beachten sein und darf zukünftig nicht so unbemerkt mitteleuropäischer Beobachtung entschlüpfen, wie etwa die Schriften von Chéradame, der schon 1902 die Vernichtung der österreichisch-ungarischen Monarchie in der Ecole de politique akademisch lehrte, wie sie sich nachher von 1914—1919 vollzog. Man darf sich auch nicht von geopolitischer Gegenarbeit überraschen lassen, wenn sie in so monumentalen Leistungen, wie in der Encyclopaedia britannica auftritt und bei Lord Bryce kommende Kulturgemeinschaften angelsächsischer Weltzusammenhänge mit gewaltiger politischer Tragweite ankündigt.

Aus einer doppelten Einsicht, daß bei uns in Deutschland die schöpferische, geistige Vorarbeit in einem ganz ungeahnten Umfang tatsächlich schon geleistet ist, daß aber nicht wir, sondern praktischer veranlagte Fremdvölker bisher die Früchte dieser Vorarbeiten im Verein mit eigener, zielbewußter Tätigkeit geerntet haben, entspringt für uns die Forderung: Die allgemeine Geographie müsse die junge Geopolitik als eine Fortbildung der politischen Geographie in ihrem Bau zulassen; sie müsse sogar ihr Grundrecht auf den Ableger behaupten, indem sie in wissenschaftlich vollendeten und womöglich auch künstlerisch reizvollen Formen ausgezeichnete Gesamtdarstellungen einzelner Erdräume (Länder, Reiche) und größere Zusammenfassungen (Mittelmeergebiet, Monsunländer, Tropen, Ozeane usw.) in geopolitischer Beleuchtung bringt. Denn sie behauptet ihr Recht am besten, wenn andere Wissenszweige, wie Staatswissenschaft und Recht, für den praktischen Gebrauch des politisch Schaffenden nichts Besseres zu bringen vermögen, ganz einfach deshalb, weil keine andere Wissenschaft über eine so sichere Grundlage des Erdbildes und der darin dauernd wirksamen Einflüsse verfügt, keine so, wie sie, beide Quell-

ströme, den geistes- und naturwissenschaftlichen ineinander leiten kann. Wir brauchen für unsere zukünftige außenpolitische Wiederaufbauarbeit das geopolitische Standwerk, von überlegener Landeskenntnis und gründlicher wissenschaftlicher Schulung zugleich geschaffen, wie es (wenn auch ohne eigentlich geopolitische Etikettierung), die Angelsachsenwelt hervorgebracht hat, wenn auch in einseitiger Zweckbestimmung, wie es Frankreich zunehmend anstrebt und auch das östliche Inselreich schon hervorzubringen beginnt. Es muß auf landeskundlichem Boden erwachsen; wer es schafft, sollte „vom Bau" der allgemeinen Erdkunde sein, mindesten mit ihren Methoden und ihrer Fachsprache vertraut, und auf der anderen Seite praktisch bewährt, durch produktive oder Organisationsarbeit, sowohl in dem zu schildernden als in dem zu belehrenden Erdraum. Diese Art Standwerk ist es, was wir neu schaffen und stets auf dem Laufenden erhalten müssen, mehr als bisher dabei dem Bedarf der Gegenwart, wie der zu gestaltenden Zukunft dienend. Bisher standen wir, als ein vorwiegend von Juristen regiertes Volk, zu sehr unter dem Bann der lex lata, dachten mehr philologisch und historisch als naturwissenschaftlich in politischen Dingen, und blickten zu viel zurück, statt vorwärts. Darüber haben wir um die Jahrhundertwende den Anschluß an die Zukunft der sich neu organisierenden Welt verloren, weil wir mehr retrospektive als prophylaktische Politik trieben.

Solcher Einstellung gegenüber gilt aber leider: Ducunt volentem, nolentem trahunt fata! Wir haben es erfahren — — —

Wie wir nun aus dem verengten Lebensraum weltüber wieder Freifahrt gewinnen, mit welchem Wissen und Können dafür durch unser Weltbild ausgestattet, das haben wir schließlich auch heute noch in der Hand. Neben dem geopolitischen Schrifttum für die einzelnen wichtigen Lebens- und Wanderräume der Erde muß vor allem das Wissen von der Grenze

aus dem allgemeinen geopolitischen Fragenkreis herausgehoben und nachdrücklich fortentwickelt werden, ebenso die Voraussetzungen der Selbstbestimmungen in Volksdruck und Lebensraum, ländlicher und städtischer Siedlungsverschiebung, in sorgfältiger Beobachtung aller Vorgänge von Machtverlagerung rings um die Erde.

Je enger der Boden eines Volkstums wird, um so weitsichtiger muß man Wacht für das Wenige halten, um so sicherer muß das Verhältnis zu ihm durch Bewußtsein und Erkenntnis werden; desto dringender nötig ist auch Kenntnis der andern Lebensräume zum immerwährenden, mahnenden Vergleich, zum Erspähen jeder Möglichkeit der Wiederausdehnung, wenigstens der erhaltenden und erwerbenden Arbeit.

Intensiver, nicht extensiver (wie z. B. unsere Landwirtschaft tatsächlich leider wurde, trotz allem Sozialgesetzgerede und Salonbodenreformertum derer, die in Wirklichkeit die schwere, zwölf- und mehrstündige Landarbeit scheuten!) muß vor allem die geographische und geopolitische Arbeit mit dem verstümmelten Heimatboden werden. „Vertiefung" in ihn ist nötig, so wie sie Ratzel versteht, schmerzhaftes, trotziges Festklammern an das Verbliebene, damit nicht außer dem Straßburger Dom und den oberschlesischen Industriebauten auch noch Köln und Trier und die Ruhrwerke verloren gehen und wir schließlich nur mehr Ostjudenfilter zwischen Romanentum und Slawenwelt bleiben!

„Fremde Völker zu sehen, wie sie wirklich sind, nicht, wie man sie sich träumt" und durch kluge und tapfere Wahrnehmungen der Daseinsmöglichkeit zwischen ihnen dem heiligen Heimatboden künftig zu ersparen, „was zu allen Zeiten als schmählich gegolten hat" — ohne alle Zukunftsfragen tollkühn auf eine Karte zu setzen, ohne sich auf Gedeih und Verderb Mächten zu verbinden, die Andere aus geopolitischer Prüfung schon ein halbes Jahrhundert vorher mit ihrem hippo-

kratischen Zug erkannt hatten — aus diesen zwei gelegentlich hingeworfenen Worten von Drygalski sind mir zwei erste Richtfeuer zu dieser geopolitischen Arbeit aufgeflammt. Sehr bescheidene für den Anfang weitausschauender Fahrt: „Sehen, was ist" — aber auch „Fernhalten von allem, was Volksehre nicht ertragen darf" — dennoch fehlt es noch weit, daß der Kurs unseres Staatsschiffes zwischen beiden hohe See gewänne.

Aber: „Material, Munition, Cadres, Instruktion, alles fehlt uns, wir haben nichts als unsere Vaterlandsliebe . . ." so schrieb, am 21. 10. 1870, in verzweifelter Lage der künftige Kommandant der französischen Nordarmee an den Chef seiner Landesverteidigung, siegreiche Gegner vor sich, neutrales Land auf Schußweite hinter sich; und ein halbes Jahrhundert später standen seine Enkel im Besitz des drittgrößten Kolonialreiches der Erde — östlich des Rheins in einem entwehrten Deutschland, und dazwischen liegt die Entwicklungsperiode der politischen Geographie und der Geopolitik in Frankreich!

II.
GEOPOLITISCHE UNTERSUCHUNGEN

Erich Obst:

DIE GEOPOLITISCHEN LEITLINIEN DES EUROPÄISCHEN RUSSLAND

„Wo nicht natürliche oder wirtschaftliche Gründe dem Wachstum entgegenstehen, ist ein geräumiges, dünn bewohntes Land ein Großstaat der Zukunft, und das erst zu erwartende Wachstum wirft seine Schatten höchst wirksam voraus."
(Friedrich Ratzel, Politische Geographie, 1923, S. 311.)

Das nordöstliche Karpathenvorland zwischen Dnjepr und Weichsel darf als das Ausgangsgebiet der großen Slawenwanderungen im 6. und 7. Jahrhundert gelten. Von hier aus erreichten die Westslawen (Wenden, Polen, Tschechen, Slowaken) Oder und Elbe, die Südslawen (Serben, Kroaten, Slowenen u. a. m.) stießen zur Balkanhalbinsel vor, die Ostslawen endlich breiteten sich unter geringem Widerstand der finnischen Urbewohner in dem großen Tiefland am Dnjepr aus. Der neue Lebensraum der Ostslawen war völlig eingebettet in die unermeßlich weiten, unwegsamen Wald- und Sumpfeinöden Osteuropas. Wenn hier trotzdem in den vielen kleinen Stämmen der Ostslawen frühzeitig ein Gemeinschaftsbewußtsein dämmerte, so war es den Flüssen zu danken, die in Gestalt einer großen Längsfurche den gesamten Lebensraum durchziehen: der Dnjepr und jenseits der niedrigen Wasserscheide Lowat, Ilmen-See, Wolchow, Ladoga-See, Newa. Dichter Wald rechts und links bannte die Menschheit an diese geopolitische Leitlinie des vorläufig noch staatenlosen Urrußland. Nur da, wo von dem zentralen Wasserscheide-Isthmus Smolensk-Witebsk die obere Düna nach NW, die Oka nach O ziehen, bot sich die Möglichkeit, die Siedlungen auch seitlich ein wenig vorzutreiben (Fig. 1). Spärlicher Ackerbau,

daneben vor allem Waldbienenzucht und Jagd auf Pelztiere ernährten die slawischen Kolonisten in diesem stillen, menschenarmen Waldland von der Gegend des heutigen Kiew bis hinauf zum Ladoga-See.

Die langgestreckte Flußoase, als die wir den urrussischen Lebensraum im wesentlichen begreifen können, trug im Grunde durchaus binnenländischen Charakter. Gewiß öffnete sich ein Fenster dieses düster-einförmigen Hauses nach NW zur Rigaischen Bucht, aber ein nennenswerter Handelsverkehr vermochte sich einstweilen in dieser Richtung nicht zu entwickeln. Die untere Düna sperrten die volkreichen Letten und Liven, und im übrigen waren die Lebensbedingungen längs des ganzen Flusses viel zu gleichartig, um zu einem Warenaustausch anzuregen. Es kam hinzu, daß die von den Inseln Ösel und Dagö abgeriegelte Bucht damals noch geringe verkehrsgeographische Bedeutung besaß. Das audere Fenster wies von dem Raume Smolensk-Witebsk nach ONO, d. h. tief in die kontinentale Waldwildnis des oberen Wolgasystems hinein. Vereinzelt sind Kolonisten wohl auch hier vorgedrungen, aber es handelte sich fast ausnahmslos um Siedler, die in der Kernlandschaft Dnjepr-Wolchow kein ihnen zusagendes Gelände fanden. Anders lagen die Dinge im N und S. Hier, und nur hier, gab es Pforten, die ins Freie hinausführten: Ladoga-See — Newa — Finnischer Meerbusen und unterer Dnjepr — Schwarzes Meer. Indes die geopolitische Situation war auch an diesen beiden Stellen für die Slawen nicht sonderlich günstig. Droben im N das rauhe Klima, die lange Frostdauer, die weite Fläche des Baltischen Meeres, die trotz ihres Inselreichtums den slawischen Flußschiffern große Schwierigkeiten bereitete, und schließlich die Nachbarschaft der in jeder Weise überlegenen Skandinavier. Im S aber gleich in der Umgebung von Kiew die weite, schutzlose Steppe, seit Urzeiten immerfort durchschwärmt von räuberischen asiatischen Horden,

dann die Stromschnellen des unteren Dnjepr und endlich das sturmgepeitschte Schwarze Meer. Aus alledem begreifen wir, daß der urrussische Lebensraum seine Menschheit in hohem Grade gefesselt hielt und den Dnjepr-Wolchow-Slawen den Stempel eines ausgesprochen kontinentalen Volkstums aufdrückte. Allerdings lernte man, die Boote an den flachen und meist engen Wasserscheidestellen auf Räder zu setzen und sie so aus dem einen Flußgebiet ins andere zu schaffen, man erfaßte voll und ganz die Wesenheit dieses Lebensraumes und paßte sich in ausgezeichneter Weise den beiden Hauptfaktoren, Wald und Fluß, an, aber man blieb in eben diesem Maße binnenländisch eingestellt. Eine Änderung war nur möglich im Verlauf der geschichtlichen Dynamik.

Seit dem 8. und 9. Jahrhundert hatte Skandinavien einen machtvollen Aufschwung genommen. Die Drachenschiffe der Wikinger durchfurchten Nordsee und nördlichen Atlantik, und normannische Scharen waren es, die auch im Gebiete der Dnjepr-Wolchow-Slawen eine neue Bewegung erzeugten. Wir wissen nicht mit Sicherheit zu sagen, ob diese Waräger aus eigenem Drang in den Finnischen Meerbusen einliefen oder ob die ewig unter sich uneinigen Slawen sie gerufen haben. Kurz, um das Jahr 862 hielten die sich selbst „Rus" nennenden Nordgermanen ihren Einzug in das Gebiet von Nowgorod am Ilmen-See und rissen bis 880 die Macht auch in Dnjeprlande an sich. Ein wirkliches Staatswesen war damit im Dnjepr-Wolchow-Raum entstanden. Nowgorod im Norden, Kiew im Süden sicherten den Verkehr innerhalb des langgestreckten Staatsgebietes. Die „Rus" aber schweißten nicht nur die vielen kleinen Slawenstämme nebst den finnischen Ureinwohnern äußerlich zu einer politischen Einheit zusammen, sondern trugen zugleich einen neuen Geist in ihren Kolonialstaat hinein. Als kühne, unternehmungslustige Krieger und Kaufleute waren sie ins Land gekommen, als weitschauende, Land und Meer

in einem Blick umfassende verwegene Gesellen. Ihr jugendlicher Schwung riß unwillkürlich die schwerfälligeren Slawen mit fort; Handel und Wandel erhielten einen neuen Antrieb. Droben im NW winkte Gotland, drunten im S das alles überstrahlende Byzanz. Unschwer ließ sich das neue Staatswesen in den großen Verkehrsring der alten Welt eingliedern: Byzanz — Schwarzes Meer — Dnjepr — Lowat — Wolchow — Finnischer Busen — Gotland — Ostsee — Nordsee — West- und Südeuropa — Mittelmeer — Byzanz. Auch die Dünastraße gewann nun bald einige Bedeutung, und selbst nach SO zur Wolga richteten sich jetzt die Blicke in steigendem Maße. Ganz vereinzelt waren wohl auch früher schon slawische Händler hier erschienen, sollen doch um die Mitte des 9. Jahrhunderts slawische Kaufleute sogar bis Bagdad vorgedrungen sein. Jetzt aber zog man gar häufig ins Land der Bolgaren am Wolgaknie oder zu den Chasaren im Wolga-Don-Gebiet und tauschte Honig, Wachs, Pelzwerk und Sklaven gegen Perlen, Seidenstoffe, Gold- und Silbermünzen, Waffen, Salz usw. ein. Ganz besondere Anziehungskraft aber übte selbstverständlich der S aus, die griechischen Kolonien an der Dnjepr-Mündung und das altehrwürdige, mächtige Byzanz selbst. Oleg, der Reichsgründer († 946), unternahm mehrere Züge nach der Weltzentrale am Goldenen Horn, und auch die Regentin Olga leitete der Dnjepr wiederholt hinunter zum Schwarzen Meer. Die stärkste Befruchtung erfuhr durch diesen Verkehr mit Byzanz naturgemäß Kiew, das bald zu einem großen Handelsplatz aufblühte und die Hauptstadt des russischen Reiches wurde; aber auch die übrigen Siedlungen weiteten sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt: Tschernigow, Smolensk, Polozk und, als Zentrale für den nordischen Verkehr, das große Nowgorod und sein jüngerer Bruder Pskow (Fig. 1).

Wenn so der germanische Norden das slawische Volkstum im Dnjepr-Wolchow-Raum tiefgreifend beeinflußte, ihm den

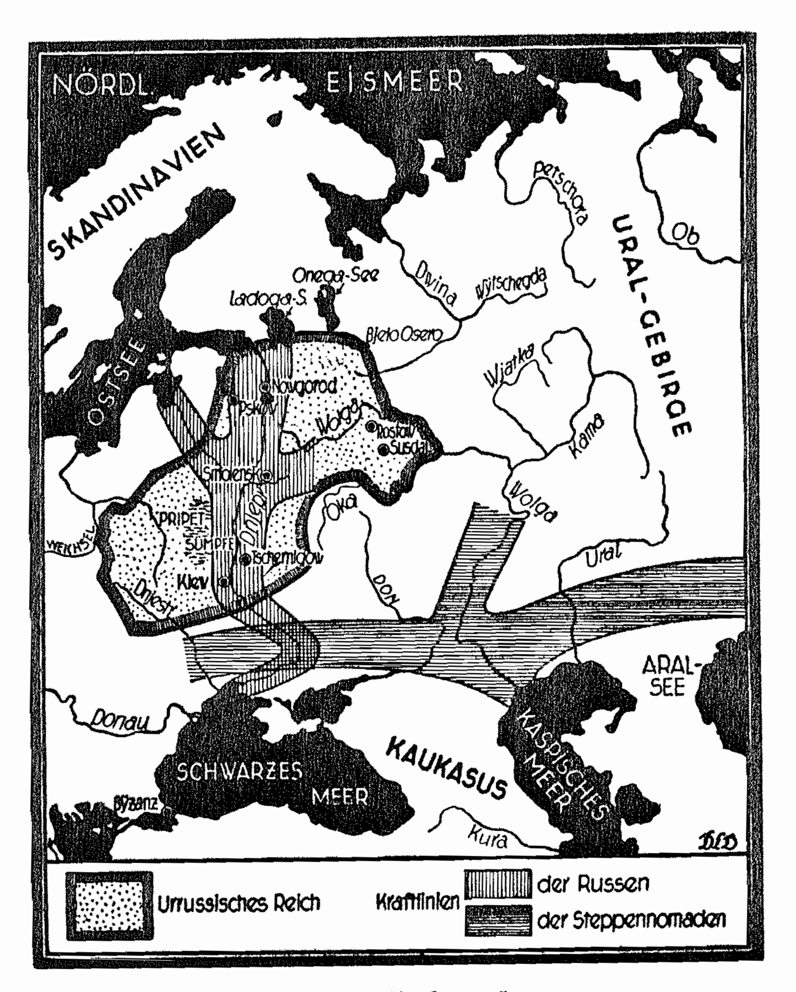


Fig. 1. Rußland um 950

Staatsbau bescherte, Handel, Verkehr und Städtewesen außerordentlich förderte, so war das byzantinische Südende der großen Naturbahn in anderer Beziehung von grundlegender Wichtigkeit für den jungen russischen Staat: von hier her empfing der russische Mensch sein Christentum. Schon die Großfürstin Olga war auf einer ihrer Reisen gen Süden im Jahre 953 für die orthodoxe Kirche gewonnen worden, und Wladimir trat schließlich 988/89 mit seinem ganzen Volke zur orthodoxen christlichen Lehre über. Geopolitisch überaus interessant ist der vorausgehende Kampf zwischen den Sendboten des römischen Papstes, den Abgesandten der mohammedanischen Wolga-Bolgaren und den Vertretern der zum Judentum übergegangenen Chasaren mit den Aposteln des orthodoxen Christentums. Nicht zum wenigsten dank der geographischen Lage blieb Byzanz Sieger, und was der Einzug des orthodoxen Christentums für die russische Menschheit bedeutet, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Nötzel hat in seinen „Grundlagen des geistigen Rußland" (2. Auflage 1923) diesen Punkt mit Recht in den Vordergrund geschoben, Kliutschewkij und Stählin haben in ihrer russischen Geschichte gleichfalls die hohe Bedeutung dieses Ereignisses geschildert. Wir fassen uns hier kurz und legen den Hauptton auf die allgemein kulturellen Folgen: keine tief schürfende Philosophie, keine allgemeine Schulbildung, keine Teilnahme an den Kreuzzügen, keine Renaissance, keine Reformation, statt dessen im wesentlichen grob veräußerlichter Ritus, erstarrte Überlieferung, naives, häufig genug fatalistisches Gottvertrauen, durchsetzt mit mancherlei Aberglauben, und eine der weltlichen Macht stets gefügige Kirche. Wir verkennen keineswegs die zweifellos auch vorhandenen Lichtseiten bes orthodoxen Christentums, aber es bleibt in jedem Falle doch eine geopolitische Tragik Rußlands, daß es sich mit der Annahme der byzantinischen Glaubenslehre in einen

Gegensatz zu Mittel- und Westeuropa setzte und seinem Kulturschicksal den Weg der Isoliertheit wies. Die Waräger hatten vom N her jugendliche Kraft und Bewegung gebracht; das Eindringen des alternden Byzanz bedeutete Erstarrung, zähes, lähmendes Festhalten und Sichbegnügen an bloßer Tradition.

Das Unglück wollte es, daß in diesem raumgebundenen Widerstreit der Kräfte der nordische Einfluß stetig nachließ, die Macht der orthodoxen Kirche dagegen dauernd wuchs. Im Verhältnis zu den Slawen war die Zahl der Waräger wohl von jeher gering gewesen; nach der politischen Erstarkung des Dnjepr-Wolchow-Staates wehrte man weiteren Zuzug ab, und langsam gingen die Nordgermanen in dem slawischen Volkstum auf. Schon Olgas Sohn hatte den Namen Swjatoslaw erhalten, und mit Wladimir und Jaroslaw verblaßten die Erinnerungen an den nordischen Ursprung der Dynastie mehr und mehr. In der gleichen Zeit faßte die orthodoxe Kirche im ganzen Lande fest Wurzel und wurde im Geiste byzantinischer Auffassung ein treuer Diener der Großfürsten von Kiew. Die Bedeutung der Druschina (Ältestenrat) sank, die orientalische Form des allmächtigen und unumschränkten Herrschers prägte sich deutlicher und immer deutlicher aus, und über wahre Ströme von Blut führte der Weg zum Thron.

Die in der Folgezeit bedenklich sich mehrenden Thronstreitigkeiten, der Zerfall schließlich in eine Unzahl von Teilfürstentümern war gerade jetzt überaus gefahrbringend, denn die Steppe im S belebte sich mit immer neuen Scharen asiatischer Nomaden. Durch das Völkertor der Kaspischen Senke, durch das einst die Chasaren und Petschenegen hindurchgebraust waren, fluteten zu Beginn des 11. Jahrhunderts die Reiterhorden der Polowzer und bedrängten naturgemäß in erster Linie das hart am Rande der Steppe gelegene Kiew. Der Handelsweg nach Byzanz wurde immer unsicherer, aber die

Fürsten vermochten sich zu einer gemeinsamen Abwehr nicht zusammenzufinden. Immer näher rückten unterdessen die räuberischen Nomaden. 1169 ist Tschernigow und Umgebung nur mehr ein einziges riesiges Trümmerfeld, und das große Kiew selbst muß sich in den folgenden Jahrzehnten mehrfache Plünderungen gefallen lassen. Man begreift es, daß die südrussischen Städte schließlich erklärten, wenn nicht endlich Einhalt geboten, würden sie die Siedlungen in Brand stecken und zu den Griechen auswandern! Dem fern im N, im Schutze des Waldes gelegenen Nowgorod mochten Wald und Fluß auch fürderhin als die Grundlagen staatlicher Entwicklung erscheinen; der Südteil des russischen Reiches aber spürte, daß sein Lebensschicksal eingeschlossen lag in dieser Dreiheit: Wald, Fluß und Steppe.

Die Steppe wurde das Verhängnis für den Kiewer Staat. Aus der fernen Mongolei stürmten zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Reitermassen Tschingis Khans heran. Mit unwiderstehlicher Gewalt bahnten sie sich ihren Weg schließlich durch Georgien und Daghestan, erreichten um 1223/24 die Wolgamündung und sammelten sich im Wolga-Don-Gebiet. Die Polowzer ahnten, daß jetzt ihre Stunde geschlagen und ihnen dasselbe Schicksal bevorstand, das sie selbst einst den Chasaren und Petschenegen bereitet hatten. Hilfesuchend wandten sie sich an die Russen, und Kiew verstand nur zu gut, wie sehr seine Zukunft von dem Entscheidungskampf in der Steppe abhing. Mit vereinten Kräften rückte man gegen die neuen Eindringlinge vor. An der Kalka, am Nordufer des Schwarzen Meeres, tobte 1224 die Schlacht; sie endete mit einer furchtbaren Niederlage der Russen. Asiatische Sorgen hielten die Tataren zunächst davon ab, den Sieg über Kiew zu nutzen. Als sie 1236 von neuem mit großen Reiterscharen erschienen, lockte sie vorerst die große Steppenstraße der Wolga; in wenigen Wochen lag hier alles in Schutt und Asche,

das Reich der Wolga-Bolgaren hatte aufgehört zu bestehen (Karte II). Bald darauf führte ein anderer Steppenfluß, der Don, die tatarischen Horden nach NW, und auch hier erwies sich jeder Widerstand als nutzlos. Selbst der Wald schreckte die todesmutigen Asiaten nicht ab. Im Winter 1237/38 fielen kurz hintereinander Rjasan, Kolomna, Susdal und Wladimir, Moskau, Kostroma und Twer, und am Seliger-See vorbei wälzten sich die beutelüsternen Nomadenheere gen Nowgorod. Der russische Wald aber wurde diesem Handelsemporium zum Retter. Die Unübersichtlichkeit des Geländes, das den Steppenhorden ungewohnte und unbehagliche Milieu, die Furcht vor allem vor Tauwetter bewogen die Tataren schließlich, in die Steppe zurückzufluten. Nowgorod blieb unberührt und hat auch in der Folgezeit niemals Tataren vor seinen Toren gesehen. — Um so stärker fühlte der Süden des russischen Staates die Faust der mongolischen Eroberer. Die Polowzer, die einen letzten verzweifelten Widerstand wagten, wurden vernichtend geschlagen; weiter und weiter wälzte sich in der Steppe die Heeresmacht der Mongolen, bis schließlich die goldenen Kuppeln von Kiew am Horizont auftauchten. Am 6. Dezember 1240 erlag die Stadt dem wütenden Ansturm, das alte warägische Russenreich empfing den Todesstoß. Was die nordischen Germanen unter denkbarster Naturbegünstigung zur Einheit zusammengeschweißt hatten, die asiatischen Nomaden der Steppe zerschlugen es und ließen es in zwei Teile zerfallen, die fortan ihre eigenen Wege gingen: das steppennahe, nun für lange Zeit verwüstete Dnjepr-Land und das im Schutz des Waldes geborgene, unberührte Nowgorod.

Die Russen des Dnjepr-Landes, die dem tatarischen Blutbad entronnen, flüchteten z. T. zu den Litauern und Polen, wo sie als Hörige der Grundbesitzer Unterschlupf fanden, der größere Teil aber wanderte den Dnjepr aufwärts und siedelte sich in dem alten Kolonialgebiet zwischen oberer Wolga und

Oka an. Nach Nowgorod-Pskow zu ziehen, kam ihnen nicht in den Sinn, denn längst schon hatten sich die Beziehungen zwischen dem Nord- und Südende des alten Waräger-Staates infolge der gänzlich verschiedenen Umweltbedingungen gelockert. Für all die vielen Nöte, die die Steppennähe für das Dnjepr-Gebiet mit sich brachte, hatte man am Wolchow wenig Verständnis. Man war und blieb Waldstaat, unterhielt zwar lebhafte Handelsbeziehungen zu den baltischen Ländern, gewann später auch Anschluß an Wisby und Lübeck, widmete sich aber vor allem der Erschließung des pelzreichen nordrussischen Waldgebietes. Die Leitlinien der Nowgoroder Expansion führten nach NO, am Ladoga- und Onega-See vorbei, um dann im Bereich von Düna, Mesen und Petschora die Eismeerküste zu gewinnen. Von der mittleren Düna zweigte sich eine andere große Handelsstraße ab, die über Ustjuk nach Wjatka und Perm und von hier aus über den Ural bis in das Gebiet des Ob führte (Fig. 2). Überall sicherten befestigte Siedlungen den Pelzhandel des gewaltig aufblühenden Nowgorod, dessen Reichtum und Macht bald sprichwörtlich wurden: „Wer kann wider Gott und Nowgorod?" — Die Kiewer Flüchtlinge, die zwischen Wolga und Oka eine neue Heimat gründeten, standen dem festgefügten Staatswesen ihrer Brüder am Wolchow nahezu fremd gegenüber. Die befestigten Handelsstraßen, die von Nowgorod nach dem Eismeer, dem Ural und der Ob-Niederung führten, sperrten die Keimzelle des werdenden Moskauer Staates nach N zu vollkommen ab.

Viel nachhaltiger noch wirkte die Umklammerung eben dieses Wolga-Oka-Raumes im O und S durch die Tataren. Von seiner Residenz Sarai aus beherrschte der Großkhan der Goldenen Horde den Steppenweg wolgaaufwärts bis über Kasan hinaus, in der Steppe zwischen Wolga, Don und Dnjepr gebot er allein, und wieder seinem Willen gehorchten die Scharen, die über die Straße von Kertsch hinweg den Weg in die



Fig. 2. Rußland zu Beginn des 15. Jahrhunderts

Krim gefunden hatten (Fig. 2). Auch das Waldland im NW unterstand im 13.—15. Jahrhundert der Botmäßigkeit des Tatarenkhans. Alle russischen Fürsten waren seine Vasallen und übten ihr Herrscheramt nur so lange aus, als sie die Gunst des allmächtigen Großkhans genossen. Sarai wurde für den ganzen Lebensstil und die Staatsauffassung der Russen das große Vorbild. Allenthalben ahmte man das Willkürregiment des Tatarenherrschers nach. Die skrupellose Ausbeutung des Volkes, die brutale Steuererhebung, der Landkommunismus und die steuerliche Gemeinhaftung der bäuerlichen Dorfgenossenschaften, die Bestechlichkeit der Beamten, die Treulosigkeit der Politik und vieles andere sind letzten Endes tatarischen Ursprungs. Alles, was wir gemeinhin in dem Worte „Zarismus" zusammenfassen, erweist sich somit im Grunde als geopolitische Erscheinung. Und der Bolschewismus war anfangs in seinen Methoden oftmals nichts anderes als die Erfüllung tatarisch-zaristischer Traditionen. — Auch für die rassenmäßige Zusammensetzung des russischen Volkes ist die Zeit des Tatarenjoches von weittragender Bedeutung. Viele russische Große rechneten es sich zur Ehre, wenn sie ihre Frau aus dem Harem des Großkhans holen durften. Stählin weist in seiner ausgezeichneten, hier vielfach herangezogenen „Geschichte Rußlands" (Bd. 1, 1923) darauf hin, daß nicht weniger als 130 vornehme russische Geschlechter zweifellos tatarischen Ursprungs sind!

Im N von den Kraftlinien Nowgorods, im O und S von denen der Tataren umklammert, erfuhr der Wolga-Oka-Raum seine gänzliche Abschnürung im 13. bis 15. Jahrhundert durch die Entwicklung des litauisch-polnischen Staates. Nachdem die Tataren den Kiewer Staat zerschmettert hatten, ohne sich im Waldland des Dnjepr festzusetzen, waren die Litauer aus dem Raume Wilna-Minsk weiter und weiter in das große Talbecken eingedrungen. Bei der Vereinigung von Litauen und

Polen im Jahre 1386 gehörte bereits das ganze Dnjepr-Land als südöstliche Grenzmark (Ukraine) der Wilnaer Krone. Das machtvoll aufstrebende Litauen richtete sein Augenmerk aber ebenso auf den Kiewer Nachfolge-Staat im Wolga-Oka-Raum und war im Winter des Jahres 1368 mit seinen Heeren sogar bis zu den Toren Moskaus vorgestoßen. Seitdem gingen die Kämpfe unaufhörlich hin und her, bis schließlich im Frieden von 1407 die wichtige Paßstadt Smolensk den Litauern zufiel. So war denn die Einkreisung der Großrussen im Wolga-Oka-Raum tatsächlich vollendet (Fig. 2). Nirgends mehr ein freier Ausweg; abgeriegelt auf allen Seiten; gefesselt im Herzen des weiten osteuropäischen Waldgebietes! Die geopolitische Situation war verzweifelt ungünstig.

Inzwischen aber waren in dem allseitig umzingelten Lebensraum der Großrussen wichtige Veränderungen vor sich gegangen. Ursprünglich ein wahrhaftes Konglomerat vieler kleiner rivalisierender Fürstentümer, hatte man sich in langen schweren Bruderkämpfen zu einer einheitlichen politischen Gestaltung jenes festungsartigen Raumes durchgerungen, der im N durch die Wolga, im S durch die Oka wie von zwei natürlichen Festungsgräben umgürtet wird. Der Schwerpunkt dieses neurussischen Flußstaates war schon lange vor der endgültigen Niederringung von Rjasan und Twer (1485) von der Peripherie nach dem besser geschützten Zentrum gerückt. Nicht Susdal oder Wladimir, erst recht natürlich nicht die von den Tataren ständig bedrohten Städte Kolomna, Rjasan, Nischni-Nowgorod, auch nicht das exzentrische Twer wurde der politische Mittelpunkt des neuen Reiches, sondern das 1147 erstmalig als kleines Dorfgut der Fürsten von Wladimir erwähnte Moskau. Hierhin verlegte Iwan I. im Jahre 1328 seine Residenz, und die zentripetalen Kräfte wurden ganz wesentlich dadurch gesteigert, daß bald darauf auch der Metropolit der russisch-orthodoxen Kirche hierher übersiedelte.

Die Lebensaufgabe des Moskowiterreiches war durch die oben geschilderte geopolitische Situation klar umschrieben: auf die innere Festigung mußte die Sprengung der rings so stark spürbaren Fesseln folgen; der Raum, in dem sich die großrussische Volksmasse bislang zusammengestaut, in dem sie ihre staatliche Wiedergeburt erlebt hatte, er mußte zur Keimzelle einer großzügigen und allseitigen Expansion werden. Und welche Region des weiten osteuropäischen Flachlandes wäre für diese Aufgabe besser geeignet gewesen als die Moskauer Landschaft, von wo aus nahezu sämtliche Flußbahnen des Riesenlandes gleich leicht zu erreichen waren: Wolga, Don und Dnjepr, Düna, Lowat-Wolchow und nördliche Dwina!

Moskwa und Oka wiesen den Weg nach Osten, führten über Nischni-Nowgorod am Zusammenfluß von Wolga und Oka in den äußersten Machtbereich der Tataren, in das Land Kasan. Und da sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts im Tatarenreich deutliche Zeichen des Verfalls bemerkbar machten, so wagte man hier einen ersten Angriff. 1376 wurde Kasan von den Moskowitern genommen, ohne indes dieses Mal schon dauernd gehalten werden zu können. Am südlichen Oka-Ufer besiegten die Russen bald darauf (1378) andere tatarische Horden. Der Großkhan gedachte nun, das erwachende Russentum entscheidend zu schlagen, indem er in kluger Ausnutzung der geopolitischen Gegebenheiten ein Bündnis mit den Litauern schloß. Indes ehe diese Zange wirksam werden konnte, stürzten sich die national und religiös begeisterten, allmählich ihrer Kraft bewußten Russen auf die Tataren und errangen am 8. Sept. 1380 auf dem Felde von Kulikowo am oberen Don, am Rande von Wald und Steppe, ihren ersten großen Sieg über die bislang so gefürchteten Asiaten. Trotz sehr schwerer Opfer erschallte überall der Ruhm des gewaltigen Demitrij Donskoj (Sieger am Don). Vorbei die Zeit, wo man schweigend und

leidend das Tatarenjoch getragen hatte. Eine neue Zeit brach an, die Epoche der großen russischen Befreiung.

Es war zu früh gejubelt! Die unglückselige Rivalität der Teilfürsten zerstörte noch einmal die nationale Geschlossenheit, durch die allein der Tag von Kulikowo möglich gewesen war. Um ihre eigenen Gebiete zu retten, gingen die Fürsten von Nischni-Nowgorod zu den rachelüstern heranbrausenden Tataren über, und der Fürst von Rjasan wies den asiatischen Reiterscharen die Furten durch die Oka. Am 26. August 1382 ergab sich Moskau. Zu Tausenden wurden die Bewohner niedergemetzelt, die Stadt gänzlich ausgeplündert und schließlich in Brand gesteckt. — Die Russen hatten ihre Kräfte und vor allem den inneren Halt ihrer erst noch werdenden Nation überschätzt. Noch war den Tataren nicht beizukommen. Man pries sich glücklich, als es 1395 gelang, den Angriff neuer Mongolenheere unter Timur abzuwehren, und wagte ein Vorgehen gegen den asiatischen Erbfeind selbst dann nicht, als Timur das Reich der Goldenen Horde zerschlagen und Sarai in Asche gelegt hatte. Einstweilen noch war die Steppe stärker als der Wald.

Langsam erholte sich Moskau, nachdem kurz nach Timur auch der große westliche Gegner, Litauen, bis ins Herz des neurussischen Reiches vorgestoßen war. Trotz aller Nöte, die die Einkreisung immer wieder zeugte, vielleicht gerade infolge dieser allseitigen Bedrängtheit, stärkte und festigte sich das großrussische Nationalbewußtsein und reifte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu neuer Kraftentfaltung heran. Doch in welcher Richtung sollte und konnte man jetzt vorgehen? Die verschiedenen Tatarenkhanate, die im O und S nach dem Zerfall der Goldenen Horde entstanden waren (Fig. 3), erschienen noch immer als zu starke Gegner; der Schrecken und die Furcht vor der tatarischen Soldateska waren so leicht nicht zu überwinden. Überdies drohte in der Steppe des Südens ein neuer Gegner, der Türke, dem 1453 das alte, heilige

Byzanz zum Opfer gefallen war. Zwar vermählte sich Iwan III. im Jahre 1472 mit der Nichte des letzten paläologischen Kaisers von Byzanz, zwar fügte derselbe Moskauer Fürst als „Großfürst und Gossudar (Selbstherrscher) von ganz Rußland" das Wappen der griechischen Kaiser, den zweiköpfigen Adler, dem Bildnis des heiligen Georg hinzu und deutete damit symbolisch die Weltmission des Moskauer Reiches als Beschützer des orthodoxen Christentums an, aber für ein Vorgehen gen S, gegen die Krim-Tataren und die Türken, war die Zeit noch nicht reif. Aussichtslos schien auch einstweilen noch ein Kampf gegen den westlichen Erbfeind. Polen-Litauen hatte 1410 den Triumph von Tannenberg erfochten und stand stärker da denn je. Ein Angriff gegen Litauen hätte nur gar zu leicht verhängnisvoll werden können, öffnete sich doch gerade der Westen der Moskauer Keimzelle fast ungeschützt gegen die Pforte von Smolensk-Witebsk. So blieb nur der N übrig, die Angliederung des menschenarmen, widerstandsschwachen nordrussischen Waldlandes. Das aber hieß Kampf gegen Nowgorod.

Schon seit dem 13. Jahrhundert hatten die Großfürsten danach getrachtet, ihren Einfluß nach N zu erweitern und im Gebiet der nördlichen Dwina festen Fuß zu fassen. Nur schwer war es Nowgorod gelungen, seine langgestreckte, schwer zu schützende Etappe nach O zu halten. Jetzt, nachdem der Moskauer Raum machtpolitisch erheblich gestärkt war und der Tatarendruck aus dem O nachließ, war die geopolitische Situation für Nowgorod stetig ungünstiger geworden. Die Großfürsten holten zum entscheidenden Schlage aus, und weder Pskow noch die Litauer noch der livländische Orden wagten es, der alten Handelsstadt in ihrem Widerstand gegen Iwan III. beizustehen. Im Jahre 1471 entbrannte der Kampf gleichzeitig vor den Toren Nowgorods und an der Dwina, 1472 eroberten die Moskauer Heere die Landschaft Perm, im Winter 1477/78 wurde der Selbständigkeit Now-



Fig. 3. Rußland um 1550

gorods für immer ein Ende bereitet. Das neurussische Reich gliederte sich den gesamten N des osteuropäischen Waldlandes an und dehnte seinen Machtbereich am Ende des 14. und im Anfang des 15. Jahrhunderts bis zum Ural, ja sogar bis zum Irtysch aus (Fig. 3).

Der Einkreisungsring war gesprengt! Gesprengt gewiß vorerst nur an der Stelle geringsten Widerstandes, aber immerhin, es war ein Auftakt, und dem weiteren Wachstum der Moskauer Keimzelle wiesen die Flußsysteme des osteuropäischen Flachlandes klar den Weg. Um den W, um Polen-Litauen, brauchte man jetzt nicht mehr allzu besorgt zu sein, denn hier wirkten die Gegensätze zwischen römisch-katholischem und orthodoxem Christentum im Sinne einer immer weiter greifenden Zersetzung. Es genügte, durch wiederholte Kriegszüge die Wachstumsspitze zu stärken und auch Smolensk, den wichtigen Schlüsselpunkt, darin einzubeziehen (Feldzüge von 1500—1522). Alles andere mußte der Zukunft vorbehalten bleiben. — Ähnlich lagen die Dinge im S, wo die Krim-Tataren des öfteren einen Vorstoß auf den Moskauer Raum wagten. Bei der großen Entfernung der Krim mußte man sich einstweilen auf gründliche Abwehr und auf festere Einfügung der Wachstumsspitze von Rjasan in das Großfürstentum beschränken (1521). — Um so aktiver konnte man gegen den O, gegen Kasan, vorgehen und damit die Erfassung des gesamten Wolga-Raumes einleiten. Die glücklichen Feldzüge von 1467 und 1531 bildeten gleichsam das Vorspiel dieser großzügigen Strompolitik, das Jahr 1552 brachte die Erfüllung: Kasan wurde erobert, der Weg die Wolga abwärts, die Kama hinauf zum Ural und nach Sibirien stand frei.

Seit jenem bedeutungsvollen Jahre 1552 wurde das Wolgasystem zum Träger wichtiger Leitlinien der moskowitischen Expansion (Fig. 4). Bereits 1554/56 stießen russische Flußexpeditionen bis Astrachan vor. Das Wolgadelta wurde die

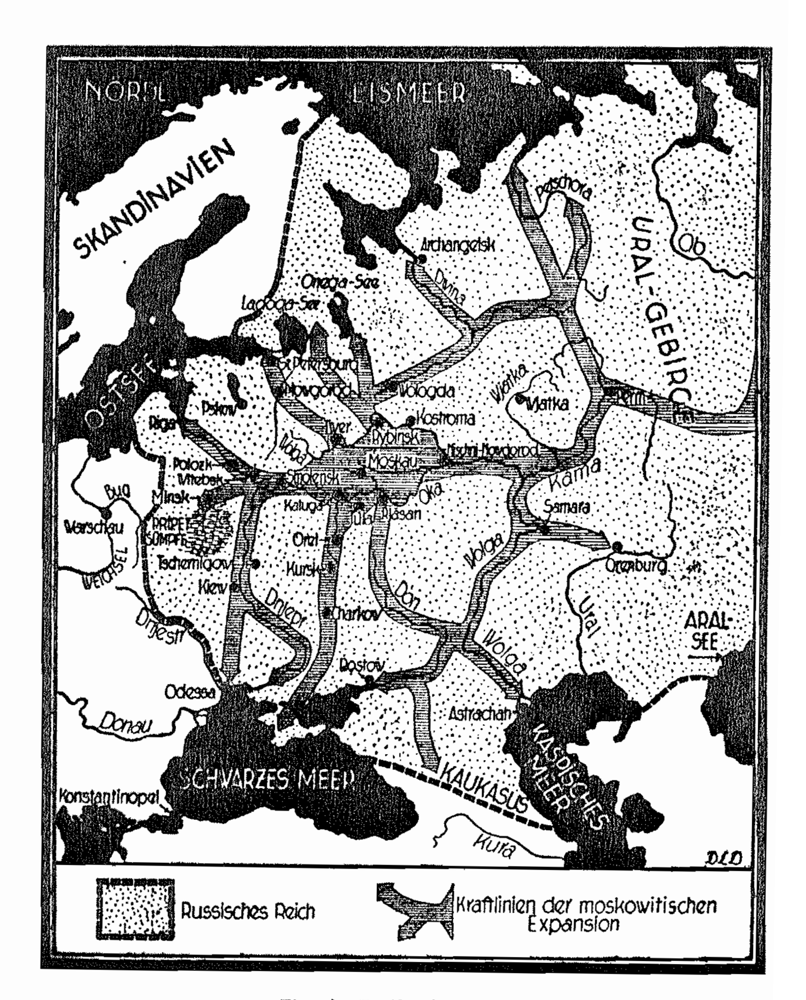


Fig. 4. Rußland um 1800

Wachstumsspitze für die Einbeziehung der Kaspischen Uferlandschaften in das neurussische Reich und die Ausdehnung des russischen Einflusses bis nach Nordpersien hinein. Peters des Großen Wolgafahrt von 1722 war nur die Krönung zahlreicher ähnlicher Unternehmungen seiner Vorgänger, und gar bald hieß es „die Wolga Rußlands Strom, nicht Rußlands Grenze". 1584 schon waren Kosaken von der unteren Wolga nach dem Uralfluß hinübergewandert und hatten dort die Stadt Uralsk gegründet. Nun erwies sich das Wolga-Knie bei Samara als günstiger Ausgangspunkt für die Expansion in die Kirgisensteppe: Kosaken zogen 1734 ostwärts und schufen im Orenburger Raum die zukunftswichtige Wachstumsspitze in der Richtung nach Turkestan. — Die Landschaft von Kasan ist geopolitisch von besonderer Wichtigkeit, weil sich hier Wolga und Kama vereinigen. Auch die Kama-Tschussowaja-Linie wurde bald nach der Eroberung Kasans von den Russen genutzt. Sie stellt die große Leitlinie dar, der die Kaufleute Stroganoff und der Kosakenhäuptling Jermak folgten, als sie zur Eroberung des Ural und des sibirischen Tieflandes schritten. Ungeheuerlich die Wucht dieses Vorstoßes nach O: 1581/98 wurde das Irtysch-Gebiet erobert, 1620 stand man am Jenissei, 1632 an der Lena, 1638 am Ufer des Ochotskischen Meeres. In weniger als 60 Jahren hatten die russischen Eroberer hier einen Weg von 4500 km zurückgelegt!

Nachdem die Umklammerung im N durch die Angliederung des Nowgoroder Staatsgebietes gelöst und die Macht der Tataren im ganzen Wolgaraum niedergerungen war, begann der Don seine große geopolitische Rolle zu spielen. Wieder war es Peter der Große, der durch kühne Flußexpeditionen die Macht Moskaus bis nach Asow an der Don-Mündung weitete (1695/96) und mit der Anlage von Taganrog die Herrschaft Rußlands über das Asowsche Meer begründete. Mag schließlich auch die endgültige Entscheidung erst unter Katharina II.

gefallen sein, als sie den großen Türkenkrieg von 1768/74 glücklich zu Ende geführt, Peters Verdienst bleibt es in jedem Falle, dem Moskauischen Staate den Zugang zum Schwarzen Meere gesichert zu haben, und man begreift den tiefen geopolitischen Sinn jener für Peter errichteten Ehrenpforten: Omnes portae soli aperiuntur Petro (Zar Peter allein öffnen sich alle Tore).

Der Krim und ihren turko-tatarischen Horden war auf dem Flußwege nicht beizukommen. Jahrhunderte hindurch hatte sich diese Tatsache empfindlich spürbar gemacht, indem die Krim-Tataren auf dem breiten Steppenisthmus zwischen Don und Dnjepr immer und immer wieder Vorstöße bis zur Oka wagten. Langsam setzte dann auch hier der russische Gegenstoß ein. Die Wachstumsspitze, die ursprünglich im Raum Kaluga—Serpuchow—Kolomna—Rjasan an der Oka gelegen hatte, schob sich weiter und weiter nach S über Tula, Orel, Kursk bis nach Charkow (1650/53) vor (Fig. 4), und von hier trugen die Kosaken den Kampf bis in die Krim hinein. Den Abschluß bildeten die Feldzüge unter Katharina II., die 1783 mit der Eroberung der gesamten Halbinsel endeten. Seitdem schützt der Kriegshafen Sewastopol die russische Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer.

Die Auseinandersetzung Moskaus mit Polen-Litauen, die sich durch Jahrhunderte hinzog, stand stets im Zeichen geopolitischer Gebundenheit. Entscheidend war und blieb der Kampf um die große Schlüsselstellung im Raum Smolensk—Witebsk—Polozk. Keine russische Stadt hat so oft den Herrn gewechselt wie Smolensk. Die Entscheidung fiel nach ewigem Hin und Her im Jahre 1667. Der Friede von Andrussow überlieferte Smolensk endgültig den Russen, und über Smolensk vollzog sich zugleich die Vereinigung von Neu- und Altrußland: Der Tag von Andrussow brachte dem Moskowitischen Reich auch das Dnjepr-Gebiet und die Ukraine,

deren Kosaken sich aus religiösen Gründen bereits 1654 für Moskau entschieden hatten. Freilich war damit noch nicht das letzte Wort gesprochen. Die Türken an der Dnjepr-Mündung und die rebellischen Kosaken an den Dnjepr-Stromschnellen konnten erst durch Peter den Großen und Katharina II. endgültig niedergekämpft werden (1775, 1787—1792). Katharinas Dnjepr-Fahrt und die Gründung Odessas (1794) durch diese große Fürstin besiegelte die Herrschaft Moskaus über den urrussischen Lebensraum und die Nordwestküste des Schwarzen Meeres (Fig. 4). — Dem machtvoll aufstrebenden Rußland vermochte nun das seit der Lubliner Union (1569) endgültig geeinte Polen-Litauen auch in NW keinen erheblichen Widerstand mehr zu leisten. Der Raum von Smolensk erwies sich als kraftvolle Wachstumsspitze, von der aus der Moskauer Staat stetig sich mehrenden Einfluß auf das politische Schicksal von Polen-Litauen gewann. Am Ende erlag Polen dem russischen Druck, und nur der Neid Preußen-Österreichs verhinderte, daß sich die Kraftlinie Smolensk-Minsk—Brest Litowsk—Warschau schon im 18. Jahrhundert ganz auswirken konnte. Die erste Teilung Polens (1772) brachte Weißrußland an Moskau, die zweite (1793) sicherte Minsk und bestätigte dem großrussischen Staat den Besitz der ganzen Ukraine einschließlich Podoliens und Wolhyniens, die dritte Teilung (1795) schweißte die Gouvernements Wilna, Kowno, Grodno, Mohilew und Witebsk an das Staatsgebiet Moskaus an.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts hatte das Zarenreich nach Sprengung der Fesseln im N, O und S schließlich auch nach NW den Zugang zum Meere gefunden. Hier, in den baltischen Ländern und am Finnischen Meerbusen, war die geopolitische Situation durch die Jahrhunderte hindurch die gleiche geblieben: wie einst in der Warägerzeit erschienen schwedische Kolonisatoren jedesmal mit neuem Nachdruck, sobald der

örtliche Widerstand schwach, die heimische Expansionskraft machtvoll genug war. Erdgebundenes Raumschicksal! Peter der Große glaubte die Zeit gekommen, um diesem Hin und Her ein für allemal ein Ende zu bereiten und der Moskauer Keimzelle das heiß ersehnte „Fenster nach dem Westen" zu schaffen. Die Twerza-Msta-Linie, die die russischen Heere vor Jahrhunderten nach Nowgorod geleitet hatte, benutzte auch Peter I., als er den nordischen Krieg (1700—1721) begann. Austilgen wollte er das berühmte Wort Gustav Adolfs: „Nun kann dieser Erbfeind ohne unsern Willen nicht mit einem Boot in die Ostsee kommen. Die großen Seen Ladoga und Peipus, breite Moräste und starke Festungen trennen uns von ihm. Rußland ist von der Ostsee ausgeschlossen." Die Niederlage an der Narwa (1700) konnte durch die Besiegung Karls XII. bei Poltawa (1709) wettgemacht werden, und der Frieden von Nystad (1721) brachte Livland, Estland und Ingermanland sowie einen Teil von Karelien und Finnland an das Zarenreich. Rußland war damit zur nordischen Großmacht geworden; auch der Krieg von 1788—90, den Gustav III. gegen Katharina II. führte, vermochte an dieser Tatsache nichts mehr zu ändern. In richtiger Erkenntnis der Sachlage beschloß daher 1795 der Landtag des kleinen und von allen Seiten bedrohten Herzogtums Kurland die Angliederung an das Reich des Moskauer Zaren. Der Keimzelle im Wolga-Oka-Raum stand damit endlich auch der Düna-Weg zur Rigaischen Bucht offen. In der Richtung nach NW aber gestaltete sich der Newa-Raum mit der am 16. Mai 1703 gegründeten neuen Residenzstadt St. Petersburg zur Wachstumsspitze, von der aus die Angliederung des gesamten Finnlandes betrieben wurde.

In kluger und zielbewußter Ausnutzung der geopolitischen Gegebenheiten hatte die russische Flußpolitik so bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts von der Moskauer Keimzelle nach

allen Richtungen machtvoll ausgegriffen und das ganze riesige osteuropäische Flachland zum Lebensraum des russischen Staates gemacht. Kräftige Wachstumsspitzen richteten sich im W gegen Kongreß-Polen, im NW gegen Finnland, vom unteren Don gegen die Kaukasusländer, von der unteren Wolga nach Transkaspien und vom südlichen Ural nach Turkestan. Gleichzeitig liefen die geopolitischen Leitlinien des Staates wie die Fäden eines Spinnengewebes in Moskau zusammen (Fig. 4) und förderten das Zusammenhalten aller Landesteile durch eine streng zentralistische Verwaltung.

Freilich waren mit der Ausgestaltung des Riesenreiches auch bereits die Keime jenes Konfliktes ausgestreut, den wir in der Gegenwart erleben. Mit der Übersiedlung von Moskau nach Petersburg war Peter der Große zum ersten Revolutionär des Ostens geworden und hatte jenen unglückseligen Dualismus zwischen einer nach W orientierten Oberschicht und der ihrer Erdgebundenheit bewußten bzw. nach S und O orientierten breiten Masse des russischen Volkes eingeleitet. Im Sinne dieser Auffassung erscheint die neuerliche Rückverlegung der Hauptstadt nach Moskau ebenso bedeutungsvoll wie der geopolitisch höchst wichtige Sprung von Konstantinopel nach Angora. — Zum anderen bewirkte die von den russischen Flüssen sehr wesentlich geförderte Raumbewältigung, sicherlich nicht ohne Einwirkung der Tatarenzeit, eine soziale Entwicklung von höchst paradoxer Prägung: ein Riesenland mit riesiger Landnot des gesamten Kleinbauerntums.

Beide Probleme führten Rußland in die Katastrophe des Weltkrieges und in die große Revolution hinein. Daß Rußland in dieser furchtbaren Krisis seine Einheit im großen und ganzen wahrte bzw. unverhältnismäßig schnell wiedergewann, ist nicht zum wenigsten in der Anordnung und Stärke seiner geopolitischen Leitlinien begründet.

LITERATUR.

1. W. Kliutschewskij, Geschichte Rußlands. Herausgegeben von Prof. Dr. F. Braun und R. von Walter. Vier Bände, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart—Leipzig—Berlin 1925 / 26. — Für die Ausarbeitung unseres erstmalig im Jahre 1924 erschienenen Aufsatzes wurde die russische Originalausgabe des Kliutschewskijschen Werkes benutzt. — Den Geographen legen wir im Hinblick auf die unter Nr. 4 dieses Literaturverzeichnisses angeführte Schrift vor allem die Lektüre von Bd. I, viertes Kapitel, S. 54 f. (der deutschen Ausgabe) nahe: „Die Bedeutung des Landstrichs zwischen Oka und Wolga, ein Knotenpunkt für kolonisatorische, volkswirtschaftliche und politische Entwicklung."
2. Karl Stählin, Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. I, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart—Leipzig—Berlin 1923.
3. Wie stark die hydrographische Eigenart des europäischen Rußland seit Urzeiten die Besiedlung und damit die politische Expansion beeinflußt hat, schildert vorzüglich der Petersburger Akademiker Baer in seiner Abhandlung: „Materialien zu einer Geschichte des Fischfanges in Rußland und den angrenzenden Meeren" (Bulletin der mathematisch-physikalischen Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, Bd. XI. 1853, Spalten 225—288). Diese Akademieschrift, von der namentlich § 10 sehr beachtsam ist, wurde anläßlich einer in meinem Institut in Arbeit befindlichen Dissertation ausfindig gemacht.
4. S. Passarge, Politisch-geographische Betrachtungen über die Entstehung des Großfürstentums Moskau. Mit Beiträgen und Anmerkungen von Prof. Dr. K. Salomon. Peterm. Mitt. 1925. S. 111—115. Diese kleine Skizze, nach der ersten Veröffentlichung unseres Aufsatzes, aber ohne Bezugnahme darauf erschienen, bot keine Veranlassung, den ursprünglichen Text unserer Studie irgendwie abzuändern.

Karl Haushofer:

DIE EINHEIT DER MONSUNLÄNDER

Als eine der wirksamsten erdgebundenen Kräfte, die das Antlitz der Erde zugleich gestalten und in weiten Teilen zu großräumigem Einheitsbewußtsein zusammenfassen, als geopolitischer Erzieher ersten Ranges arbeitet der einheitliche Klimarhythmus der Monsunländer: den ganzen weiten, indopazifischen Lebensraum verbindend, von der Mündung des Indus bis zu der des Amur die Küsten Süd-Ost-Asiens umfahrend und binnenwärts erst an den Wasserscheiden zu den großen abflußlosen zentralen Hochländern Asiens an die Grenze seines Wirkungsbereichs gelangend. Weit mehr als die Hälfte der Bewohner des Erdballs, gegen neunhundert Millionen Menschen, erfüllen die Monsunländer mit der Emsigkeit über viertausendjähriger Wirtschaftsentwicklung, und riesengroß richten sich die Sphinxgestalten zweier uralter Kulturen, der indischen, wie der ostasiatischen, aus den zwei größten geschichtlichen Menschheitsverdichtungen der Erde darin empor.

Immer mehr kommt den erschließenden Vertretern der weißen Rasse darin zum Bewußtsein, daß die größte Schwierigkeit ihrer siedelungs-, verkehrs-, wehr- und wirtschaftsgeographischen Aufgabe als Organisatoren des Erdballs erst hier vor ihnen liegt, vielleicht die einzige unüberwindbare, die ihnen die Erde stellt, nämlich die Angleichung der Monsunländer an die Weltzivilisation. Denn eine Weltkultur besteht noch nicht und wird vielleicht erst möglich, wenn jene Aufgabe im freien Zusammenwirken der großen Kulturrassen

gelöst sein wird — aber in wirklich freiem Zusammenwirken aller!

Unendlich viel größer, als das räumlich im Vergleich dazu bescheidene Problem der sogenannten Völkerwanderungen unserer mittelmeerisch-nordischen Geschichte in fremdes Kulturgebiet (übrigens auch ein von regelmäßigen Winden, Etesien, beherrschtes), ist das im Geltungsbereich der Monsune unserer Zeit aufgegebene der Auseinandersetzung mit der Einheit der indopazifischen Monsunländer, des indischen und des ostasiatischen Lebensraumes, und die geopolitische Tragweite ihrer nicht mehr rückgängig zu machenden Aufrüttelung, Erschließung und Erweckung. Die größere Aufgabe, die geographischen Grundlagen des Wiederaufstiegs von Südostasien zur Selbstbestimmung zu untersuchen, und an diesem Einzelfall grundsätzlich das Verhältnis von Geopolitik und Selbstbestimmung zu klären, habe ich an anderer Stelle zu lösen versucht. („Der Wiederaufstieg Südostasiens zur Selbstbestimmung." Bibliothek der Weltgeschichte, München, Rösl, 1923.*) Hier ist nur die kleinere und leichtere Teilaufgabe aufgeworfen, aus Natur- und Kulturerscheinungen die Einheit der Monsunländer als geopolitische Tatsache zu erweisen, wie es Warburg so überzeugend mit dem leider nicht durchgedrungenen Namensvorschlag „Monsunia" angebahnt hat.

Wenn uns die geopolitische Bedeutung einer klimatologischen Zusammenfassung der Räume größter Menschheitsverdichtung zu einer gefühlsmäßigen Einheit Südostasien in Europa auch nur annähernd so zum Bewußtsein käme, wie sie tatsächlich in dem ganzen Erdraum lebendig ist, und wie sie sogar in so apolitischen Lebensäußerungen hervortritt, wie zum Beispiel in Rabindranath Tagores Reden an Japan, dann könnte unmöglich eine Erscheinung wie die Monsune

*) Unter dem Titel „Zum Freiheitskampf in Südostasien" in den Verlag Kurt Vowinckel übergegangen.

in einem so lebendigen und modernen Werk, wie Banses Geographischem Lexikon, mit einem Hinweis auf zwei Ziffern unter Wind und Niederschlägen abgetan werden, in denen allerdings die physikalische Seite dieser Erscheinung trefflich behandelt wird, die ganze Tragweite der anthropogeographischen aber entschieden zu kurz kommt. Das Bedürfnis nach Klarheit gerade über die anthropogeographische, also politische, kulturelle und wirtschaftsgeographische Bedeutung der Monsune ist eben sogar in wissenschaftlich hochstehenden Leserkreisen im deutschen Sprachgebiet noch nicht erwacht. Das beweist, wie wenig wir noch gewohnt sind, in großen fremden Erdräumen geopolitisch zu sehen und zu beobachten, auch wenn die Beobachtungen erfreuliche Zukunftsmöglichkeiten für uns selbst eröffnen würden.

Im Gegensatz zu uns, die wir durch den Verlust unseres Südseereichs und aller Macht- und Wirtschaftsstützpunkte in den Monsunländern frei von Besitzinteressen, mit objektivem Anteil großen menschlichen Bewegungen folgen können, die wir machtpolitisch nicht mehr interessiert sind, hat die politische Geographie unserer Bedränger, die angelsächsische wie die französische, ein starkes Interesse daran, das Einheitsbewußtsein der Monsunländer so lange hintanzuhalten wie möglich. Hat doch einer ihrer besten Kenner, Lord Curzon, das Wort von dem „Bettelmantel Asiens mit seinem Saum von Gold“ geprägt, worunter er die Hauptmonsunländer verstand, und besitzen doch eben England, Frankreich, die Niederlande und Portugal die kostbarsten Stücke aus diesem Goldsaum.

Ein seine Zukunftsmöglichkeiten wohl verstehendes Japan wie eine weise Regierung der Vereinigten Staaten könnte die Hände von der Bindung durch Anteil am Raube frei halten. Für das randständige Inselreich Ostasiens könnte sich bei kluger geopolitischer Einstellung eine beneidenswerte Führerrolle herausbilden. Auch die Vereinigten Staaten brauchten nur ihre Versprechungen gegenüber den Philippinen zu halten, der sicherlich zur Selbstbestimmung reifen Inselgruppe die Zügel frei zu lassen, um fortan in den Monsunländern nicht mehr als ein ihre Einheit mitunterdrückender Fremdkörper aufzutreten, sondern als wohlberechtiger Wettbewerber Japans um das wichtigste Zukunfts-Verbraucher-Gebiet des Erdballs mit der größten, noch organisierbaren Arbeitermasse und der stärksten Dauerproduktionskraft. Zwischen den Gegenpolen eines eigensinnigen Festhaltens des Machtstandpunktes um jeden Preis und einem rechtzeitigen Verzicht auf den Schein der Macht unter Beibehaltung der Kultur- und Wirtschaftsführung pendelt die politische Leitung der Vereinigten Staaten hin und her, und der Druckmesser für die augenblickliche Kraft der einen oder anderen Richtung ist das schwankende Verhältnis zu den Philippinen, die auf diese Weise der feinfühligste völkerpsychologische Manometer für den ganzen Pazifik geworden sind.

Nicht am Rande der südostasiatischen Monsunlandschaft stehen die Philippinen, mit den Marianen gelegentlich wohl als das Nordostende des eigentlichen Monsungebiets bezeichnet (wie solche wollen, die zwischen Monsunklima und Monsunübergangsklima schärfer unterscheiden als die Natur selbst), sondern in deren ozeanischem Mittelgrunde. Denn die gewaltige Einheit der Monsunländer umschließt den Riesenraum, den die eigentliche indische und chinesische Kulturlandschaft, ihr hinterindisches Übergangsgebiet, die angrenzenden Teile von Insulinde, die Philippinen und das Japanische Reich erfüllen. Wohl gibt es monsunartige Erscheinungen auch sonst auf der Erde; aber der typische und historische Monsunbereich, in dem, von dem arabischen Wort „mausim“ (Jahreszeit) ausgehend, der Begriff sich prägte, in dem die Erscheinung des Monsun-Reitens sich ausbildete (das Ausfahren der Handelsschiffe und Flotte nach dem mittleren und fernen

Osten mit dem im indischen, wie ostasiatischen Lebensraum einströmenden Sommermonsun, und die Rückkehr mit dem landaus wehenden Gegenmonsun, nach genau zeitlich eingehaltenen Monsunwechselmonden um die Tag- und Nachtgleichen) — dieser Begriff reicht von der Mündung des Indus bis etwa zu der des Amur, sein Einfluß verklingt oder bricht sich an den Höhenzonen, die den Absturz der hochasiatischen Stufenlandschaft gegen die großen Stromebenen begleiten. Damit ist ein Gebiet höchster Erzeugungskraft mit übersteigerten Niederschlagsmengen umrissen, in dem die Pflanzendecke die Niederschläge regelmäßig zu einer Zeit empfängt, wo sie im Pflanzenhaushalt am besten verwertet werden. Diese Gunst der klimatischen Bedingungen schuf die Grundlage zu großen vorindustriellen Volksverdichtungen, einer „Polyanthropia" (Strabo), die sich lange vor der viel späteren europäischen künstliche soziale Ausgleichsformen statt des Kampfes um Ellenbogenbreite für ihre Raumenge schuf, ausgehend von den Voraussetzungen indischer Religion und chinesischer Staatsphilosophie.

Durch das im gleichen Maße nirgends so ineinandergreifende Zusammenwirken des morphologischen Motivs abgrenzender Randstufen, an die sich im gleichen jahreszeitlichen Rhythmus Winde und Niederschläge herantragen, von April-Mai an landein, von September-Oktober an landaus, mit zwei kritischen Wechselperioden, von denen die herbstliche die gefährlichere für Drehstürme ist; durch die sonst nirgends so durchgeführte Trennung der ozeanischen meerbeherrschten Motive (im Zerrungsbogen) von den potamischen strombestimmten (in den großen indischen und chinesischen Schwemmebenen) und den kontinentalen Festlandseigentümlichkeiten (überall in größerer Küstenferne); schließlich durch die leitende Einheitsnote der Reis- und Teekultur in den wichtigsten Verdichtungsgebieten, mit ihrer Wasseraufspeicherungs- und Berieselungswirtschaft,

wird in diesem Raum eine einheitliche geopolitische Grundstimmung geschaffen.

Die Tatsache dieser einheitlichen geopolitischen Grundstimmung muß beachten, wer in Kultur und Wirtschaft, ob dem Machtstreben oder der rein wissenschaftlichen Erkenntnis dienend, im indopazifischen Lebensraum arbeiten, forschen oder gar herrschen will. Beachtet man sie nicht, so wird man immer fremdkörperhaft abstoßend, unwissentlich seine wesentlichsten Seelenwerte störend oder gar verletzend auf den südostasiatischen Menschen wirken, ihn „anfremdeln", ja ihm sogar auf die Nerven gehen, viel mehr, als man sich selbst im fremden Lebensraum klarmacht. Das Entscheidende dabei ist aber, daß eben aus dem Einheitsgefühl der Monsunländer heraus Inder und Ostasiaten viel weniger fremd aufeinander wirken. Nicht, als ob ich die Tatsache der tiefgehenden Unterschiede innerhalb des Gesamtgebietes der Monsunländer leugnen wollte! Wenn With in einem feinen Aufsatz in den „Dioskuren" die Sonderart des ostasiatischen Menschen hervorhebt, im Gegensatz zu den Versuchen, eine Einheit Südostasiens zu erweisen, so hat er für gewisse innere Unterschiede durchaus recht, so wie bei uns niemand über den gemeinsamen Zügen des Westeuropäers die Verschiedenheit des Mittelmeerländers und des nordischen Menschen übersehen dürfte. Uns aber kam es hier darauf an, die Tatsasche einer natürlichen Großgliederungsgrundlage des Weltteils zwischen dem kleineren ostasiatischen und indischen Lebensraum und dem großen Eurasien nachzuweisen, die gemeinsame Züge hat und die kulturwissenschaftlich, politisch und wirtschaftlich nicht ungestraft vernachlässigt werden darf, um so weniger, als sie den Nächstbeteiligten ein sehr wirksames Band ist.

Innerhalb dieser Einheit wirken selbstverständlich bekannte geographische Gegensätze, wie der ozeanisch-kontinentale oder der peripherisch-zentrale. Der den großen Klimaschwankun-

gen und -sprüngen des Innern näherstehende, mehr ausgesetzte Mensch ist in Indien wie in Ostasien klimahärter, nimmt den Kampf ums Dasein zäher auf und führt ihn unabhängiger von Beeinflussung durch Klimaspannungen durch, mit weniger Pausen und längeren Arbeitszeiten. Daher die erfolgreiche Konkurenz des innerhalb der Monsunländer nach den Randgebieten wandernden Parsi, Madrassi und Chinesen gegenüber Malaien und Japanern, des dunkleren Tamilen gegenüber dem Singhalesen, des Japaners gegenüber dem noch klimaweicheren Tagalen. Daher neuerdings auch die dauernde, aber in Koreanerverfolgungen nach dem Erdbeben besonders heftig aufgeflammte Abneigung der Japaner gegen den eingewanderten klimahärteren, bedürfnisloseren, preisdrückenden kontinentalen Arbeiter. Dieser Gegensatz kann noch sehr wichtig werden, denn die koreanische Bevölkerung hat sich seit 1909 mehr als verdoppelt, und das politisch entmündigte Volk rächt sich nun an dem Unterdrücker durch größere Vitalität und wirtschaftliche Unterbietung. Aber wenn wir auch diesen inneren Vorgang innerhalb der Monsunländer überall im Austausch zwischen den begünstigteren Randgebieten und den zentralen beobachten können — auch der Madrassi ist in Rangun, der Chinese trotz seinem Zweidrittelanteil an der Bevölkerung in Singapur nicht beliebt! — so schafft er doch keinen Gegensatz, der sich etwa streifenweise im Gesamtlebensraum auswirken könnte. Denn innerhalb dieses Gesamtlebensraumes findet der in ihm Angepaßte doch gewisse gemeinsame Grundzüge wieder: das regelmäßige Spiel der Niederschläge, den dadurch bedingten, an viertausendjähriger Erfahrung auf den Tag genau eingespielten Zeitrahmen für landwirtschaftliche und gewerbliche Verrichtungen, der sich auf das Gesamtleben überträgt, den Zwang zur aufspeichernden Wasserwirtschaft und die damit verbundene größere Gemeinsamkeit der Wirtschaft, die kleineren Grundbesitzausmaße, den innerhalb des Verbandes der Familie, Gemeinde, des Gaues, der Gilde oder uralten Gewerkschaft sozialeren Zug, eine mehr auf Nachfrage, auf Rücksicht auf den wirklichen Bedarf, als auf Massenangebot und Modenumsatz eingestellte Wirtschaft (wie es schon Dr. Tsur in seiner fein beobachtenden Arbeit über die wirtschaftlichen Grundlagen der Stadt Ningpo an einem Einzelbeispiel hervorhob, das zu wenig Beachtung als Typ fand und sie doch so sehr wert gewesen wäre).

Die im allgemeinen mehr auf regelmäßig entwickelten Grundriß, als auf Höhenausnützung eingestellten Wohnstätten, namentlich in den Randlandschaften auf Niederschlagskatastrophen (Drehstürme) vorbereitet, deren Beobachtung gleichfalls ein gemeinsames Erdrauminteresse ist; ein Anpassen aller Geräte und aller Verbände an größere Feuchtigkeit, aber auch auf berechenbaren Wechsel zwischen ganz feuchten und ganz trockenen Zeiten (aber mit allmählich zunehmender Austrocknung, der sich das Holzwerk langsam anpassen kann), mit gleichfalls regelmäßigen Übergangszeiten: diese Sicherheit der erdraumgegebenen Lebensbedingungen stellt, trotz allen örtlichen Verschiedenheiten zwischen Süd- und Ostasien, in der Gesamtheit der Monsunländer immer wieder ein Zusammengehörigkeitsgefühl her, das sich, wenn auch vielfach unterbrochen, durch etwa drei Jahrtausende ihrer Geschichte zieht und ihnen die angebahnte Herstellung einer gemeinsamen Front gegen ihre Unterdrückung erleichtert, zu der die Stimmungsvorbereitung im Gang ist.

Aus solchen gemeinsamen geographischen Grundlagen werden Erscheinungen verständlich, wie das Durchdringen ihnen eigentümlicher Kulturströmungen, wie indische Formensprache und Weltweisheit, besonders in der Ausprägung des Buddhismus und chinesischer Staatsphilosophie, aber auch eine Gemeinsamkeit materieller und ideeller Lebensgüter, deren

rassenbiologisch am besten durchgeschweißte Rand des einheitlichen Blocks, der sich als Ganzes wieder zu seiner immanenten Gleichgewichtslage zu heben anschickt. Darin liegt Japans Gefahr, aber auch seine Stärke. Für seine Zukunft kommt viel, wenn nicht alles darauf an, ob die Verbindung mit diesem Block durch die schmale Landbrücke von Korea gewahrt bleibt oder gefährdet wird. Hier also, in der richtigen Behandlung und Lösung des koreanischen Ausgleichungsproblems liegt der Schlüssel zur großjapanischen Zukunft, mit den Monsunländern, vielleicht als ihr Führer, denn gegen sie gibt es keine. Das weiß man in Japan ganz genau, wenn man es auch nicht ausspricht, vielleicht um andere Erdräume nicht zu warnen.

Daß man die Lebendigkeit und Zähigkeit des geopolitischen Einheitsgefühls der Monsunländer anderswo nicht sieht oder auch nicht sehen will, daß sich der „Goldsaum" nicht auf die Dauer vom „Bettelmantel" Gesamtasiens loslösen lassen wird, bedeutet wenig gegenüber der Tatsache des praktischen Vorhandenseins. Es genügt, wenn es für die beteiligten neunhundert Millionen existiert und wenn es aus erdgegebenen Ursachen langsam vom Traumbild zur Gestaltung überzugehen beginnt. Kleinräumig werdende, in Zersetzungszustände verfallende und darum das kostbare Gut der Selbstbestimmung verlierende Erdräume, ausschließlich in wirtschaftlichem Denken befangene Völker, Nationen und Zivilisationen haben die ganz großen, kommenden geopolitischen Neubildungen oder erdgebundenen Re-Inkarnationen nie gesehen oder sehen wollen, bis sie durch die Tatsachen zum Sehen genötigt wurden. So erging es der Mittelmeerwelt gegenüber dem Lebensdrang der nordischen Landschaften und des neuerwachten Orients; so der auf West- und Mitteleuropa ausgedehnten Mediterrankultur, als das Mittelmeer plötzlich aufhörte, vorwiegender Schauplatz aller Ausstrahlungen der Haupthandelswege der

Alten Welt zu sein, als es in eine Randlage zurücksank und das atlantische Weltbild sich eröffnete. Ähnlich erging es an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert der zwar atlantisch vergrößerten, aber noch nicht pazifisch erweiterten Blickeinstellung des Abendlandes, als der endlich durch volle Verkehrsauswertung des Pazifik erst wirklich zum Weltverkehr sich schließende Ring das natürliche Gewicht der indo-pazifischen Monsunländereinheit wieder zur Geltung brachte, nachdem sie vier Jahrhunderte lang nur in einer Art Raubbau ihrer hochwertigen Güter aus der Ferne genützt und von den Rändern und kolonialen Wachstumsspitzen aus unterdrückt und gereizt worden waren, — so lange, bis ihnen ihre erdverbundene Einheit wieder zum Bewußtsein kam.

Nun ist das Gefühl dafür wieder erwacht; und das Feldgeschrei vom Selbstbestimmungsrecht der kleinen Völker, als vorübergehendes taktisches Mittel zum Weltbetrug nicht ungestraft gebraucht, hat nun auch die großen Nachbarn der kleinen Völker mit aufgeweckt: das Selbstbewußtsein der großen Völker, der durch erdentstammte, unvergängliche Erscheinungen verbundenen, unterdrückten Großkulturräume. Plötzlich wird sich der jahrtausendelang ebenso wie sie geplackte mitteleuropäische Kulturraum einer weltumspannenden Schicksalsgemeinschaft mit ihnen bewußt, fühlt sich aus künstlicher Isolierung erlöst und in die Gemeinschaft der mit ihm ringenden Großräume der Erde aufgenommen. Deshalb ist die geopolitische Rieseneinheit der Monsunländer und das Selbstbestimmungsstreben ihrer neunhundert Millionen auch für uns Mitteleuropäer „aktuell"!

Otto Maull:

BRASILIEN — EINE GEOPOLITISCHE STUDIE

Brasilien nimmt unter den Staaten der Erde seiner Arealgröße nach eine der hervorragendsten Stellungen ein. Ein Blick auf eine flächentreue Staatenkarte, die man allerdings merkwürdigerweise selten genug zum bequemen Vergleich zur Verfügung hat, reiht seine riesige, im Norden breite, im Süden verjüngte Landfläche unter die größten politischen Räume ein. Mit seinen 8,5 Millionen qkm wird es der Fläche nach nur von dem Britischen Reich (mit 30 Mill. qkm), dem Russischen Reich (mit 22 Mill. qkm), China (mit 11 Mill. qkm), dem Französischen Reich (mit 11 Mill. qkm), dem Dominion of Canada (mit 9,9 Mill. qkm) und den Vereinigten Staaten (mit 9,7 Mill. qkm) übertroffen. Es gehört dabei vollkommen in die Arealgrößenordnung der fünf letzten Staaten. Geradezu erdteilhaft ist seine Flächenausdehnung zu bezeichnen; denn mit den kleineren Erdteilen, Europa und Australien, hält es den Vergleich aus. Besondere Beachtung verlangt es in dieser Hinsicht unter den Staaten der Südkontinente. Es ist größer als der Australische Bundesstaat (7,7 Mill. qkm), wesentlich größer als die Südafrikanische Union (1,2 Mill. qkm), und ebenso in seinem Heimaterdteil Südamerika steht es konkurrenzlos an erster Stelle. Argentinien bedeckt daneben nur einen Raum von 2,8 Mill. qkm. Doch Arealgröße bedeutet nicht schlechthin Geltung oder Macht; in der Größe des Raumes liegt sogar ein Gefahrmoment für die Einheit des Staates, wenn dieser nicht über die Mittel zur Zusammenfassung und zur Bewältigung des Raumes verfügt. Doch großer Raum an sich schließt, soweit er innerhalb der Okumene liegt, unter allen Umständen die Möglichkeit zur Entwicklung ein, ist darum ein Zukunftsmoment von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung. Wie gar anders wäre die jüngste Geschichte Europas bei noch verfügbarem Raum verlaufen, und um wieviel günstiger müßte eine Prognose, die unter der gleichen Voraussetzung gestellt würde, ausfallen als die, die die gegebene Engräumigkeit zum Ausgangspunkt nimmt! Brasilien ist frei von aller Engräumigkeit, es ist ein Länderkomplex von riesigem Raumwert, es ist ein Zukunftsland schlechthin.

Eine solche Wertung darf aber nicht zur Annahme eines raschen Geltungsanstiegs verleiten. Raum ist eine im allgemeinen nur sehr langsam auswertbare Größe, eine potentielle Energie, die nur sehr langsam in kinetische umgewandelt werden kann. Bei diesem Prozeß wirkt die Bevölkerung, sowohl nach ihrer Masse wie nach ihrer körperlichen und geistigen Artung, als die lebendige Kraft. Wer darum mit Ratzel als das Wesen eines Staates die organische Bindung zwischen einem Stück Boden und einem Stück Menschheit erachtet, im Staate schlechthin einen Raumorganismus sieht, der wird, wenn er die Größe eines Staates bestimmen will, sofort nach der Frage nach der Arealgröße, die an sich wohl weittragende Bedeutung hat, die nach der Bevölkerungsgröße stellen. Da ordnet sich Brasilien mit seinen nur gegen 31 Millionen Menschen unter die Staaten mittlerer Bevölkerungsgröße ein. Zwar erscheint es auch dann in einer sehr beachtlichen Position, wenn die großen Bevölkerungszentren der Alten Welt außerhalb der Betrachtung bleiben. Ist es der drittraumgrößte Staat, so ist es sogar seiner Bevölkerungsgröße nach der zweitgrößte Staat innerhalb der beiden Amerika, und es steht weitaus sowohl unter den südamerikanischen wie unter den lateinamerikanischen Staaten an der Spitze.

Mexiko zählt nur 14—15 Millionen, Argentinien nur 9 Millionen Menschen. Die Union selbstverständlich ausgenommen, hält es über den Vergleich mit jedem amerikanischen Einzelstaat hinaus den mit der ganzen südamerikanischen, selbst den mit der ganzen lateinamerikanischen Welt in jeder Weise aus. Die brasilianische Menschheit macht etwa die Hälfte der südamerikanischen, ein gutes Drittel der lateinamerikanischen aus. Daß es darum innerhalb der südamerikanischen wie auch der lateinamerikanischen Staatengesellschaft Führeransprüche, die sich auf diese Tatsache gründen, erhebt, scheint wenig überraschend. Auf dieser Basis hat es die Forderung eines ständigen Ratssitzes im Völkerbund gestellt, und der müßte ihm zugebilligt werden, wenn es als der bestellte Sprecher der südamerikanischen oder gar der lateinamerikanischen Welt gelten dürfte. Er ist aber mit Recht verweigert worden, weil Brasiliens Führer- und Vorrangstellung bisher noch keine solche Anerkennung gefunden hat. Die tatsächlich bestehende Vorrangstellung kann aber heute noch keineswegs ihren Ausdruck etwa in der Einordnung Brasiliens unter die Großmächte der Erde finden. Denn selbst mit den kleineren Großmächten hält es den Vergleich nicht aus. Hinter Italien z. B. steht es noch zurück. Auch einige Mittelmächte, wie Holland, das diesen Rang auf Grund seines Kolonialreichs beansprucht, sind größer oder kommen ihm nach ihrer Bevölkerungsmasse gleich, wie z. B. Polen.

In besonders aufschlußreicher Beleuchtung erscheint die Bevölkerungsmasse in ihrer Bedeutung für die Staatsgröße bei der Betrachtung der zahlenmäßigen durchschnittlichen Bindung von Bevölkerung und Boden, der Volksdichte. Im Vergleich mit vielen anderen Staaten der Erde erscheint die Volksdichte von 3,6 erstaunlich gering. Sie bleibt nicht nur hinter der mittleren Volksdichte von Europa (45), sondern auch hinter der von Asien (23,5) gewaltig zurück, ist kleiner

als die von Afrika (5) und Gesamtamerika (5) und wird von großen erdteilhaften Räumen nur unterboten durch die von Australien (0,9). Auch in Lateinamerika wird Brasilien von einer ganzen Anzahl Staaten der Volksdichte nach, aber meist nicht wesentlich, übertroffen. Am Beispiele Brasiliens wird im Vergleich mit anderen großen Räumen der Welt klar, daß die Erde längst nicht übervölkert ist, sondern daß die Erde im Gegenteil als relativ leer zu bezeichnen ist. Von unserem heutigen Kulturniveau aus, das meist nicht mehr die Verbreitungsbedingungen von einst überblickt, will es uns leicht scheinen, als ob sich die Menschen recht unvorteilhaft, hier sich ballend, dort riesige Räume nur schwach bevölkernd, über die Erde verteilt haben. Brasilien gehört zu den relativ leer gebliebenen Räumen und hatte auch, als es dem vorkolumbianischen geschichtslosen Dunkel entstieg, keine andere Geltung. Man hat geschätzt, daß zur Zeit der Entdeckung etwa 2—3 Millionen Menschen im tropischen Osten Südamerikas, also etwa auf dem Boden Brasiliens, lebten. Seitdem ist Brasilien von dem Prozeß des Bevölkerungsausgleichs, allerdings erst zaghaft, dann mächtig ergriffen worden. So gering auch heute noch die brasilianische Bevölkerungsmasse im Vergleich mit der Gesamtheit der Menschheit erscheint — sie macht etwa ein gutes Sechzigstel aus, während auf Brasilien etwa ein Siebzentel der festen Erde kommt — so ist doch seit der Entdeckung wenigstens in Südamerika ein Ausgleich zwischen dem Westen und Osten vollkommen erfolgt. In der kolumbianischen Phase ist die Bevölkerung der südamerikanischen Andenländer etwa fünfmal so groß wie die Brasiliens. Heute liegt dagegen das Übergewicht der Bevölkerungsmasse im südamerikanischen Osten. Das gibt eine erste historisch belegte Vorstellung von dessen bisheriger Entwicklungsfähigkeit. Erst seit etwa einem Jahrhundert fließt der Wanderstrom der Menschen, der diesen Ausgleich schon geschaffen hat, reger;

Brasilien ist gerade dabei, sich zu füllen. Seine künftige Größe ist kaum vorauszusehen, namentlich nicht auf Grund der Betrachtung seiner Größe allein, sondern höchstens aus seiner Strukturanalyse. Kaum zu überschauende Entwicklungsmöglichkeiten dürfen jedoch nicht mit einer Zustandswertung verwechselt werden. Brasilien birgt darum seiner Größe nach lediglich die Möglichkeit der Entwicklung zu einem politischen Großorganismus, einem sehr wahrscheinlichen Stadium seines Lebensweges, von dem es aber doch noch recht weit entfernt ist.

Gestalt und Lage begünstigen zum guten Teil die bis jetzt nur hinsichtlich der Größe des Landes gewertete Weltstellung. Der kontinentgroße Staatsraum kann als einteilig gelten, denn nur ganz untergeordnete Kontinentalinseln in geringer Zahl und die ebenfalls recht unbedeutenden ozeanischen Inseln Fernando Noronha und St. Paul lagern ihm vor. In seinen Umrissen gleicht es einem roh geformten Faustkeil, der seine spitze Seite nach Süden richtet. Ziemlich einfach sind seine Außenlinien im einzelnen. Die gegen den Äquator hin sinkende, nur durch das Amazonasmündungsgebiet stark gekerbte Nordostküste trifft mit der steiler bis gegen 5° s. L. aufsteigenden, nur durch Flachgolfe von Santos und Bahia schwach zurückgedrängten Südostküste fast rechtwinklig zusammen. Dort im Nordosten umschließen die etwa im gleichen Meridian einsetzenden Küstenlinien ein scharf ostwärts vorspringendes, die Ozeangasse auffällig einengendes Eckland. Seine Lage hat ebenso wie die Wind- und Strömungsverhältnisse im Atlantischen Ozean die frühe Entdeckung Brasiliens durch Alvarez Cabral begünstigt, der im Jahre 1500, getrieben durch Nordostpassat und Brasilstrom, auf der Fahrt nach Indien an diese Gestade kam, wie es sich später in der kolonialen Entwicklung als der sich Europa entgegenschiebende Mole darbot und auch heute gern als Anlaufküste

gewertet wird. Brasiliens noch längere Festlandsgrenze umschließt das Territorium in einem recht unregelmäßigen Nordverlauf, der in starker Ausbuchtung nach Westen den Großteil des Amazonasgebiets umfaßt und von dort in gebrochener Linie, dreimal stark nach Osten hin zurückweichend, um zwischendurch wieder eine dem Meridian angenäherte Richtung anzunehmen, die Küste im Süden erreicht. Längs dieser Festlandsgrenze berührt sich Brasilien mit allen südamerikanischen Staaten mit Ausschluß von Chile und Ecuador. Sie bringt ihm zehnfache politische Nachbarschaft. Trotzdem ist der politische Druck von dort nicht übergroß. Der Druckquotient ist wenig größer als 1. Immerhin sind Brasilien daraus eine Überfülle von Grenzproblemen erwachsen, die meist erst vor kurzer Zeit provisorisch gelöst wurden. Die politischen Beziehungen Brasiliens zu den Nachbarn sind überreich an Grenzverträgen, die bis in die jüngste Periode hineinreichen. 1873 ist erst die Grenze mit Argentinien, 1884 die mit Venezuela gefunden worden. 1903 wurde ein Gebiet von einem Drittel der Größe Preußens, das Acreterritorium (110800 qkm), von Bolivien an Brasilien abgetreten, das nur viel kleinere Areale (3200 qkm) am Madeira und Paraguay dagegen ausgetauscht hat. Im Amazonastiefland nördlich vom Marañon herrschen noch bis heute jenseits der brasilianischen Grenze ganz ungeklärte politische Verhältnisse. Dort liegen Gebiete, die gleichzeitig von Peru, Kolumbien und Ecuador beansprucht werden. Nur Kolumbien und Ecuador haben sich bisher zu einigen vermocht. Für die südlichere Zone kennt dagegen Brasilien seinen politischen Nachbarn eigentlich nicht. Grenzfragen untergeordneter Natur sind an der Tagesordnung in diesen im ganzen noch recht unentwickelten, zum Teil sogar noch unerforschten Regionen. Erst jüngst hat Brasilien eine solche kleine Grenzregelung an der Scheidelinie gegen Paraguay hin vorgenommen. Aber gerade die Unentwickeltheit

der Festlandsgrenzzone schließt das Auftauchen ernsterer Grenzkonflikte für geraume Zeit noch aus. Heute besteht eigentlich nur ein Grenzproblem, nämlich dort, wo Argentinien in der Provinz Missiones bedrohlich den Finger gegen Brasilien reckt, damit den einen der beiden südamerikanischen Pufferstaaten, Paraguay, in die Zange nimmt und gleichzeitig empfindlich auf die drei brasilianischen Südstaaten drückt. Von den brasilianischen Militärs wird diese Raumgeste ganz richtig empfunden. Dem Kaufmann, der in dem Staat leider nur einen Wirtschaftskörper, ja nur ein Geschäft sieht, ist sie vielfach unverständlich geblieben, weil keinerlei Wirtschaftsgegensätze zwischen beiden Staaten bestehen, sondern sie sich in ihrer im Meridian aufgereihten Lage in vorteilhafter Weise ergänzen. Diese eigentümliche Raumgeste ist entstanden bei der Ausbreitung der Staaten unter der ungleichen Gunst ihrer Entwicklungslinien. Während die südbrasilianische Kolonisation erst langsam und spät die Hochflächen vom Meeresrand her erstieg, führten von dem argentinischen Zentrum aus der Uruguay und der Parana die argentinischen Kolonisten ungleich leichter in die Gebiete nordwärts. In ähnlicher Weise hatte auch der Paraguay die Gründung des Jesuitenstaates von Süden her begünstigt und auch hier bestimmt, daß Brasilien vor diesem seiner Zeit hochentwickelten Posten der Kolonisation haltmachen mußte. Ebenso erscheint auch die brasilianische Grenze überall wie eingedrückt, wo größere Flüsse aus den Anden das Amazonastiefland erreichen, oder wo die enge hydrographische Beziehung zum Orinokogebiet den Zutritt von Norden her erleichtert. Hier hatten jeweils die Spanier von dem entwickelten Hochland oder von dem durchgängigeren Orinokotiefland aus ihre Posten vorgeschoben und der langwierigen Durchdringung von Osten her eine frühe Grenze gesetzt, die trotz zahlreicher späterer Grenzregelungen auch heute noch den Gesamtverlauf der Grenze durch den

Kontinent bestimmt. So verraten die Gestaltungsformen der Binnengrenze im einzelnen, daß sie erst spät von den Portugiesen erreicht und unter der Ungunst der schon bestehenden Verhältnisse gezogen worden ist. Im Gegensatz zur Küstengrenze zeigt sie eine unfertige, jugendliche Entwicklung.

Auch die Küstengrenze hat ihre Probleme, die nur weniger leicht räumlich aufzuzeigen sind. Die Besitznahme Brasiliens von Europa aus und die weitere Entwicklung mit ihren mehrfachen Übergriffen (Holland, Frankreich) auf das portugiesische Brasilien entschleiern aber sehr gut den politischen Druck der Seemächte, der bis heute empfunden wird. Denn immer wieder ist die Frage der Verlegung der Hauptstadt aus Schutzmaßregeln von der Küste ins Innere erwogen worden. Wenn sie auch heute noch nicht verwirklichungsreif ist, trotzdem schon ein neuer Föderaldistrikt aus den Staatskörpern von Goyaz und Minas Geraes herausgeschnitten worden ist, so hat doch schon einmal Dom Pedro II. Staatsarchiv und Staatsschatz, um diese vor feindlicher Invasion zu schützen, von Rio de Janeiro nach Petropolis bringen lassen. Im Gegensatz zu der unfertigen Binnengrenze zeigt die Küstengrenze Brasiliens dank ihrer Naturgegebenheit früh fertige feste, nur etwa durch eine Eroberungswillkür zu verändernde Züge, während der Binnengrenze noch der suchende, tastende Ausdruck anhaftet. Die Grenze wird auch hier zum Gesichtsausdruck des räumlichen Innenlebens des Staates, der seinen riesigen Raum erst allmählich von der Küstenbasis zum Kulturorganismus entwickelt und dabei immer westlichere Zonen in diesen räumlichen Gestaltungsprozeß einbezieht. Erst wenn in der ganzen Breite die heutige Binnengrenze von dem Kulturraum erreicht sein wird, wird auch auf weite Strecken hin die Frage der Grenzregulierungen wieder auftauchen.

In einem Staate, der so in weiten Landesteilen auch bis heute das Wesen seiner kolonialen Natur durchaus nicht zu

verleugnen vermag, ist die Anpassung an die Struktur seiner Naturlandschaft noch ebenso klar zu erkennen wie die von der Küstenzone eindringende, den Staatsraum entwickelnde Kulturkraft ihre Richtung und Herkunft eindeutig offenbart. Dabei begünstigen oder hemmen die starken naturlandschaftlichen Unterschiede der einzelnen Regionen Brasiliens diese Staatsraumbildung so sehr, daß eine Betrachtung Brasiliens als Ganzes keine Aufklärung zu bringen vermöchte. Brasilien zerfällt naturlandschaftlich in einzelne Landschaftskomplexe, ja in einzelne Länder, die ihre naturbestimmte Eigenentwicklung durchgemacht haben und in vieler Hinsicht auch heute noch ihr Sonderleben führen und führen müssen. Bei einer Ausscheidung der einzelnen großen Landschaftskomplexe leiten weniger die Grundzüge der Oberflächengestaltung als die des Klimas und der von diesem abhängigen Pflanzenbedeckung. Eine gesonderte Analyse des geomorphologischen Bildes bedeutete darum wenig Erkenntnis für die Wertung des sich dem Staatsareal zur Verfügung stellenden Lebensraumes. Pflanzenwelt und Klima modifizieren die rein geomorphologischen Wirkungen oft bis zu ihrer völligen Umkehr, während sie diese in anderen Fällen in beachtlicher Weise verstärken und geradezu potenzieren. So würde es für die Aufhellung der Zusammenhänge sehr wenig bedeuten, wenn man Brasilien zunächst eingehend als einen riesigen uralten Faltenrumpf analysieren wollte, der im Inneren ein weitausgedehntes Schichttafelland trägt. Immerhin sind ebenso die Rumpf- wie die Tafellandflächen, von denen die letzteren sich nur an mäßig hohen Erosionsstufen über den ersteren erheben, für riesige Landesteile eine Gunst an sich. Sie wird freilich aufgehoben dort, wo im Bereiche der östlichen Küstenzone der Rumpf eine späte starke epirogenetische Aufwölbung erfahren hat, die in klare Bruchbewegungen übergegangen ist. Dort kehrt Brasilien auf lange Strecken hin eine geo-

morphologische Abwehrlandschaft nach außen. Von viel geringerem Einfluß auf die Auswertung des Lebensraumes sind die Wölbungszonen des Inneren, die den großartigen flächenhaften Verband nicht zu stören vermochten. Sie gehen sowohl im Westen wie auch im Norden in großräumige Einmuldungszonen, die von ausgedehnten Tieflandsbildungen eingenommen werden, über. Wenn die Ebenheiten des Rumpfes und der Tafelländer des Inneren infolge entsprechender klimatischer und biogeographischer Ausstattung als Gunsträume bezeichnet werden können, so werden diese letztgenannten tiefen Länder unter dem Einfluß ganz anders gearteter, von Klima und Pflanzendecke ausgehender Wirkungen um den größten Teil ihrer geomorphologischen Gunst betrogen. So drängt eine Lebensraumanalyse auf den Komplexbegriff des Naturlandschaftlichen hin; der allein rasche Wertung ermöglicht.

In einer solchen Gliederung Brasiliens in seine naturlandschaftlichen oder, wenn man will, physisch-geographischen Großeinheiten, die in sich im einzelnen noch genügend landschaftliche Verschiedenheiten bieten, erscheint Amazonien als ein riesiges einheitliches Land, eines der größten Einheitsgebiete der Welt überhaupt, das allerdings weit über die brasilianische politische Grenze hinausreicht. Von seinem etwa 5 Mill. qkm großen Areal entfallen ungefähr 3,5 Mill. qkm auf Brasilien. Entsprechend der Natur des amazonischen Landes im ganzen ist auch dieses brasilianische Amazonien eine im Westen breit zu dem gewaltigen Becken Oberamazoniens ausgebildete, nach Osten hin schlauchartig eingeengte und gegen die Küste hin sich wieder verbreiternde Einmuldung, die im Norden von dem Rumpf- und Tafelland von Guayana, im Süden von dem Inner- und Nordostbrasiliens flankiert wird. Doch nicht die unauffällig in die höheren Gebiete übergleitende Form des tiefen Landes bestimmt die Ausscheidung Amazoniens. Amazonien ist in erster Linie Urwaldland schlechthin,

dessen schwer durchdringliche Hyläa der Ausdruck eines innertropischen, die menschliche Arbeitskraft und die Lebensfähigkeit des Weißen stark herabmindernden Regenklimas mit Niederschlägen in allen Jahreszeiten ist. So bedeutet die breite, sich ost-westlich tief in den Kontinent erstreckende Flächenmulde Amazoniens infolge ihrer Urwaldwildnis im ganzen keinen Zugang zu diesem, sondern sie ist auch heute wie ehedem Abwehrlandschaft in der Hauptsache. Für die indianische Bevölkerung ist sie zu einem der geschlossensten Rückzugsgebiete in ganz Südamerika geworden, in der sie heute wie einst auf mäßiger Kulturstufe, in z. T. noch völliger Unabhängigkeit vom brasilianischen Staate haust. Wenn sich trotzdem der Staat hier relativ früh eingeschoben hat, wenn schon in der ersten Periode des Entdeckungszeitalters Amazonien in seiner ganzen Länge von dem Spanier Orellaña, allerdings von Peru aus, gequert wurde, so ist das auf Rechnung des prächtig aufschließenden Amazonasflußsystems, besonders auf die der natürlichen Verkehrsader des Amazonas selbst, zu setzen. Denn dieses weitverzweigte Geäder des Amazonassystems prägt dem Lande einen zweiten Naturzug auf, der ganz anders als der Urwald wirkt. Es bietet die einzigen Naturwege und ist damit seine Basis für die kulturelle Entwicklung geworden, die aber im ganzen bis heute noch kaum verlassen worden ist. Viel weniger verkehrsgünstig erweisen sich die Tributäre des Hauptflusses, in denen vielfältig Stromschnellen und Wasserfälle die Fahrt mit leistungsfähigeren Fahrzeugen hemmen, für die letzten nur streckenweise und in ihrer ganzen Länge lediglich dem leichten Kanu der Eingeborenen zugänglich sind. Zwischen den Flüssen deckt der Urwald, nur engräumig, oasenhaft von der Savanne abgelöst, die riesenhaften Flächen. In abschreckendem Waldschluß baut sich die Vegetationsmauer unmittelbar an den Ufern der Flüsse auf. So zerfällt Amazonien gleichsam in von

Waldmauern umhegte Abwehrflächen mit aufgesplitterten eingeborenen Rodungsoasen und in die an die Flußlinien gebundenen Zonen eines offeneren Lebensraumes, die die europäische Kultur bisher kaum zu verlassen vermochte. Der größte Teil Amazoniens steht damit unter der Herrschaft des Waldes, der die Kultur und die Zahl der Menschen niedrig gehalten und darum keine höhere Entwicklung aus sich heraus zugelassen hat.

Trotz der weiten, freieren Lebensraum bietenden Savannenhochflächen des brasilianischen Guayana, zu dem sich die Mulde Amazoniens emporwölbt, liegen auch diese nördlichen Grenzlandschaften ganz im Schatten des tiefen Waldgebietes, zumal sie auch von Norden her durch einen von der brasilianischen Grenze bis zum Orinokodelta reichenden Waldgürtel von dem Guayanaküstensaum abgesperrt werden. So erscheint hier der Naturzwang, unter dem sich die Lebensentwicklung des Hochlandes, das im Roroima 2600 m an der brasilianischen Grenze erreicht, auch durch die Savannenareale nicht gemildert. Geographische Wesenheit eines Länderindividuums ist eben nicht lediglich die Resultierende der Artung der Naturlandschaft, sondern sie wird durch die Lagebeziehungen der einzelnen Flächenteile zueinander bestimmt.

Darum hat Nordostbrasilien, das sich in den Ozean vorschiebende Eckland, ganz andere Grundlagen für die Lebensraumentwicklung geboten. Denn in ihm paart sich die Gunst der sich in schwebendem Niveau haltenden Rumpf- und Tafellandflächen mit der einer lichten Formation, eines Trockenwaldes. Freilich ist diese Auflockerung der Pflanzendecke zugleich das deutliche Sympton einer hochgradigen klimatischen Ungunst des Lebensraumes. An Stelle des Kampfes mit dem Walde, den Amazonien dem Menschen aufzwingt, tritt hier der Kampf mit der Trockenheit. Feuchter, aber auch nur von lichten Waldungen bedeckt, ist der Ab-

fall zu dem wechselnd, aber im ganzen nur mäßig breiten Küstensaum. Darum hat die Trockenheit des Inneren in der Frühzeit der Kolonisation nicht zu schrecken vermocht, während die Zugänglichkeit des auch gelegentlich mit prächtigen Naturhäfen (Pernambuco, Bahia dos Todos os Santos) bedachten Küstensaums nur lockte und die von lichter Vegetation bestandenen, mäßig hohen Ebenen die flächenhafte Ausbreitung, wenn auch nur oasenhaft, erleichterte. Zudem zeigen Passatwinde und -triftströmungen den Weg von Europa über den Ozean hierher. Darum ist es kein Zufall, daß Nordostbrasilien zum frühesten Ausgangsgebiet und später zum Kernraum der portugiesischen Kolonisation in Brasilien wurde. Bis 1763 war Bahia der politische Vorort der Kolonie. Mit der Gunst der Verkehrsraumbedingungen und der leichteren Besitznahme des Wirtschaftsraumes verbindet sich hier die eines Klimas, das den Übergang zwischen dem innertropischen Urwaldklima zu dem Savannenklima der äußeren Tropen bildet; doch im Gegensatz zu dem feuchtheißen Amazonien setzt das viel trockenere Nordostbrasilien längst nicht in dem Maße die Lebenskraft und die Arbeitsenergie der weißen Bevölkerung herab, wenn es auch immer noch hohe Anforderungen an die Anpassungsfähigkeit weißer Siedler stellt.

In seiner Naturausstattung in jeder Hinsicht eng verwandt mit dem Nordosten ist das innere Mittelbrasilien, Binnenbrasilien oder Zentralbrasilien. Doch ist es im Gegensatz zu dem durch seine ausgezeichnete ozeanische Verkehrslage begünstigten Eckland dem atlantischen Einfluß weit entrückt. Dagegen wird diese letzte Gunst der Meeressaumzone des *brasilianischen Küstenwaldgebirges*, des östlichen Mittelbrasiliens, wieder voll zuteil, zumal herrliche Naturhäfen (Viktoria, Rio de Janeiro, Santos) zu ihrer Auswertung locken. Freilich ist hier der ohne weiteres verfügbare Entwicklungsraum besonders auf diese paar Stellen und andere eng-

räumige Küstensaumstrecken beschränkt, während unmittelbar dahinter ein wildzerhacktes, bis zu Hochgebirgshöhe aufsteigendes, küstenparalleles, unter dem Einfluß des regenbringenden Passats mit einem dichten Urwaldmantel überdecktes Gebirge als mächtige verkehrshemmende Barre aufwuchtet. Fast abwehrender als Amazonien, wo das Flußnetz den Einlaß ermöglicht, kehrt hier Brasilien seine Außenseite gegen die Verkehrsflächen des Ozeans. Jedes Eindringen hat den harten Kampf mit dem Wald und dem Gebirge zugleich gefordert. Darum hat diese Zone in ihrer Wirkung auf den Gang der Kultur über die Erde einen ähnlichen Einfluß ausgeübt wie die Appalachen. Vor dem Waldgebirgswall hat die eindringende europäische Kolonisation zunächst haltgemacht, um ihn viel später erst zu durchdringen und zu besiedeln. Die Flächen zwischen den intensiver besiedelten Zonen weisen selbst bis zum heutigen Tage nur eine relativ lockere Besitzergreifung auf. Jahreszeitlich heißer und vor allem feuchter, dann schwerer, unerträglicher als im Nordosten ist das Klima der Meeresküstenwinkel. Doch die dem Wendekreis nahe Lage schafft schon die großen Gegensätze einer heißen und feuchten und einer sehr viel trockeneren und auch kühleren Zeit, so daß die jahreszeitlichen, in der kühleren Zeit auch die täglichen Temperaturspannungen die Arbeitsenergie vorteilhaft beleben. Dazu tritt die Gunst der das ganze Jahr über kühleren Höhenlagen. Darum hat die ursprüngliche Lebensraumwidrigkeit dieser unter sich in ihren Bedingungen auch im einzelnen recht abwechselungsreichen Landschaften nicht auf alle Dauer anzuhalten vermocht. Im harten Widerstreit der Gunst- und Ungunstmomente hat sich der Sieg doch schließlich auf die Seite der ersteren geschlagen, so daß aus diesem küstennahen Mittelbrasilien der chronologisch zweite, aber seiner Wertung nach bevorzugte Kernraum des Gesamtstaates werden konnte. Seine Entwicklung lehrt die

einem Tropenland eigene Höchstwertung klimatischer Gunst bei gleichzeitiger Inkaufnahme sehr empfindlicher Ungunstmomente wie Gebirgsnatur, Waldbedeckung und Kampf mit dem Walde.

Aber diese Entwicklung des küstennahen mittelbrasilianischen Gebirgslandes ist gar nicht ohne den rückwirkenden Einfluß des mittelbrasilianischen Binnenlandes, Binnen- oder Zentralbrasiliens, zu verstehen. Denn hinter dem Küstengebirgswall breiten sich riesenhafte, nur weiträumig aufgewölbte Hochflächen aus, die dem Rumpf- oder dem in Erosionsstufen darüber aufsteigenden Tafelland angehören. Ihre Hochebenennatur paart sich mit lichter Durchgängigkeit eines von Osten nach Westen hin immer weitständiger werdenden Waldes, der bald ganz von der verkehrsfreundlichen Savanne abgelöst wird. Sie ist der pflanzengeographische Ausdruck des scharfen jahreszeitlichen Wechsels einer ausgeprägten Trocken- und Regenzeit bei starken jahreszeitlichen und z. T. auch täglichen Temperaturspannungen. Ihre Eignung als Verkehrsfläche schlechthin hat ihrer raschen Besitznahme Vorschub geleistet, als erst einmal an einigen günstigen Stellen das Küstenwaldgebirge überstiegen, durchstoßen oder umgangen worden war. Diese Verbindungswege mit der Küste boten sich von dem in dem Küstenwaldgebirge tiefeingelagerten Parahybagraben und dem Hochbecken von São Paulo aus im südlicheren Teil; ebenso bildete schon früh der aus dem mittleren Minas kommende, auf langem inneren Landweg das südliche Nordostbrasilien erreichende Rio São Francisco den Zugang von dem ersten Kernraum des brasilianischen Kolonialgebiets. Weniger bedeuteten dagegen die Wege in der mittleren Zone; doch auch sie wurden benutzt. Wie die erste rasche Besitznahme so hat die Ebenflächigkeit der klimagünstigen Wirtschaftsräume und Verkehrsflächen die intensive Kolonisation der westlichen Teile ausgelöst, die naturgemäß enge Verbindung mit ihrer Küstenbasis suchten. Sie ist heute längst hergestellt; nirgends wird Brasilien von den von seiner Küstenbasis ausgehenden Kultureinflüssen so kräftig bis zur westlichen Grenze dank der bis dahin gleichbleibenden Gunst der Naturverhältnisse von Verkehrsadern durchmessen und von einzelnen Kulturposten durchsetzt wie hier. Der riesige Raum Mittelbrasiliens offenbart so alle Eigenschaften, die ihn befähigen, zum Kernraum des brasilianischen Staates zu werden, von dem aus die innere Verbindung zu den anderen Landesteilen zu suchen sein wird.

Wenn sie auch im Vergleich mit der Gesamtfläche Mittelbrasiliens nur raumeng ist, so kommt doch der tiefgelegenen Sonderlandschaft der Paraguayniederung die hervorragende Geltung eines rückseitigen Verkehrstores zu. Im Gegensatz zu fast allen anderen Flüssen Mittelbrasiliens, die ihres Verkehrswertes durch zahlreiche Stromschnellen und Wasserfälle beraubt werden, bildet der Paraguay eine 2000 km lange leistungsfähige Wasserstraße mitten in den Kontinent hinein, die damit die Grenzlandschaft der Pantanais, darüber hinaus die west- und südwärts gravitierenden Randgebiete Innerbrasiliens aufschließt. Freilich dem Paraguay gemeinsam mit den übrigen binnenbrasilianischen Flüssen, deren östliche Gruppe meernah entspringt, um gegen Osten binnenwärts abzufließen und sich zum Parana- oder São Francisco-System zu sammeln, ist der lange Binnenweg zur La Plata-Mündung hin, der zudem durch außerbrasilianische Gebiete geht.

Der letzte der brasilianischen Landschaftskomplexe endlich, Südbrasilien, vereinigt Innen und Außen auf schmalerem Raum. Ein im Norden feuchter und in der Tiefe noch heißer Küstenwaldgebirgsrand wird gegen Westen rasch abgelöst durch die Kamphochflächen. In der Hauptsache gehört aber dieser Südteil schon den Subtropen an, die darum eine ganz andere Arbeitsentfaltung und andere Art der Kolonisation er-

laubten. Doch zu engräumig und zu peripherisch ist dieser Süden, als daß von ihm aus ein besonderer Anstoß auf das kontinentgroße Ganze ausgehen könnte.

So stellt Brasilien in dieser Naturlandschaftsgliederung eine sehr lockere Einheit in der Mannigfaltigkeit dar. Nur eigentlich der von der Küstenbasis aus weit in den Kontinent vorgeschobene Rahmen der politischen Grenze faßt diese grundverschiedenen Räume zusammen. Wie wesensfremd ist doch Amazonien gegenüber Südbrasilien, und wie weit steht es selbst schon vom brasilianischen Nordosten ab! Aus diesem Ausmaß der starken Heterogenität des Gesamtraums erwächst das Problem der möglichen inneren Verkettung, der Zusammenfügung zu einem sich ergänzenden harmonischen Ganzen. Es entsteht die Frage, ob es möglich ist, die Entwicklungsbedürfnisse so grundverschiedener Länder von einem Zentrum aus voll zu verstehen und einen fruchtbaren Ausgleich zwischen ihnen zu finden. Hier keimt schon die Frage des Zentralismus oder des Dezentralismus auf. Sie ist zunächst im Sinne eines durch die große politische Einheit sehr verschleierten Dezentralismus gelöst worden. Denn das moderne Brasilien hat sich, den Gesamtraum noch stärker aufsplitternd, als es die Gliederung in landschaftlichen Großeinheiten verlangt, aus der politischen Einheit der Kolonie zu einem Staatenbund aus zwanzig Gliedstaaten, einem Territorium und einem Federaldistrikt entwickelt.

Im einzelnen zeigen genau so wie der Gesamtraum auch diese Gliedstaaten vielfältige Anpassung an Züge der Naturlandschaftsstruktur (Fig. 5). So reihen sich im Amazonasbecken Para und Amazonas als Beckenabschnittsstaaten an der zentralen Längsachse des Flusses auf. Das Acreterritorium im südwestlichen Oberamazonien stellt die jüngste Phase dieser amazonischen Staatenbildungen dar. Im Grunde sind es Flußstaaten, weil ihr unter sich verbundener Lebensraum sich

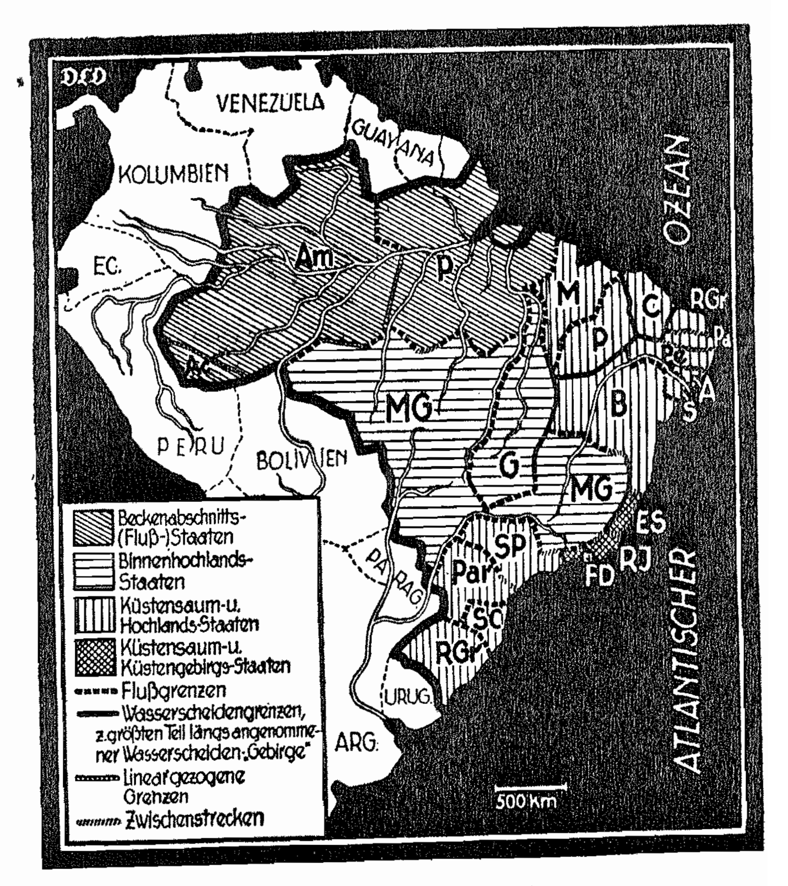


Fig. 5. Geomorphologische Staaten- und Grenztypen

bis heute fast nur auf die Flußlinien beschränkt und die Beziehungen zu den Lebensräumen der Eingeborenen im Walde erst sich allmählich fester ausbilden. Einem ganz anderen Typus gehören die Staaten der Ostküste an. Ihre Lebensraumbasis ist der Küstensaum. Hier liegen fast ausnahmslos die ersten Staatszellen, die meist heute die Hauptstädte der Staaten geworden sind. Als Verwaltungseinheiten innerhalb des Koloniallandes geboren, sind sie schon als Kapitanien auf das Hochland oder in das Gebirge hineingewachsen. Im Nordosten sind dabei andere Raumgebilde entstanden als in der Mitte Ostbrasiliens und im Süden. Im Nordosten hat der freie Zugang zu den niedrigen Hochlandflächen die Ausbildung langer Staatenparzellen erlaubt, die von mehr oder minder kurzer Küstenbasis ins Innere reichen. So stellen ganz besonders Maranhão, Piauhy, Parahyba do Norte und Pernambuco solche Staatenstreifen dar. Dagegen zeigt die Raumentwicklung der Staaten um das Nordosthorn selbst eine Verkümmerung unter dem Einfluß der Raumenge. Im Prinzip war auch den Nordosthornstaaten die nach der Kontinenttiefe hin gerichtete Wachstumstendenz eigen; aber in ihrer tatsächlichen Raumentfaltung sind Ceara, Rio Grande do Norte, auch Parahyba trotz seiner länglichen Gestalt zurückgeblieben. Sie lagern so im Winkel zwischen Piauhy und Pernambuco, wie Alagôas und Sergipe den Winkel zwischen Pernambuco und Bahia ausfüllen. Die bedeutendste Raumentwicklung weist der Staat Bahia innerhalb dieser Nordostgruppe auf, der von einer langen Küstenbasis, nicht mehr durch die seitliche Ausdehnung anderer Staaten beengt, tief ins Hinterland eingreift. Ein Fortsatz Süd-Bahias längs der Ostküste leitet schon zu den Küsten- und Küstengebirgsstaaten der mittleren Ostküste über, deren Raumgestaltung vollkommen unter dem Zwange des küstenparallelen Waldgebirges steht. Es sind Espirito Santo, Rio de Janeiro und die älteren Gebiets-

teile des späteren São Paulo. Ihre Lebenszellen liegen meist in den hafengünstigen Küstenwinkeln vor dem Gebirge. Ihr Staatenraum erstreckt sich darum auch jetzt nach der Durchsiedelung des dahinterliegenden Gebirges auf einen der Küste und dem Gebirge folgenden Längsstreifen. Lediglich São Paulo hat von dieser Basis aus tief ins Hinterland eingegriffen, weil sich von dem hochgelegenen Becken, das die erste politische Zelle um Santos ablöste und die Hauptstadt des werdenden Staates aufnahm, leichte Beziehungen über die nur noch niedrige Serra zu dem an sich verkehrsgünstigen Raum Innerbrasiliens knüpfen ließen. So stellt São Paulo einen Übergangstypus zwischen den ostbrasilianischen Küstenstaaten und den brasilianischen Binnenstaaten dar. São Paulo, Minas Geraes, Goyaz und Matto Grosso haben spät den weiten Raum Innerbrasiliens unter sich aufgeteilt. São Paulo ausgenommen, fehlt ihnen der unmittelbare Zugang zur Küste. Mit dem Abschwung des Küstenwaldgebirges in Südbrasilien bieten sich hier wieder engere Beziehungen zwischen Küstensaum und Hochland, die zu einem dem Nordosten analogen Entwicklungsbild geführt haben. Mehr oder minder breite Staatenstreifen greifen von der Küste auf das Hochland hinauf.

Die Entwicklung aus den frühen Verwaltungseinheiten des Koloniallandes, die etwa in der gekennzeichneten Weise an den Raum angepaßt in europäischem Ausmaß aus dem kontinentalen Körper Südamerikas ohne Rücksicht und ohne viel Kenntnis von dem riesenhaften Hinterland herausgeschnitten waren, hat den europäischen Raumstil auf diese Küstenstaaten übertragen. Darum sind diese früh angelegten Verwaltungsbezirke alle klein, und auch fast alle Küstenstaaten sind relativ klein geblieben, klein zum mindesten im Vergleich zu den großen binnenbrasilianischen und amazonischen Staaten. Die Küstenstaaten übertreffen in ihrer Einzelgröße 300000 qkm kaum. Maranhão übersteigt diesen oberen Wert

um weniges, ist etwa so groß wie Preußen. Einzig Bahia umspannt einen Raum von mehr als einer halben Mill. qkm. Daneben gibt es aber für eine amerikanische Perspektive fast winzige Staaten, wie Sergipe und Alagôas von 20000 bis 30000 qkm, Staaten von einem typisch europäischen Ausmaß. Die meisten kommen in ihrer Arealgröße nicht über 100000 qkm hinaus, sondern bleiben weit hinter dieser Zahl zurück. Dagegen umfaßt Amazonas eine Fläche von 1,8 Mil. qkm, Matto Grosso eine solche von ungefähr 1,5 Mill. qkm. Para überspannt 1,4 Mill. qkm, Goyaz 0,66 Mill. qkm und Minas Geraes gegen 0,6 Mill. qkm. So prägt sich recht deutlich in der Arealgröße der einzelnen Staaten der Werdegang politischer Raumentwicklung mit seinen grundverschiedenen Expansionszielen und Auffassungen von dem Raume aus: die mehr punktartige Kolonisation der frühsten Zeit leitete nur zu einer mäßigen Raumbewältigung noch unter europäischen Raumperspektiven über, während die später im 17. Jahrhundert einsetzende großräumige Aufteilung des Binnenlandes den Stempel amerikanischer Raumauffassung trägt.

Wie in jedem Kolonialland mit wenig markanten Oberflächenzügen spielen die Flüsse, die zudem hier vielfach infolge ihrer Wasserfälle und Stromschnellen in ihrer Eignung als Flußwege Einbuße erfahren, mehr trennend wirken als verbinden, als Grenzen eine besondere Rolle. Am Oyapock, Vaupés, Javary, Guaporé, Paraguay, Apa, Parana, Iguazu und Uruguay verläuft die brasilianische Binnengrenze. Der Uruguay trennt in seinem Oberlauf weithin Rio Grande do Sul von Santa Catharina, das in ähnlicher Weise durch den Iguazu von dem Staate Parana geschieden wird. Der Paranapanema ist der Grenzfluß zwischen Parana und São Paulo, das im Norden bis zum Rio Grande reicht. Von Matto Grosso scheidet der Parana selbst die östlichen Staaten São Paulo und Parana. Paranahyba und Rio São Marcos bilden die

Grenze zwischen dem westlichen Minas und Goyaz, das langhin von dem Araguaya von Matto Grosso und Para geschieden wird. Tocantins uud Rio Manoel Alves Grande trennen Goyaz von Maranhão, das seinerseits wieder im Parnahyba seine Grenze gegen Piauhy findet und so fast ganz von Flußgrenzen an seinen Binnenseiten umhegt wird. Eine viel geringere Bedeutung spielen die Flußgrenzen in dem übrigen Nordosten. Nur der Rio São Francisco bildet mit seinem Unterlauf die Grenze zwischen Pernambuco—Alagôas und Sergipe—Bahia. Das gleiche gilt für den mittleren Osten. In Amazonien spielen die Flüsse, die ja hier naturgemäß mehr Bindeglieder sind, als Grenzen eine geringe Rolle. Am Jamunda verläuft die Grenze zwischen Para und Amazonas. Der Rio São Manoel trennt Para, der Tapajoz und der Madeira, bezeichnenderweise erst oberhalb der São Antonio-Fälle, auf kurze Strecken Amazonas von Matto Grosso. Die Grenze Brasiliens gegen Bolivien läuft westlich vom Paraguay eine Strecke lang durch Sumpflandschaften. Die Flußgrenzen sind für ein Land junger Entwicklung zum mindestens eindeutig genug festgelegte Linien. Grenzprobleme können an ihnen erst entstehen, wenn die Besiedelung so stark vorgeschritten ist und die Flüsse so intensiv in den Dienst des Verkehrs gestellt sind, daß sich die beiden Flußseiten zusammenschließen und der überkommene Grenzverlauf dann störend wirkt. Nur an ganz wenigen Stellen der Küstenstaaten bahnt sich eine derartige Entwicklung an.

Eine ganz andere Beurteilung müssen die Gebirgsgrenzen erfahren, die nicht selten auftreten. Freilich sind es in der Hauptsache Wasserscheidengebirge, d. h. Gebirge, die auf unseren Karten Eingang gefunden haben, wo die wasserscheidende Region zwischen den einzelnen Flußkammern verläuft. In ihrer typischen langgewundenen Raupenform ziehen sie sich noch über die neuesten Karten, während man längst

mit Recht vermutet oder zum Teil sicher weiß, daß sie in der Form der schmalen wasserscheidenden Gebirgsstränge nicht existieren. So habe ich selbst feststellen können, daß die Serra dos Aymores, die auf den Karten die Binnengrenze von Espirito Santo trägt, kein Gebirgsstrang ist, der sich fortlaufend aus dem Rumpfgebirge von Espirito Santo heraushebt, genau so, wie der Serra de Mantiqueira im südlichen Minas Geraes der Kettencharakter völlig fehlt und sie vom zentralen Minas aus gesehen nichts anderes als eine schwache Aufwölbung des Rumpfes von Minas ist. Ganz Ähnliches gilt sicher von den Wasserscheidenregionen, deren typischen Wasserscheidengebirgen die Grenze zwischen Bahia und Goyaz—Piauhy folgt. Auch an der Südgrenze von Para treten Gebirgsgrenzen auf. Besonders aber folgt die Nordgrenze Brasiliens Erhebungskomplexen, deren Wesen im einzelnen noch wenig geklärt ist, die aber wohl nichts anderes sind als Aufwölbungen des Rumpfes von Guayana und Resttafeln, die, wie der Roroima, diesem Rumpfe aufsitzen. So fehlt diesen Grenzen der markante Zug in der Landschaft. Im Grunde stellen sie ein sehr schlechtes Grenzsubstrat dar. Hier besonders werden nach der völligen Aufschließung und Besiedelung die Grenzregulierungsprobleme an der Tagesordnung sein, wie es in der Serra dos Aymores zu Grenzkonflikten zwischen Espirito Santo und Minas Geraes gekommen ist.

Einem Staate, dessen koloniale Vergangenheit noch wenig weit zurückreicht, fehlen schließlich die Gradnetzgrenzen und die willkürlich mit dem Lineal gezogenen Linien nicht. So folgt die Südgrenze von Amazonas langhin einem Parallel, und die Grenze gegen Acre und der Südteil der Grenze gegen Para sind solche willkürlich scharf gezogenen Linien, die quer über die Flüsse und die dazwischenliegenden niedrigen Riedel hinwegstreichen. Auch die Westgrenze von Amazonas gegen Kolumbien, streckenweise die von Acre gegen Bolivien

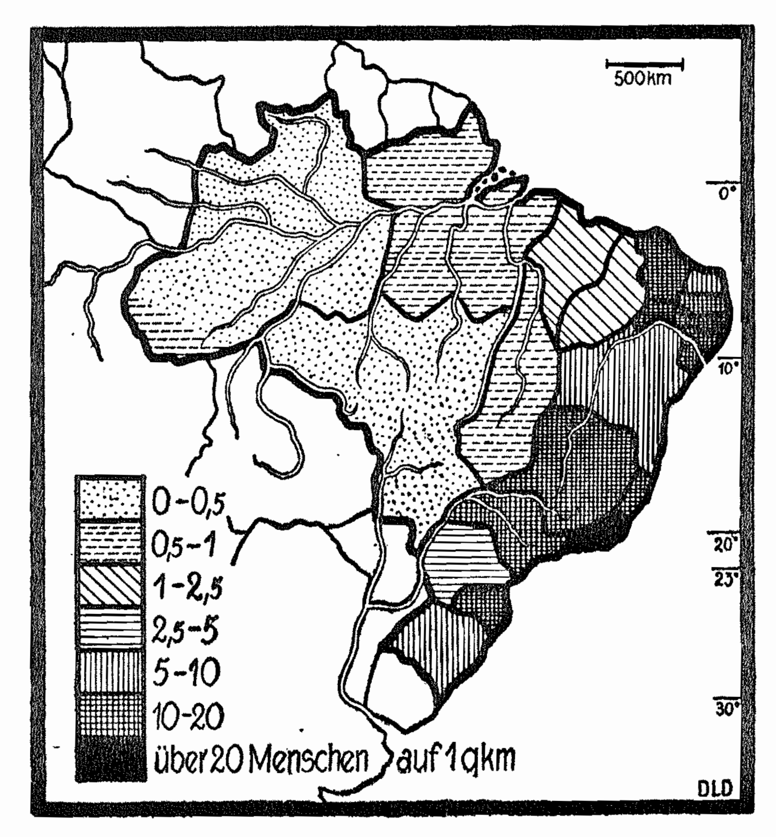


Fig. 6. Volksdichtekartogramm nach der Zählung von 1920)

und die von Matto Grosso gegen Bolivien, sind nach den gleichen, auf die Dauer schließlich unhaltbaren Prinzipien gezogen; doch ist es bezeichnend, daß diese Grenzart fast lediglich in den unentwickelsten Teilen Brasiliens vorkommt.

Der sich in der Gestaltung der Staatenräume nach Größe, Form und vorgeschrittene Anpassung an die Naturgegebenheiten widerspiegelnde Gegensatz zwischen Innen und Außen kehrt selbstverständlich in der Bevölkerungs- und Besiedelungsstruktur wieder. Von außen, von Übersee hat sich Brasilien gefüllt. Das erste Ziel der europäischen Wanderbewegung, die mehr Entdeckung und Besiedelung, kaum Conquista im größeren Umfange gewesen ist, war der Küstensaum. Hier ballt sich noch heute, nur hier und da stärker in das Hinterland eingeschoben, die Bevölkerungsmasse vom Nordosthorn bis gegen Südbrasilien hin. Der Urwaldnorden und das Savanneninnere sind dagegen relativ menschenleer. Weil dieser Wander- und Entwicklungsprozeß noch im vollen Gange ist, läßt die Bevölkerungsstruktur des Staates den Einfluß der physischen Struktur vielfach noch recht eindeutig erkennen. Ein Volksdichtekartogramm, das die Staaten nach ihren Dichtewerten gruppiert (Fig. 6), läßt sehr auffällig die Naturlandschaftsbezirke und die Lagebeziehungen erkennen. Das Verharrungsgebiet des amazonischen Urwaldtieflandes schließt sich seinen Dichtewerten nach mit den küstenfernen Savannen- und Waldgebieten zu einer großen Einheit zusammen: die am fernsten von der sekundären Wanderbasis, der östlichen Küstenregion, gelegenen Staaten Amazonas und Matto Grosso haben nach der Zählung von 1920 mit je 0,2 die geringste Volksdichte aufzuweisen. Eine Ausnahme davon macht lediglich das Acreterritorium, dem zur Zeit der Kautschukhochkonjunktur besonders stark Menschen zuströmten; seine Dichte ist mit 0,5 höher als die des benachbarten Amazonas. Dagegen steigt die Dichte in Goyaz auf

0,7, die in Para auf 0,9. Die durchschnittliche Volksdichte dieses riesenhaften Gebiets der Nord- und Weststaaten beträgt 0,4. Auf 63,1 % (= 5,4 Mill. qkm) des brasilianischen Staatsraums wohnen nur 7,2 % (= 2,2 Mill.) der Bevölkerung, d. h. eine Bevölkerungsmenge der Zahl nach vergleichbar einer der großen europäischen Millionenstädte verteilt auf einem Raum, der weit mehr als die Hälfte Europas ausmacht. An diesem riesigen Länderkomplex des menschenarmen Nordens und Westens hängt im Osten nur ein schmaler, aber relativ dichtbesiedelter Saum, der sich der Wanderbewegung von Europa her als Gegenküste darbot. Die Staaten Maranhão (Dichte 2,2) und Piauhy (Dichte 2,4) bilden den Übergang zu diesem östlichen Gürtel, der mit einer starken Bevölkerungsverdichtung erst in Ceará mit einer Dichte von 12 einsetzt. Wie ein nördlicher Flügel legt sich Ceará mit Rio Grande do Norte (Dichte 9) und Parahyba do Norte (Dichte 13) um das erste Dichtemaximum herum, das von den Staaten Pernambuco (Dichte 16) und Alagôas (Dichte 17) gebildet wird und wieder von Staaten geringerer Volksdichte, Sergipe (Dichte 12) und Bahia (Dichte 7), auch im Süden flankiert wird. Wie noch Maranhão in den Urwald Amazoniens hineinreicht, hat auch Bahia schon wieder Anteil an dem Wald des Südens, und wie die beiden nordwestlichen Übergangsstaaten umspannt es auch schwach besiedelte Räume im Inneren des Kontinents. Daraus ergibt sich die Volksdichtedepression des in der Küstenzone sehr dicht besiedelten Staates. Die mittlere Dichte dieser Nordoststaaten beträgt 6,9. Sie vereinigen 36,7 % (= 11,24 Mill.) der Bevölkerung auf 18,9 % (= 1,6 Mill. qkm) des Gesamtraums. So wichtig dieser Eckraum seiner Bevölkerungsbedeutung nach ist, so liegt doch das Bevölkerungsschwergewicht nicht mehr hier, sondern in den Staaten der mittleren Ostküste und in dem benachbarten Hinterland jenseits des Küstenwaldgebirges, in einem Raum,

der zu dem vornehmsten Bevölkerungszentrum Brasiliens zusammengewachsen ist. Ihm gehören die Waldgebirgsstaaten Espirito Santo (Dichte 10), Rio de Janeiro (Dichte 22), der aus dem Gebirge in die lichteren, schon von Savannen durchsetzten Wälder des Hinterlandes eingreifende Staat São Paulo (Dichte 15) und der Hochlandstaat Minas Geraes (Dichte 10) an. Vom Staate Rio de Janeiro ist der Bundesdistrikt mit der Weltstadt Rio de Janeiro abgegliedert, der infolgedessen die riesenhafte Volksdichte von 1037 aufweist. Die durchschnittliche Dichte dieses mittleren Ostens beträgt 13,7. Auf 11,6 % (= 0,99 Mill. qkm) des Gesamtraums wohnen hier 44,6 % (= 13,65 Mill.) der brasilianischen Menschheit. Mit dem Übertritt in die Südstaaten sinkt zunächst die Dichte in Parana (D. 2,8) auffällig, erreicht dann wieder einen beträchtlichen Wert in Santa Catharina (12), um sich in Rio Grande do Sul (9) wieder etwas zu senken. Die durchschnittliche Dichte der Südstaaten beträgt 6,6. 11,5 % (= 3,5 Mill.) der brasilianischen Bevölkerung wohnen auf 6,3 % des Raumes (= 0,54 Mill. qkm).

Faßt man den in seinen drei Naturgebietsabschnitten betrachteten Ostsaum zu einer Einheit zusammen, so steht er als ein gutes Drittel (36,9 %) des brasilianischen Gesamtraums dem dagegen doppelt so großen (63,1 %) Norden und Westen gegenüber, in dem fast nur 7,2 % der Bevölkerung wohnen. Demgegenüber kommen 92,8 % auf das brasilianische Flächendrittel des Ostsaums. Innerhalb dieses Ostsaums heben sich die beiden großen Bevölkerungszentren des Nordostens und der Mitte heraus, die dem frühkolonialen Entwicklungsraum des Nordostens und dem späteren der ostbrasilianischen Mitte entsprechen. Sowohl der Entwicklung des Lebensraumes wie der Bevölkerungszahl nach erscheint der Nordostraum einer gewissen Stagnation verfallen zu sein, während sich der mittlere Osten immer weiter als

ein wachsender Lebensraum in das Hinterland einschiebt. Nur im São Francisco-Gebiet hängt zudem der mittlere Osten enger mit dem Nordosten zusammen. Dagegen ist er verkehrsgeographisch eng mit dem ihm auch sonst ziemlich nahe verwandten Raum der Südstaaten verwachsen. Damit verschmilzt gleichsam der mittlere Osten mit dem Süden zu einer größeren Einheit, die zwar nur 17,9 % des brasilianischen Raumes ausmacht, aber 56,1 % der Bevölkerung birgt. So hebt sich bevölkerungsgeographisch dieser mittlere Osten namentlich zusammen mit dem Süden als der Kernraum von Brasilien heraus. Dieser Saum birgt die zwei ganz großen Städte, Rio de Janeiro und São Paulo, und auch fast alle Großstädte gehören ihm an. Nur Para liegt als Vorposten an der Amazonasmündung. Im Binnenland liegt keine Stadt die mehr als 100000 Einwohner hat. Die starke Besiedlung des mittelbrasilianischen Hinterlandes im Bereiche von Minas Geraes und São Paulo zeigt recht deutlich die größere Entwicklungsfähigkeit dieser Gebiete gegenüber dem Nordosten, dem sie tatsächlich im Laufe der Entwicklung den Rang abgelaufen hat. Einzig und allein im mittleren Osten hat auch die moderne Hochentwicklung der Städtekultur eingesetzt, während auch in der Hinsicht der Nordwesten nur wie ein Ableger erscheint. Viel tiefer sind von Rio de Janeiro und von São Paulo aus die Verkehrswege und die städtischen Siedlungsvorposten, an die letzteren angereiht, in das Land eingedrungen. Freilich immer größer werden von der Küste nach dem Inneren hin die siedlungsleeren Räume zwischen den Wohnzellen und damit die Abstände zwischen den einzelnen geschlossenen Siedlungen und den vielen Einzelsiedlungen. Im Inneren Amazoniens und im nördlichen und westlichen Matto Grosso wird endlich die Bodenstete der Siedlungen zugunsten der bodenvagen Siedlungen der eingeborenen Bevölkerung aufgegeben. Was die Volksdichtever-

teilung ahnen ließ, zeigt das Siedlungsbild eindeutig: die staatsnotwendige Synthese zwischen Boden und Mensch ist am Ostsaum mehr flächenhaft, im Westen und Norden nur mehr punkthaft geknüpft. Hier lockert sich das Staatsgefüge so stark, daß vielfach nur die rechtlichen Ansprüche auf den Boden bestehen, eine faktische Landnahme aber nicht stattgefunden hat. So erobert heute ganz langsam der Staat die großen Räume, die er zunächst durch wenige Siedlungsvorposten besetzt, dann vertragsmäßig abgesteckt hat, durch eine systematische Besiedlung.

Denn diese Räume waren ja relativ leer, und in ihrer Riesenhaftigkeit füllten sie sich zunächst sehr langsam. Der Zustrom von Europa war fast während der ganzen Kolonialzeit ein mäßiger. Bald entstand darum die Arbeiterfrage, zumal die wenig zahlreichen Indianer auch physisch nicht für die Plantagenarbeit tauchten. Diesen Mangel hat man lange in einer für die Wirtschaftlichkeit Brasiliens günstigen Weise durch die Einfuhr von Negersklaven zu beheben gewußt. Schon nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts setzt dieser zwangsmäßige Einstrom ein. Doch war er lange Zeit wenig kräftig und floß langsam gleich dem Zustrom aus Europa. Erst gegen das Ende der Kolonialzeit nahm die Negereinfuhr ein bedeutendes Ausmaß an; und noch im zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts empfing Brasilien über eine Million Neger. Damals war Brasilien viel vernegerter als heute. Betrug doch seine Volkszahl demgegenüber im Jahre 1818 nur 3,8 Mill., 1862 7,8 Mill. Auch zehn Jahre später waren noch nicht 10 Mill. erreicht. 1888 war sie noch kleiner als 14 Mill. Um 1900 betrug sie 18 Mill. Seitdem hat sie sich bald verdoppelt. Immerhin lehren diese Zahlen einen riesigen Anstieg der Bevölkerungsmenge gegenüber der ganz langsamen Zunahme im kolonialen Zeitalter, eine Erscheinung, die ihre einfache Begründung in der Öffnung der Grenzen des poli-

tisch verselbständigten Brasiliens gegenüber dem Zustrom aus dem nichtportugiesischen Europa erfährt. Im Grunde war das aber nicht lediglich eine andere Verwaltungsmaßregel; sie entsprang einer ganz anderen Auffassung und Wertung des Staatsraums, der nicht mehr nur als Ausbeutungsplantage der portugiesischen Herrenschicht, sondern als ein sich frei zum Wirtschaftsorganismus entwickelnder Staatskörper betrachtet wurde. Seit dieser Öffnung der Grenzen wanderten in dem Jahrhundert von 1820 bis 1920 1,4 Mill. Italiener, 1,06 Mill. Portugiesen, 0,51 Mill. Spanier, 0,13 Mill. Deutsche, 0,1 Mill. Russen, 0,08 Mill. aus Österreich und Ungarn, 0,06 Mill. Türken und Araber, 0,03 Mill. Franzosen, 0,019 Mill. Engländer, 0,019 Mill. Japaner, 0,11 Mill. Schweizer, zusammen 3,65 Mill. Menschen ein. Die Einwanderungskontingente wechselten je nach der Wanderspannung rasch, wie auch die Einwanderung zahlenmäßig von Jahr zu Jahr großen Schwankungen unterlegen ist.

Auch die Füllung der einzelnen Staatenräume mit Menschen ist in der Periode von 1890 bis 1920 mit grundverschiedener Intenstiät vor sich gegangen. Wieder ordnen sich dabei die Staaten in einzelne Zonen an. Das größte mittlere jährliche Wachstum zeigen die Nord-, Innen- und Südstaaten. Espirito Santo mit 4,29 %, São Paulo mit 4,25 %, Para mit 3,75 %, Matto Grosso mit 3,68 %, Amazonas mit 3,66 %, das Acre-Territorium mit 3,44 %, Parana mit 3,37 %, Goyaz mit 2,85 %, Rio Grande do Sul mit 2,94 %, Santa Catharina mit 2,72 % der Bevölkerungszunahme erscheinen als die sich schnell füllenden Räume mit einem Wachstum, das größer ist als das Mittel 2,49 % für Gesamtbrasilien. Es sind die relativ leeren Räume, die nach Einwanderern dürsten. Als ein Gebiet starken Wachstums schließt sich naturgemäß auch der Bundesdistrikt an, wo der Hauptstrom der Einwanderung das Land erreicht und wo, wie an der entsprechenden Einwan-

derungspforte der Vereinigten Staaten, in New York, ein wesentlicher Prozentsatz der Einwandernden zurückbleibt, mit 2,6%. Dagegen ist das Wachstum in den übrigen Staaten ein wesentlich geringeres — Rio Grande do Norte 2,44%, Piauhy 2,42%, Maranhão 2,3%, Alagôas 2,23%, Pernambuco 2,19%, Minas Geraes 2,01%, Ceara 1,95%, Bahia 1,9%, Sergipe 1,83%, Rio de Janeiro 1,81%, Parahyba 1,81% — weil sie in geringerem Grade Hochgebiete der Wanderbewegung sind. Sapper hat auf Grund der Berechnung der Zeitspanne 1908—1920 eine wesentlich größere mittlere Bevölkerungszunahme von 3,4% für Gesamtbrasilien gefunden und daraufhin Brasilien zu den Ländern mit stärkstem Wachstum gestellt. Im Vergleich der längeren und kürzeren Periode kündet sich damit die Tendenz zunehmenden starken Wachstums an.

Dieses intensive Wachstum geht vornehmlich auf die starke Einwanderung zurück. Diese bedingt eine stets sich erneuernde Unausgeglichenheit in der ethnographischen Struktur Brasiliens. Alle Hauptrassen der Erde, Vertreter der wichtigsten Sprach-, Kulturgemeinschaften und Nationen finden sich im brasilianischen Staatsraum. Schon seit geraumer Zeit hat Brasilien die Beachtung der Japaner als Wanderziel gefunden, die sich in der jüngsten Periode nur verstärkt hat. Von diesem Völkergemenge den Weg zu einer organischen Volkssynthese zu suchen, hat sich damit als Aufgabe Brasiliens ergeben: die neuen Komponenten unter sich auszugleichen und sie mit dem alten, schon an sich recht verschiedenartigen kolonialen Grundstock zu verbinden. Die Aufsaugung der indianischen Elemente ist zum guten Teil vollendet. Nur im Norden und Westen leben noch anthropologisch reine und von der modernen Kultur noch z. T. unberührte Indianer in beträchtlicher, in Bahia, Espirito Santo und Parana in geringer Zahl. Doch immer energischer und geschickter arbeitet

das brasilianische Indianeramt an der Einbeziehung dieser Überbleibsel aus der Indianerzeit in den modern-brasilianischen Kulturbereich. Neben der uralten Mischung der Weißen mit den Indianern, die im Westen, Norden und Nordosten herrschende Mischlingsform geschaffen hat, finden zwei große Prozesse ihren Ablauf, die auch nicht mehr als unlösbare Probleme bezeichnet werden können: die Aufsaugung der Neger und die nationale Umwertung der Angehörigen fremder Völker und Nationen zur brasilianischen Nation. Wenn nicht alle Beobachtungstatsachen täuschen, geht die Aufsaugung der Neger ebenso allmählich wie sicher vor sich. Von dem Bestehen oder der künftigen Ausbildung einer Colourline kann für Brasilien keine Rede sein. Eine Menschengemeinschaft, in der dunkle Mischlinge in nahezu allen sozialen Schichten auftreten, kennt eine solche natürlich nicht. Man betrachtet die Neger- und Mulattenmasse als keinerlei Gefahr und als kein besonderes beachtliches Fremdlingselement, zumal im Laufe der Zeit eine sehr starke Entnegerung Brasiliens eingetreten ist und die anthropologische Entwicklung weiter bestimmen wird. Denn bei der starken Einwanderung der Weißen (1908—1812 im Jahr 100000, später in einzelnen Jahren beträchtlicher, z. B. 1913 192000) und dem großen natürlichen Wachstum der weißen Bevölkerung (1,21%), die weit bedeutender ist als die der Mulatten (0,93%), Indios (0,34%) und Schwarzen (—0,62%), deren geringe Zunahme sich besonders aus der großen Sterblichkeit der beiden letzten Gruppen erklärt, ist der Zeitpunkt der vollendeten Aufsaugung fast voraus zu berechnen. Es liegt so heute, das zeigt die Statistik ebensogut wie jede Beobachtung, im Lande kein Grund vor, an die böse Prophezeiung Lapouges zu glauben: „Le Brésil constituera sans doute d'ici d'un siècle un immense état nègre, à moins qu'il ne retourne, c'est probable à la barbarie...“ oder zu der Ansicht zu neigen, daß auch nur eine

stärkere Spaltung zwischen Schwarz und Weiß in der Zukunft eintreten werde, die eine Disharmonie im ethnographischen Staatsgefüge zur Folge hätte. Brasilien ist heute seiner Rassenstruktur nach eine Mischform, in deren Weiterentwicklung aber allmählich die weiße Rasse in einer besonderen Spielart siegen wird. Ergebnis wird eine „metamorphe" Rasse sein, vergleichbar der brünettweißen Abteilung der weißen Rasse in der Alten Welt. Freilich ist die heutige brasilianische Menschheit noch recht weit von einem derartigen rassialen Ausgleich und der Neubildung einer Mischrasse entfernt. In bunter Mengung lagern besonders in dem Ostsaum die Bevölkerungselemente nebeneinander, wenn auch hier gerade streckenweise das reinste Weiß der europäischen Einwanderer neben dem dunkelsten Negerschwarz anzutreffen ist. Immerhin ordnet sich hier die Menschenfarbe recht getreulich den Klimazonen unter. Die Neger- und Mulattenbevölkerung beschränkt sich im allgemeinen auf den Abschnitt von São Paulo bis zum Nordosten mit dem Höchstausmaß der Häufigkeit in Bahia. In den Südstaaten besonders mehrt sich das Reinweiß, während im Nordosten die indianische Komponente schon sehr stark bemerkbar ist. Recht auffällig wirkt die letzte im Norden und im Westen. Das sind aber nur abstrakte, ordnende Züge, die kaum eine Vorstellung zu geben vermögen von dem Wirrwarr rassialer Mengung im einzelnen.

Weniger eindeutig ist die Frage nach der Entnationalisierung der europäischen Einwanderer und ihrer kulturlichen Angleichung zu beantworten. Im ganzen hat ja kein überstarkes nationales Bewußtsein der Einwanderer diese Frage besonders kompliziert. Soweit es vorhanden war, sind die Einwanderer Angehörige fremder Staaten geblieben. 1920 wurden 1,56 Millionen Ausländer gezählt, die also 5% der Gesamtbevölkerung ausmachten. Die meisten der Einwanderer standen weniger unter dem Zwange nationaler als unter dem volksmäßiger Bindungen. Sie haben einen starken inneren Zusammenhalt auch im fremden Land ermöglicht, soweit die Kolonisationsgebiete geschlossen geblieben sind. So lebt ein kaum von der brasilianischen Kultur angetastetes Deutschtum in Südbrasilien und fast noch isolierter vom Brasilianertum auch im Urwald von Espirito Santos. Hier scheidet man auch schroff zwischen Weiß und Schwarz, und die Indianer Espirito Santos sind für die Deutschen die „Wilden". Ähnliche Sonderung und Zusammenschluß in sich gilt für das Italienertum. Selbst die Portugiesen bilden da, wo sie in größerer Menge wohnen, Kolonien aus, die sich von allen übrigen abheben. Das entscheidende Hinschwinden des Nationalgefühls stellt sich bei den einzelnen Individuen jedesmal mit der ehelichen Verbindung mit Brasilianern ein. Hinsichtlich solcher Bindungen zwischen Fremden und Brasilianern stehen die Italiener an erster, die Portugiesen an zweiter, die Deutschen an dritter und die Spanier an vierter Stelle. Gegenüber den Inseln geschlossenen Volkstums arbeitet dagegen die brasilianische Sprachflut nur sehr langsam. Ja, ein Großteil der Deutschen beherrscht noch nicht einmal die brasilianische Staatssprache und bringt sich damit selbst um die Gunst der Verhandlungsmöglichkeit mit den Behörden und des Einflusses auf das staatliche Leben. Umgekehrt hat der Staat keine ernstlich durchgreifende Sprachpolitik getrieben und lange Zeit den Unterricht in der Staatssprache nicht als das beste nationale Erziehungsmittel erachtet. Auch das vorübergehende Aufwallen während des Krieges hat diese Unterlassungssünde vorerst deswegen nicht gutzumachen verstanden, weil alles Schulwesen abseits von den Städten noch sehr im Argen liegt.

Stellen so auch die einzelnen volksmäßigen Gemeinschaften verhältnismäßig harmlose Sondergebilde innerhalb des Staates dar, so entbehrt doch Brasilien in hohem Grade der Sprach-

Verbindung gefunden. Und auch jene ältere, in der Kolonialzeit ausgebildete Kultur hebt sich noch schroff genug in der Formung und Intensität von der modernen Kultur ab, geschweige denn, daß man schon, trotz der vielfältigen Übernahme moderner Kulturgüter, von einem organischen Verwachsensein beider reden könnte.

Diese kulturgeographische Unausgeglichenheit, die für den Staat eines der am schwierigsten zu lösenden Probleme darstellt, wurzelt tief in der gar ungleichmäßigen Raumbewältigung, in der ebenso unausgeglichenen wie unvollkommenen Verkehrsstruktur. Weit mehr als jeder andere Grundzug im Kulturlandschaftsbilde lehrt eine die Leistungsfähigkeit der Wege wertende Verkehrskarte die inneren, vielfach physischgeographisch bedingten Grenzen Brasiliens kennen. Bei solcher Überschau zerfällt Brasilien in zwei große Eisenbahnprovinzen von allerdings ungleicher Bahndichte. Wieder fällt mit dem neuen Kernraum des mittleren Ostens die wichtigste dieser Provinzen zusammen. Sie umfaßt in der Hauptsache die Staaten Rio de Janeiro, São Paulo und das südliche und auch mittlere Minas Geraes. Von den Hauptorten der beiden ersten Räume gehen lange Bahnradien ins Innere bis zum São Francisco, zum oberen Parana und Paraguay. Dazwischen laufen in der stärker besiedelten östlichen Hälfte zahlreiche Querstrecken. Auch Straßen und andere Fahrwege bilden in São Paulo und in Minas Geraes in den von Natur günstigeren Landschaften, weniger in Rio de Janeiro, ein schon wohl ausgebildetes Zubringernetz. Viel stärker lockert sich die Verkehrsstruktur im Westen Mittelbrasiliens und in den übrigen Staaten des Ostsaums auf. Nur der küstennahe Nordosten und Teile des Südens machen davon eine Ausnahme. An einem von São Paulo nach Süden vorstoßenden Bahnstrang, der sein Ende erst jenseits der brasilianischen Grenze nach der Durchquerung von Uruguay an der La Plata-Mündung findet, hängt

das dünnmaschige Eisenbahnnetz der Südstaaten. Im allgemeinen sind dort von dem meridionalen Hauptstrang aus die Querverbindungen nach den Küstenorten geschaffen worden. Zwischen dieser größten Eisenbahnprovinz des mittleren Ostens mit ihren peripherischen Gebieten im Westen und im Süden einerseits und der zweiten weniger bedeutenden Provinz der Nordoststaaten andererseits klafft eine merkwürdige weite Lücke in dem Küstenstaat Espirito Santo und im südlichen Bahia, die der Hemmungszone des hier noch wenig berührten Küstenwaldes entspricht. Auch die Nordostprovinz selbst zerfällt heute noch in zwei Teile, deren Verbindung aber wohl bald bevorsteht. Lediglich eine Stichbahn von der Küste aus und eine Umgehungsbahn an der Wasserfallstrecke des Madeira machen die Bahnlinien in dem übrigen weiten Raum Brasiliens aus. Allerdings ersetzt ja in Amazonien das Netz der Flußwege die Bahnen, wobei freilich bald an den sich aufbäumenden Landflächen die Wasserfallgrenze jedem leistungsfähigeren Verkehr ein nur auf Umwegen zu überwindendes Hemmnis setzt. Ähnlich wie der Amazonas mit seinen Tributären schließt den mittleren Westen der Paraguay auf. Kunststraßen erschließen in diesen Außenräumen die dazwischenliegenden Landflächen nur in geringem Grade. Nur Saumpfade durchziehen auch heute noch große Teile des Küstenwaldgebirges; und das Waldland des Nordens behilft sich mit noch sehr viel primitiveren Pfaden.

So ermangelt Brasilien in den weitesten Räumen noch des inneren Verkehrszusammenschlusses. Noch längst nicht hat der Verkehr, der wie in jedem Neuland so auch in Brasilien als der eigentliche Pionier der Siedlung und der Wirtschaft zu betrachten ist, seine raumbewältigende Aufgabe auch nur halbwegs erfüllt. Innerhalb des Staates fehlen vielfach im kleinen, aber ganz besonders auch im großen die Verbindungen. Auf dem Landwege ist das Amazonasgebiet von Mit-

Mittelbrasilien, besonders in São Paulo, eine gewisse Rolle. Matte und Kautschuk sind ferner die vornehmsten Produkte der brasilianischen Waldwirtschaft; und eine Zeitlang wollte es scheinen, als ob Brasilien das Kautschukland schlechthin würde. Doch genau so wie der Zucker der übrigen Kolonialländer den brasilianischen Zucker vom Weltmarkt verdrängt hat, so hat auch der Plantagenkautschuk vornehmlich der südostasiatischen Gebiete den Sieg über den in roher Okkupationswirtschaft gewonnenen Wildkautschuk davongetragen. Seit der Einführung des Großviehs war auf den weiten Savannengebieten die Entwicklung einer rentablen Viehzucht möglich, die auf den riesigen Räumen Innerbrasiliens die herrschende Wirtschaftsform geworden ist. In den Südstaaten hat sich daneben der mehr europäische Ackerbau entwickelt. Dazu kommt der Bergbau, der zunächst aus der Gold- und Diamantensuche entstanden ist und heute vor der Hebung gewaltiger Mangan- und Eisenerzschätze steht. Auch die Industrie in vielfältiger Gestaltung hat sich in einzelnen Landesteilen schon kräftig entwickelt, während sie in anderen erst in den allerersten Anfängen steckt. So erscheint das Wirtschaftsbild bunt und reich seiner Art nach. Einer wertenden Analyse gegenüber vermag sich aber die Einförmigkeit und gefahrvolle Einseitigkeit nicht lange zu verschleiern. Brasilien als Exportstaat basiert in allererster Linie auf seiner Plantagen- und Ackerbaukultur überhaupt. Etwa 80 % der Ausfuhr entfielen 1923 auf Agrikulturprodukte, während nur ungefähr 10 % auf Viehzuchtsprodukte kamen. Unter den ersteren macht aber der Kaffee entschieden den größten Teil des Exports aus. 1923 betrug der Anteil des Kaffees an der Gesamtausfuhr fast 66 %. Viel wichtiger für die brasilianische Wirtschaftslage ist aber die Entwicklung der Stellung Brasiliens unter den Kaffenproduzenten der Welt. In dem Jahrfünft von 1905/06 bis 1910/11 betrug die brasilianische Kaffeeproduktion über drei Viertel,

zweimal sogar 81 % und 86 % der Weltproduktion. 1922 steuerte dagegen Brasilien nur 67,6 % zur Welternte bei. Brasilien beginnt, obwohl seine Kaffeeproduktion an sich noch sehr groß ist, seine dominierende Stellung in der Weltkaffeeerzeugung allmählich einzubüßen und damit die Möglichkeit der Preisbildung zu verlieren. Diese Sorge um das schwindende Monopol scheint nicht von sehr weitblickenden Gesichtspunkten getragen zu werden, denn die allgemein angestrebte Hochhaltung des Preises, um die sich vor allem das Kaffeeverteidigungsinstitut São Paulos bemüht, hat besonders in den anderen Kaffeebauländern, namentlich in Kolumbien, Venezuela und in Mittelamerika, die Vergrößerung der Kaffeeplantagen als rentabel erscheinen lassen und erzieht damit geradezu für Brasilien die Konkurrenten.

Hier zeigt der brasilianische Wirtschaftskörper eine sehr schwache Stelle, die die künftige Entwicklung zu kräftigen hat, wenn das Land nicht vor eine sehr ernste Wirtschaftskrise gestellt werden soll, über deren Ausgang man vollkommen ungewiß sein müßte. Die Gefahr, die die monokulturartige Entfaltung des Zuckerrohranbaus dem brasilanischen Wirtschaftskörper gebracht hat, kann unter den ganz ähnlichen Bedingungen dem heutigen Kaffeelande Brasilien leicht noch einmal erstehen. Es ist dann nicht abzusehen, ob so leichterdings ein neues Wirtschaftsprodukt die Geltung, die der Kaffee innerhalb der Wirtschaftsstruktur hat, zu erringen vermag. Nur die Entwicklung zu einer in einzelnen Landesteilen (besonders in São Paulo) tatsächlich schon vorhandenen, aber noch viel ausgedehnteren Polykultur kann dieser großen Gefahr begegnen. Die mögliche Wirtschaftsbreite des Landes ist riesengroß. Von einer ausgreifenden rationellen Auswertung der natürlichen Reichtümer des Landes und ihrer Produktionsmöglichkeiten kann aber noch keine Rede sein. Etwa ein Fünftel Brasiliens dürfte unbebaubar sein. Von den weiteren

vier Fünfteln, die sich für Bodenkultur eignen, wird nur ein Viertel bebaut. Dieses eine Fünftel Kulturraum beschränkt sich, wie eine Anbaukarte klar zu zeigen vermag, auf den östlichen küstennahen Saum; am breitesten greift hier das geschlossene Kulturland in São Paulo weiter nach dem Inneren ein. Auch Minas Geraes ist bis tief hinein verhältnismäßig gut angebaut. Der fernere Westen und auch das trockenere Innere von Nordostbrasilien sind nur oasenhaft angebaut; Kulturland verteilt sich hier in spärlicher Streu, eingelagert den riesigen Weidegebieten. Im Norden säumen wiederum nur Plantagenoasen den Amazonas. Große Räume sind besonders hier der genügsamen Eingeborenenwirtschaft vorenthalten, die in einem scharfen Kontrast zu der regen Produktionswirtschaft der von dem Verkehr aufgeschlossenen Gebiete steht.

So trägt auch Brasilien als Wirtschaftskörper alle Symptome eines jungen, noch recht unentwickelten Staatsorganismus an sich. Der Staatsraum ist auch in dieser Perspektive mehr Prätension als Wirklichkeit. Es fehlt in den weitesten Teilen die Entwicklung des Bodens zu einem rationell bewirtschafteten Raum. Um das Kulturaltland des Ostsaums, der kaum ein Viertel des Staatsraums ausmacht, legen sich riesige Entwicklungsräume herum, die zur Genüge Entwicklungsbedingungen bergen und in ihrem Zusammenschluß bei der Ausdehnung des Staates von den inneren Tropen bis nach den Subtropen sich zu ergänzen und zu einem recht harmonischen Ganzen zusammenzufügen vermöchten. Zu solcher Entwicklung fehlt nur der Mensch. So sind die Räume zunächst noch menschenarm, zuweilen noch menschenleer. Als solche erfüllen sie einstweilen in gewissem Sinne die Funktion als peripherische Schutzorgane. Sie liegen fern vom Brennpunkt des politischen Interesses. Doch in einem Zeitalter der wirtschaftlichen Durchdringung der Erde werden sie auf die Dauer nicht in einer solchen Lage verharren. Und tatsäch-



Fig. 7. Politischgeographische Struktur

lich scheint ihre Ruhe schon gestört. Darum bedürfen sie dringend der Entwicklung, zunächst der engeren Verbindung mit den Kernlandschaften, wenn aus den Schutzzonen von gestern und heute nicht Gefahrzonen von morgen werden sollen. Denn wenn Brasilien nicht Menschen und Kapital zu ihrer Entwicklung aufzubringen vermag, werden an Menschen reichere und an Kapital kräftigere Mächte den Anspruch des politisch Überlegeneren darauf geltend machen. Vornehmlich ist in solcher Weise Amazonien gefährdet, das heute noch die Stellung einer wenig entwickelten Kolonie innerhalb des brasilianischen Staatenverbandes einnimmt. Bedroht erscheint Amazonien namentlich durch eine nordamerikanische Wirtschaftsinvasion; sicher wird auch darum als Gegengewicht die japanische Kolonisation in Amazonien von Brasilien begrüßt.

So zerfällt Brasilien sehr deutlich seiner gesamten politischgeographischen Struktur (Fig. 7) nach in mehrere, ihrem ganzen Wesen nach noch ziemlich scharf voneinander zu scheidende Teile, die verschiedene Funktionen innerhalb des politischen Staatskörpers ausüben. Im Nordosten und mittleren Osten lagern zwei Kernräume nebeneinander, die aber bis heute noch nicht genügend miteinander verbunden sind, sich am ehesten noch in einer inneren Zone, am São Francisco, die Hand reichen. Der südliche hat den nördlicheren in seiner politischen Geltung abgelöst. Eine gewisse Rivalität zwischen den Nordoststaaten und den Mittelstaaten hat sich bis heute vererbt. Alles Land, was sich um diese verhältnismäßig kleinen Kernräume herumlegt, ist im Grunde peripherisches Gebiet; doch sind es Regionen, die sich in einem recht verschiedenen Entwicklungsstadium befinden. Am weitesten ist ein Kulturlandschaftsausgleich mit dem mittelbrasilianischen Kernraum in den Südstaaten gefunden worden, so daß sie mit gewissem Recht als der südliche Flügel des

Kernraums zu betrachten sind. Innerbrasilien ist ein zur Zeit nur extensiv entwickelter, aber künftiger, auf intensivere Ausgestaltung harrender Entwicklungsraum, der vom Osten und vom Nordosten aus seine Entwicklungsanstöße zu erwarten hat. Dieser Entwicklungsbasis, wie auch jeder andern weit entrückt ist der brasilianische Norden, der nur linien-, zum Teil nur punkthaft gegenüber der sonst mehr schon flächenhaften Inbesitznahme der übrigen Entwicklungsräume aufgeschlossen erscheint. Es ist unstreitig das unentwickeltste und zugleich am schwersten zu entwickelnde Gebiet Brasiliens. So mutet Brasilien heute noch wie ein unbeholfener, ungefüger Staatskörper an, wie ein junger Riese, der seine Glieder längst noch nicht völlig in der Gewalt, hat und der sich seiner Kraft erst ganz bewußt werden muß, um sie voll ausnützen zu können. In diesem Körper lebt aber ein sich mannigfaltig regender Staatswille, der freilich bei der vielfältigen Natur des Landes sich nicht immer in der gleichen Richtung äußert. Es ist verständlich, daß bei einer solch polygenen Staatsstruktur die politischen Ziele oft genug im Regionalen und nicht im Wohl des Staatsganzen gesehen werden. Wie sollen Staaten von so grundverschiedener Struktur und Entwicklungshöhe wie Amazonas und São Paulo einander verstehen? Aber die Schwierigkeiten in der Hinsicht beginnen schon auf viel kürzere Entfernung. „Wer die Grenze eines Bundesstaates überschreitet und in einen anderen eintritt, fühlt sich gewissermaßen in einem fremden Lande. Verschieden ist die Rechtspflege, verschieden sind die Verwaltungsgrundsätze, verschieden ist die Handhabung des Unterrichts selbst in den untersten Schulklassen! Verschieden ist sogar die Art, die Geschichte Brasiliens anzusehen durch die Brille der einzelstaatlichen Geschichte, welche der des Gesamtlandes vorangestellt wird! Verschieden sind die Interessen jedes kleinen Völkchens, das von dem Reste seiner Brüder

durch fiskalische Barrieren abgetrennt ist, derart, daß jeder sich durch den anderen bekriegt fühlt, gerade als ob diese feindliche „Ausländer“ wären. Gemeinsam ist eigentlich nur die Sprache, und selbst diese ist in Dialekte aufgesplittert, welche die einzelstaatlichen Literaten — um Lokalpatriotismus zu zeigen, peinlichst in ihren Büchern festhalten. Es ist keine Phantasie einer pessimistischen Leier, auszusprechen, daß es schon brasilianische Länder gibt, in denen ein Teil der Bevölkerung Brasilien hinter ihre Geburtsprovinz zurücktreten läßt. Das ist der Anfang vom Ende. Jedesmal, wenn irgendeiner sich zunächst als Paulistaner oder Bahianer oder Paraenser betrachtet und sich erst in zweiter Linie als Brasilianer fühlt, kann man auch die Gewißheit haben, daß der Betreffende keinerlei Gemütsbewegung an den Tag legen wird, wenn ein zweiter auftritt, der sein Land vom übrigen brasilianischen Körper abtrennen will, um ein Natiönchen für sich allein zu gründen“, so schreibt, das schwerste innere Leiden des brasilianischen Staatskörpers diagnosierend, der brasilianische Professor der Geologie und Mineralogie und Politiker Everardo Backheuser. Er trifft wohl ins Schwarze damit. Wenn auch die Selbständigkeitsbestrebungen der einzelnen Staaten nicht sehr ernst genommen werden wollen, weil die Einzelstaaten, die am weitesten von den Kernräumen entfernt sind, zu schwach sind, als daß ihnen die eigene Staatsklugheit eine definitive Absonderung erlaubte, und weil die großen und volkreichen Staaten dagegen zu eng mit den anderen verknüpft sind, als daß sie bei ihnen von besonderem Vorteil wäre, so hat sich doch die brasilianische Geschichte — mit Backheusers weiteren Worten ausgedrückt — „in einer fortwährenden Schwingungskurve zwischen Zentralisationsbestrebungen und Neigungen zur Dezentralisation mit größerem oder geringerem Föderativsystem“ bewegt. Historisch gefaßt, gab sicherlich die Einteilung in Kapitanien, die

etwa Statthalterschaften entsprachen, zur Zeit der portugiesischen Kolonialherrschaft den Anstoß dazu, denn auf diesen Kapitanien basieren zum guten Teil die heutigen Staaten, wenn diese sich nicht in später erschlossenen Räumen entwickelt haben. In den Kapitanien ist der Keim zu allem späteren Separatismus zu sehen; denn diese Kapitanien gruppierten sich verwaltungsmäßig um ein fernes Zentrum, Lissabon, und bewahrten gegenüber diesem freilich infolge ihrer Überseelage eine gewisse Unabhängigkeit, die aber nicht zum Zusammenschluß untereinander führte. Sie kannten sich eigentlich gegenseitig gar nicht, genau so wie eine ganze Anzahl brasilianischer Staaten heute einander fremd sind. Während der Periode des Kaiserreichs kam der Unitarismus zum Durchbruch. Die Governes geraes, die Provinzen des Kaiserreichs, lagen jetzt um ein brasilianisches Zentrum, um Rio de Janeiro, das damals auch noch einigermaßen die Mitte innerhalb des vornehmsten staatlichen Lebensraums einnahm. Das Ende des Kaiserreichs brachte die weitgehende Dezentralisation innerhalb des Föderativsystems, den brasilianischen Staatenbund mit den vielen konkurrierenden Sonderinteressen der einzelnen Staaten, mit den Grenzstreitigkeiten zwischen ihnen, mit dem ständigen Kampf um eine erhöhte Unabhängigkeit gegenüber der Bundesregierung. Das hat das Milieu geschaffen für die Aufstandsbewegungen, die hier und da im Laufe der letzten Jahrzehnte aufgeflackert sind. Meist handelt es sich dabei um die Interessen einzelner Führer oder Gruppen. Aber das Milieu bietet die Ansatzpunkte zur Bewegung der Massen; aus ihm heraus läßt sich auch nur verstehen, warum „in der Föderalkammer die Abgeordneten der Einzelstaaten sich gegenseitig die Zähne zeigen, sobald die Parlamentsdebatte einen dieser divergenten Punkte im Leben der Einzelstaaten berührt“ (Backheuser). So lagert eine politische Atmosphäre der Unruhe, einer gewissen politischen

Unsicherheit über dem Lande, die im Laufe der letzten Zeit zu politischen Erregungen und Ausbrüchen mannigfacher Art geführt hat und auch nicht weichen wird, bis sich die politische Struktur aus sich heraus einschneidend geändert hat. Denn der Grund liegt trotz seiner klaren historisch-genetischen Ausdrucksform wesentlich tiefer. Er ist in der skizzierten, unausgeglichenen politischgeographischen Gesamtstruktur zu suchen. Geboren ist dieses „politische Konglomerat Brasilien" aus der Vielheit der kleinen Lebensräume, die sich zunächst in Isolierung, bald in Konkurrenz und im Kampfe miteinander entwickelt haben. Erst ganz allmählich sind diese Räume aus ihrer Isolierung, bei der viel Waldwirkung, in anderen Fällen einfache Lagewirkung zu erkennen ist, zu den heutigen Kernräumen zusammengewachsen. Andere liegen fast heute noch so isoliert wie einst. Auf jeden Fall haben sich Lebensregungen von einst, die auf eine gewisse Trennung eingestellt sind, bis zum heutigen Tage erhalten. Die Heilung von diesem Zustand liegt unzweifelhaft auf dem Wege des Ausgleichs innerhalb der heute wenig homogenen politischgeographischen Struktur. Ein Zusammenwachsen der zum Teil noch scharf getrennten Einzelräume wird ganz von selbst den brasilianischen Gemeinschaftsgedanken verbreiten, der an sich ja in weiten Kreisen als brennender und glühender Patriotismus vorhanden ist.

Damit entsteht die Frage, ob ein solcher Ausgleich, der in der starken Ausbreitung einer höher entwickelten Kulturlandschaft zu sehen ist und im ganzen auf der Füllung der Räume mit Menschen beruht, in kurzer Zeit vor sich gehen kann, ja, ob er überhaupt möglich ist. Die erste Frage ist bestimmt mit „Nein" zu beantworten. Zwar geht die Kolonisation in einigen Landesteilen sehr rege vor sich, aber zu unermeßlich besonders im Inneren Mittelbrasiliens sind die Flächen, als daß sie in kürzerer Zeit wesentlich dichter besiedelt werden

könnten, als die dort schon in den Bereich der Siedlung gezogenen Zonen heute besiedelt sind. Aber auch die Frage nach dem endgültigen Erfolge ist nicht mit absoluter Bestimmtheit zu beantworten. Es ist im Grunde eine Frage der Akklimatisation; denn es handelt sich im wesentlichen um die Besiedlung des innertropischen Amazonasgebiets und seiner Randzonen. Soweit unsere heutigen Erfahrungen ausreichen, kommt die hellweiße Rasse zur Urbarmachung Amazoniens nicht in Frage. Ihre Äquatorialgrenze ist in Breite des nördlichen Espirito Santo, vielleicht auch des südlichen Bahia zu suchen. Etwas weniger unter der klimatischen Erschlaffung würde wohl der Landarbeiter aus dem Mittelmeergebiet leiden, könnte aber wohl auch nicht mit einem vollen Erfolge eingesetzt werden. Nur bei den durch allmähliche Mischung mit brasilianischem Tropenblut gezüchteten Tropenmenschen wird man eines solchen sicher sein können. So sind zur Zeit der Kautschukhochkonjunktur vornehmlich Leute aus dem äquatornahen Ceara zur Arbeit nach Amazonien gewandert. Die Schau in die Zukunft könnte sich einen solchen Prozeß nur vorstellen als ein langsames Anpassen der brasilianischen Menschheit an immer äquatornähere Klimate, als einen Anpassungsprozeß der Massen, den Einzelindividuen in nicht geringer Zahl schon vorgenommen haben. Zuwanderung aus anderen Tropenländern und von Menschen mit Beimengungen von Tropenblut könnte ihn beschleunigen.

Erst dann, nach der Füllung der fast leeren Räume, könnte man in Brasilien einen machtvollen kontinentalen Staat sehen, dessen gewaltige Größe mit allen staatlichen Gebilden der Erde zu konkurrieren verstünde. Sicher ist, daß Brasilien noch sehr viele Millionen Menschen aufzunehmen vermag unter Voraussetzung der gelingenden Akklimatisation. Wie hoch man diese Menschenmenge ansetzen darf, ist sehr schwer zu sagen. Wie schwer ist es doch, sich von den Wirkungen

eine Vorstellung zu machen, die sich mit der völligen Umwandlung tropischer Urlandschaft vollziehen müssen! Die Erschöpfung des Feuchtbodens in den immerfeuchten Tropen ist doch sehr viel größer als so schlechthin in Rechnung gesetzt wird, wenn man die mögliche Bevölkerungsmenge erkunden will, die der Tropengürtel der Erde zu tragen vermag. Darum ist aber auch schwer ein Urteil zu fällen über Berechnungen, wie sie Penck aufgestellt hat. Wenn Penck meint, Brasilien könne „nahezu 1200 Millionen" Menschen bergen, so erscheint uns das riesig hoch, ja, viel zu hoch gegriffen. Immerhin wird das eine gelten: „Die Tropen sind, wie namentlich auch Woeikof ausgesprochen hat, das Gebiet der großen Menschenanhäufungen der Zukunft, während es heute die gemäßigten Zonen sind" (Penck). So erscheint Brasilien als ein Raum kaum zu ahnender ferner Zukunftsentwicklung. Solche Perspektiven sind auch für die Beurteilung der näheren Zukunft keineswegs unwichtig. Zeigen sie uns doch ungleich klarer den Sinn der Entwicklung, als er aus einer einfachen Zustandsaufnahme zu erkennen wäre. Sie stellen das Brasilien der Gegenwart mitten hinein in die Entwicklungslinie, die aus der Vergangenheit in die Zukunft führt, und sie lassen diese Linie unter allen Umständen als eine relativ rasch ansteigende Kurve erscheinen. Eine solche Betrachtung lehrt aber auch, daß der Staat noch nicht übermäßig fern vom Anfange der Entwicklung steht; das erklärt seine starke Unausgeglichenheit. Es hat vor manchem anderen Staat einen großen Vorteil voraus, nämlich den der Jugend, und ihr, richtig genützt, gehört eben die Zukunft.

Freilich wird ein solches Brasilien einer nahen Zukunft auch ganz anders an dem Getriebe der Weltpolitik teilnehmen, sie bestimmen wollen und von ihr bestimmt werden, als das heute der Fall ist. Auch in der Richtung ist Brasilien gerade erst etwas reger mit der Staatengesellschaft der Erde in Fühlung getreten, ohne durch irgendwelche ernsteren Probleme dazu veranlaßt worden zu sein. Nur am Horizont steigen sie im Rahmen des großen lateinamerikanisch-vereinsstaatlichen Gegensatzes auf. Auch das wird anders werden. Mit der faktischen Erreichung seiner Binnengrenzen und mit seinen kräftigeren Überseewirkungen wachsen die Probleme. Denn mit der sich steigernden Geltung der Tropen verschieben sich die Zonen politischer Intensitäten auf der Erde; und schon sind die ersten Anzeichen einer solchen Verlagerung bei Brasilien zu erkennen. Etwa ein Jahrhundert nach seiner Mündigsprechung und der darauffolgenden Probezeit wechselvoller Entwicklung wird es vor die Aufgabe gestellt, seine Existenzberechtigung im Großgetriebe der Welt zu erweisen.

LITERATUR UND ANMERKUNGEN

Die vorliegende Studie hat meinen Aufsatz „Brasiliens Geopolitische Struktur", Zeitschrift für Geopolitik 1924 S. 90—100, den ich fast unmittelbar nach Abschluß meiner Brasilienreise schrieb, sehr wesentlich erweitert und auch in Einzelheiten berichtigt. Für die Gesamtanlage ist mir die Methode maßgebend, die ich in meinen Buche „Politische Geographie", Berlin 1925, entworfen habe.

Für Natur- wie für Wirtschaftsstruktur vgl. man meinen Beitrag „Südamerika" zu Heiderich-Sieger: Karl Andrees Geographie des Welthandels. Bd. II. Wien 1927. Dort findet sich eine Vegetations-, Wirtschafts- und Verkehrskarte von Südamerika.

Zum Kapitel über Grenzen: Recenseamento do Brasil (realisado em 1 de Setembro de 1920) herausgeg. vom Ministerio da Agricultura, Industria e Commercio, Directoria Geral de Estatistica, Vol. I. enthält historisch-geographische Karten für die Entwicklungsstadien 1549, 1763, 1823, 1889. Dort sind Hinweise auf die Verträge der Grenzfestsetzungen. — — Von brasilianischer Seite wird außerdem von Raja Gabaglia in einer umfangreichen Arbeit über „As fronteiras do Brasil", Rio de Janeiro 1916, gehandelt.

Zum Kapitel Bevölkerungs- und Besiedlungsstruktur: K. Sapper, Karte der mittleren jährlichen Bevölkerungszunahme der Erde. München und Berlin (Verlag Oldenbourg). — Eine jüngste Mitteilung (Pet. Mitt. 1927, S. 368,

nach Bol. Soc. Geogr. Madrid LXVII, 1927. S. 85 ff.) gibt die Bevölkerung Brasiliens für 1926 auf Grund der Berechnung der Kommission, die aus Anlaß der Hundertjahrfeier der Unabhängigkeitserklärung die Karte von Brasilien herausgegeben hat) zu 37,35 Millionen Menschen, die Volksdichte zu 4 an. Sowohl die Gesamtzahl wie die Bevölkerungszahlen einzelner Staaten überraschen durch merkwürdig hohe Werte. Besonders fällt daneben noch ein seltsamer Wandel in den Arealgrößen der einzelnen Staaten gegenüber den älteren Angaben auf. Ich habe mich darum nicht entschließen können, weder im Text noch auf dem Volksdichte-Kartogramm, diese neuen Zahlen zu übernehmen, sondern mich auf die Zählung vom 1. September 1920 bezogen. Sehr stark weichen ja die Arealgrößen der einzelnen Staaten nach den verschiedenen Ausmessungen voneinander ab.

Zum Kapitel über ethnographische Struktur: F. J. Oliveira Vianna, Evoluçao do povo brasileiro, São Paulo 1923. —— Ferner Diccionario Historico, Geographico e Ethnographico do Brasil. Rio de Janeiro 1922.

Zum Kapitel Kulturlandschaftsstruktur: vgl. meinen Aufsatz „Zur Geographie der Kulturlandschaft", v. Drygalski-Festschrift, München 1925, der brasilianische Beispiele bringt.

Zum Kapitel Verkehrsstruktur: A. Haushofer, Brasilianische Verkehrspolitik. Zeitschrift für Geopolitik 1925 I. S. 92. —— Derselbe, Brasilianische Wasserstraßen, ebenda II. S. 486.

Zum Kapitel politischgeographische Struktur: Everardo Backheuser, Das politische Konglomerat Brasilien. Zeitschrift für Geopolitik 1926 II. S. 625 —— Ferner Backheusers Buch „A Estructura Politica do Brasil. Notas Previas." Rio de Janeiro 1926.

Zur Schlußbetrachtung: A. Penck, Das Hauptproblem der physischen Anthropogeographie. Sitz.-Ber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. XXII. 1924. —— O. Maull, Die Umwertung des menschlichen Lebensraumes in naher und ferner Zukunft. Z. f. Geopolitik 1928, Heft 1.

Hermann Lautensach:

DIE MITTELMEERE ALS GEOPOLITISCHE KRAFTFELDER

Die großen Landmassen der Erde ordnen sich, wie ein Blick auf den Globus lehrt, in die Gestalt eines Sternes, der den Nordpol umgibt und drei gewaltige Strahlen südwärts entsendet. Unter 70° n. B. allenthalben das Nördliche Eismeer ablösend, bilden sie bis 60° einen fast geschlossenen zirkumpolaren Ring. Dann aber fliehen sie auseinander und keilen schließlich in den drei Endländern Südafrika, Australien und Südamerika unter 35°, 45° bzw. 55° s. Br. aus. 11800 km weit erstreckt sich Europa-Afrika vom Nordkap zum Nadelkap, 13300 km Asien-Australien von den Neusibirischen Inseln bis zum Tasmanischen Südkap, 15400 km gar Amerika von Kap Kolumbia bis Kap Hoorn. Die Sterngestalt offenbart den fundamentalen Grundzug in der Anordnung der Landmassen, die Nord-Süd-Ausdehnung, die von den trennenden Weltmeeren, ganz besonders dem Atlantischen Ozean, wiederholt wird. Über dieses Grundmotiv lagert sich jedoch ein zweites. Die Strahlen hängen mit dem Körper des Sternes nicht lückenlos zusammen, werden vielmehr in niederen Breiten von einer Bruchzone durchsetzt, die die Erde in Gestalt eines größten Kugelkreises umzieht. Dieser Bruchzone folgend, durchdringen die drei Mittelmeere — Europäisches Mittelmeer, Amerikanisches Mittelmeer mit Golf von Mexiko und Karaibischem Meer, Austral-asiatisches Mittelmeer — die Landmassen, sondern die drei Endländer ab und stellen eine mehr oder weniger vollständige Querverbindung der Weltmeere untereinander her.

Die in diesem Grundzug liegende hervorragende verkehrspolitische Bedeutung der Mittelmeere wird dadurch noch verstärkt, daß die Umgehung der Landmassen entlang den Küsten des Nördlichen Eismeeres praktisch ohne Bedeutung ist, und daß die großen Kultur- und Machtzentren der Erde bisher fast ausschließlich in den gemäßigten Breiten der nördlichen Halbkugel liegen, so daß für sie die Umschiffung der Südspitzen der Endländer einen ungeheuren Verlust an Zeit und Kraft bedeutet. Neben dieser fundamentalen Eigenschaft der Lage sind den drei Mittelmeeren noch andere Wesenszüge gemeinsam. Ein solcher ist vor allem die Tatsache, daß sie je in einen breiten Gürtel von Kettengebirgen eingebettet liegen, die hochaufragend, langgestreckt und häufig paßarm die Mittelmeere nach außen abschließen und ihren Räumen eine ausgesprochene Individualität verleihen. Solche Züge sind weiter der Reichtum an Halbinseln, Vorgebirgen und Inseln, das Vorherrschen stetiger, in sanfter Stärke den größten Teil des Jahres wehender Winde (Etesien, Passate oder Monsune), die zahlreichen Fundstellen von Erdöl in der näheren oder weiteren Umgebung (Baku, Grosnyi, Maikop, Rumänien, Mossul, Maidan-i-Naftun; Birma, Sumatra, Java, Borneo; Texas, Tampiko, Magdalenabecken, Golf von Maracaibo, Orinokomündung, Trinidad) und das Fehlen guter Kohle. Da die Mittelmeere in recht verschiedenen geographischen Breiten liegen, weichen sie in ihrem Klima, im natürlichen Pflanzenkleid und der landwirtschaftlichen Nutzungsmöglichkeit ihrer Umländer wesentlich voneinander ab. Trotzdem ist der Zwang der eben skizzierten Grundzüge so groß, daß der geschichtliche Ablauf der politischen Ereignisse und die derzeitige Verteilung der politischen Kräfte in ihnen eine auffällige Übereinstimmung aufweist.

Die meisten Naturwissenschaften besitzen als ein hervorragendes Hilfsmittel der induktiven Analyse ihres Tatsachenschatzes das Experiment. Der Geopolitik steht gleich der

Geographie und den übrigen chorologischen Wissenschaften das willkürlich angestellte Experiment nicht zur Verfügung. Wohl aber bietet sich dem Geopolitiker „das Experiment, das die Natur selbst macht, indem sie ähnliche Vorgänge unter wechselnden Bedingungen der Lage, des Raumes und anderer geographischer Umstände sich vollziehen läßt" (Ratzel). Er wertet diese von der Natur unwillkürlich angestellten Experimente durch die Vergleichung aus. Die drei Mittelmeere bieten eine selten günstige Gelegenheit, diesen Gesichtspunkt anzuwenden, und so darf diese Studie wohl als typisches Beispiel für die vergleichende Methode in der Geopolitik gelten. In dem Maße, wie die nachstehenden Ausführungen eine dreifache Koinzidenz von geographischer Wesenheit des Raumes und politischer Entwicklung nachweisen, ist der Schluß auf einen kausalen Zusammenhang gestattet, und entsprechend lassen sich die Verschiedenheiten der politischen Entwicklung in den drei Mittelmeerräumen, die jene gemeinsamen fundamentalen Hauptzüge mit individuellen Einzelzügen umkleiden, in gewissem Umfang als Wirkungen der sekundären Verschiedenheiten jener drei Räume begreifen.

Als geopolitische Kraftlinie möchte ich unter Anlehnung an J. Wütschke (Literaturverzeichnis Nr. 5) die räumliche Richtung einer politischen Machtentfaltung oder wenigstens eines politischen Machtbegehrens bezeichnen. Auf die gegen diesen Begriff in letzter Zeit erhobenen Bedenken ist in dem den „Bausteinen zur Geopolitik" gleichfalls einverleibten Aufsatz „Geopolitik und Schule" (S. 307 ff.) eingegangen. Eine Wachstumsspitze ist nach Ratzel (2) und März (9) ein von einer Macht in einen fremden Lebensraum hinein vorgetriebener politischer Stützpunkt. Die Wachstumsspitzen sind die Endpunkte geopolitischer Kraftlinien und unter Umständen die Ausgangspunkte eines neuen Kraftlinienbündels. Ein Erdraum, in dem die geopolitischen Kraftlinien eines Staates sich vereinigen oder ver-

zweigen und mit den Kraftlinien anderer Staaten sich kreuzen oder zusammenprallen, ist ein geopolitisches Kraftfeld.

Das älteste politische Bild, das sichere Geschichtsüberlieferung uns bietet, ist in den drei Mittelmeerräumen ein überraschend gleiches, obwohl keiner von ihnen im politischen Gesichtskreis des anderen lag. Am ausgeprägtesten sind die Züge dieses Bildes im Europäischen Mittelmeerraum. Denn dieser ist am kräftigsten durch Gebirge und Wüsten gegen die Nachbarländer abgeschlossen und besitzt nur einen einzigen, 15 km breiten natürlichen Auslaß zum Weltmeer. Hier machten es schon in grauer Vorzeit die Etesien dem noch seeungewohnten Schiffer leicht, sich im gebrechlichen Fahrzeug der See anzuvertrauen, um sich bei stets klarer Sicht von Insel zu Insel, von Vorgebirg zu Vorgebirg zu wagen, „bis er sich zu immer größerer und freierer Beherrschung der Elemente durcharbeitet, die leitende Küste verläßt, den umlaufenden Winterstürmen trotzt und so vom Küstenfahrer zum wahren Seemann wird" (Philippson, 12). Das erste Volk, dem wir eine Stützpunktpolitik nach unseren Begriffen zuerkennen müssen, sind die Phönizier. „Sie hatten alle günstigen Inseln, Halbinseln und Küstenpunkte ihrer Welt besetzt; es sollen deren allein im Mittelmeere über 300 gewesen sein" (März, 9). Ihre Kraftlinien liefen von der nordsyrischen Küste, den einzelnen Buchten des Mittelmeeres folgend, über See und endeten in Wachstumsspitzen, den „Kolonien". Ganz ähnliche Züge zeigt einige Jahrhunderte darauf die politische Expansion der Griechen sowie im Mittelalter die Machtausbreitung der Venezianer, Genuesen und Pisaner. Von den Römern abgesehen, schieden sich die im Mittelmeerraum auftretenden Völker bis in die Neuzeit hinein streng in Seevölker und Landvölker. Die geopolitischen Kraftlinien, die die letzteren entwickelten, paßten sich aufs engste den Küstenumrissen an. Ihre politischen Unternehmungen sind zu gewaltigen Umwegen gezwungen und benutzen die Meer- und Landengen zum Übergang. Das ist das Gemeinsame an den Zügen der Perser unter Xerxes, der Makedonier unter Alexander dem Großen, der Westgoten unter Alarich, der Araber unter den omajadischen Kalifen. Wie sich die überseeische Kolonisation der alten Griechen noch bis zum Weltkriegsende in der Verbreitung der Wohnsitze der Neugriechen ausgeprägt und infolgedessen zum Wiederaufleben der alten Kraftlinien in jüngster Vergangenheit geführt hat, so haben die Landunternehmungen der Araber zu einer scharfen, noch heute politisch wirksamen Scheidung im Mittelmeer geführt, insofern der Süden und Osten dem mohammedanischen Orient zugehört, den trotz der ungeheuren Schwächung der türkischen Stellung in den letzten 100 Jahren immer noch schwache, ja zur Zeit langsam sich wieder stärkende Kraftlinien aus der Türkei über Ägypten nach Marokko durchziehen. Eine dritte Erscheinung, die im Altertum eine nicht zu unterschätzende Bedeutung besaß und erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts zu einer vorwiegend historisch interessanten Arabeske im geopolitischen Bilde des Europäischen Mittelmeerraumes herabgesunken ist, stellt das Seeräuberunwesen dar. Es schöpfte seine Kraft aus der Häufigkeit buchtenreicher, Schlupfwinkel bietender Küsten angesichts eines wohlhabenden Gegengestades oder einer nahen, verkehrsbelebten Seestraße. Am meisten waren und sind die illyrische und die marokkanisch-algerische Küste berüchtigt. Noch heute gilt die Segelanweisung, von der Gibraltarenge aus entlang dem 36. Breitenkreis nach Osten zu fahren und die marokkanische Küste um Kap Tres Forcas zu meiden (Th. Fischer, 13).

Als Kolumbus zum ersten Male in den Amerikanischen Mittelmeerraum vorstieß, waren die Karaiben gerade dabei, vom Festlande Südamerikas aus, der Kette der Antillen folgend, Westindien zu erobern. In ihren mächtigen Einbäu-

men, den „Piraguas“, die eine Borderhöhung von 40 cm hohen, aufgenähten Planken trugen und 50—60 Mann Besatzung faßten, fuhren sie, vielleicht mit Hilfe von baumwollenen Segeln, von Insel zu Insel. Die Kleinen Antillen waren fest in ihrer Hand, sie hatten sich schon das Übergewicht auf Boriquen (Portoriko) verschafft, indem sie die Vorbewohner, die Aruak, schnell ausrotteten, auf Haïti hatten sie ein Reich mit aruakisch-karaibischer Mischbevölkerung gegründet; sie bedrängten die aruakischen Kaziken an der Nordküste dieser Insel und ließen schon ihr Kriegsgeschrei auf Kuba erschallen, da setzte die Entdeckung Amerikas ihrem weiteren Vordringen ein Ziel. Die Ostküste Nikaraguas beherbergte gleichzeitig ein gefürchtetes Seeräubervolk, die Misquito (nicht Mosquito), die ihre Züge bis nach Belize in Honduras, dem Golf von Darien und Jamaika ausdehnten. In Zentralamerika erfolgte die Ausbreitung von Kultur und vermutlich auch politischer Macht in der Vorentdeckerzeit, den Leitlinien des Landes entsprechend, von Nord- und Südamerika aus. Noch heute reichen die südamerikanischen Chibcha-Sprachen bis nach Honduras hinein, und die in Nordamerika wurzelnde Naua- (Azteken-) Kultur zieht sich auf der waldlosen und damit gangbaren pazifischen Seite bis nach Kostarika (W. Krickeberg in Buschan, Illustrierte Völkerkunde I. Band 1922, insbes. S. 277 ff.).

In Indonesien war der portugiesischen Eroberung die Ausbreitung einer malaiischen Völkerwelle unmittelbar vorhergegangen. Überall hatten die durch ihren Lebensraum ungemein seetüchtig gewordenen Malaien die Küsten und die unteren Flußläufe besetzt, und diese Welle war nur die letzte einer größeren Zahl. Durch sie war die Urbevölkerung ins unwegsame, nahrungsarme, gebirgige Innere der einzelnen Inseln verdrängt worden (H. Meyer, 30). Überall blühte auch hier das Seeräuberunwesen. Die Riasküste des südchinesischen Meeres, an der der vielbefahrene Seeweg von Singapur

über Hongkong nach Schanghai oder Nagasaki entlang zieht, wird noch heute durch chinesische Piraten unsicher gemacht.

Es ist ein Bild sehr unvollkommener politischer Entwicklung, das diese Parallele zwischen den drei Mittelmeerräumen in der Vorentdeckerzeit uns enthüllt. Den Küstenlinien oder den Inselketten folgend, sehen wir seefahrende Volksstämme erobernd sich durch jeden der Mittelmeerräume tasten; in dem einen bildet der Handel, in den beiden anderen Fischfang, Seeraub und Menschenjagd das Leitmotiv. Landvölker schmiegen sich in ihren Heerzügen und Wanderungen ebenso den Leitlinien der Verteilung von Meer und Festland an. Aber in keinem der bisher erwähnten Fälle ist es zu einer völligen politischen Beherrschung eines der Mittelmeergebiete gekommen. Die Eigenschaften des Gesamtraumes konnten bis dahin ihre Wirkung nur selten geltend machen, und die geschilderten primitiven politischen Züge finden sich unter analogen natürlichen Verhältnissen einzeln auch an anderen Stellen der Erde. Weder das Austral-asiatische noch das Amerikanische Mittelmeer ist aus eigener Kraft weiter gelangt. Nichts zeigt die überragende Bedeutung des Europäischen Mittelmeerraumes und der Völker vorwiegend weißer Rasse klarer als der ungeheure Vorsprung, den die staatliche Organisation der Römer vor den Völkern der anderen Mittelmeere hatte: Rom, der Mittelpunkt der Landschaft Latium, wurde dank seiner zentralen Lage das Haupt der Apenninenhalbinsel. Von dieser allein aus wurde die Beherrschung des östlichen wie des westlichen Mittelmeerbeckens möglich, nachdem der einzige in Betracht kommende Gegner, das ebenso beherrschend gelegene Karthago, in einem dreifachen Kampf auf Leben und Tod niedergerungen war. Das römische Weltreich deckte sich mit dem natürlichen Lebensraum des Europäischen Mittelmeeres und wurde durch

dieses selbst zusammengehalten. Es zerfiel, als es versuchte, über die Grenzen dieses Lebensraumes hinauszuwachsen.

Das Zeitalter der Entdeckungen, mit dem die weltpolitische Bedeutung der beiden anderen Mittelmeere anhebt, schaltete das Europäische als Objekt weltpolitischer Machtbetätigung zunächst fast gänzlich aus. Das jetzige geopolitische Kraftfeld des Europäischen Mittelmeerraumes bildet sich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich aus und gewinnt mit der Durchstechung des Sueskanals ungemein an Intensität. Durch diese erst wird die oben umrissene fundamentale Eigenschaft der Lage zur vollen Wirkung gebracht. Das Rote Meer und schließlich auch der Persische Golf werden in den Bereich dieses Kraftfeldes gezogen. Die Kraftlinienverteilung zeigt heute einen doppelten Grundzug (Fig. 8). Wir sehen einerseits europäische Festlandsvölker, die ans Mittelmeer grenzen, die Spanier, Franzosen und Italiener, nach dem afrikanischen Gegengestade quer hinübergreifen, und sehen andererseits eine Weltmacht, England, das Mittelmer in seiner vollen Länge von Gibraltar bis Aden durchstoßen (März, 9; Maull, 19; Rühl, 17; Jessen, 15). Den Anfang in dieser Entwicklung machte Frankreich. „Der Westeuropäer," sagt Réclus treffend, „der seinen Blick in der großen Welt erweitert hat, sieht in unserer Geschichte zwei entscheidende Tage, den einen des Unglücks, den anderen des Triumphes. Das nicht mehr gutzumachende Unglück ist nicht Pavia, Waterloo oder Sedan, es ist Quebec; bei dieser Stadt in den Ebenen von Abraham entriß man uns die Herrschaft über Amerika und vielleicht die Weltherrschaft am 13. September 1759! Der große Triumphtag aber, keiner der so tönenden und doch so unfruchtbaren Siege auf dem Schlachtfelde, an denen unsere Geschichte so reich ist, war nicht Marignan, nicht Rocroi, nicht Fontenay, Marengo, Austerlitz, Jena oder Wagram, sondern die Eroberung Algiers am 5. Juli 1830!" Meisterhaft haben es die Franzosen von diesem

Tage an verstanden, ihren Kolonialbesitz allen Schwierigkeiten zum Trotz über die gesamten Atlasländer auszudehnen. In schweren Kämpfen gegen die freiheitliebenden mohammedanischen Gebirgsbewohner unterwarfen sie Algerien, 1882 erklärten sie den Schutz über Tunesien, und schließlich machten sie sich im Laufe der drei Jahrzehnte dieses Jahrhunderts in einer mit Waffengewalt durchgeführten „pénétration pacifique", deren vorläufiges Ende die Niederwerfung Abd el Krims (1926) darstellt, zu Herren von Marokko. Um Marokko, den afrikanischen Eckpfeiler des Mittelmeerraumes, hatten sie gleichzeitig mit den europäischen Mächten hartnäckige diplomatische Kämpfe auszufechten (Verständigung mit England: 8. April 1904, mit Spanien: 3. Oktober 1904, Ringen mit Deutschland: Algecirasakte 7. April 1906, Marokkoabkommen 4. November 1911, Versailler Vertrag, Art. 141—146, 28. Juni 1919). Von dem mittelmeerischen Kriegshafen Toulon laufen heute die französischen Kraftlinien quer durch das Westbecken des Mittelmeeres nach Bizerta, dem stark befestigten Flottenstützpunkt in hervorragender Lage in der Nähe Karthagos, nach der jüngst befestigten Insel Dscherba unfern Tripolitanien, nach Algier und Oran. Sie werden durch die französischen Seekabellinien in charakteristischer Weise betont (Fig. 9).

Frankreichs koloniale Erfolge hatten das erst 1866 geeinte Italien ins Hintertreffen gebracht. Italien hatte sich 1878 den Erwerb der tunesischen Gegenküste, durch den ihm die Sperrung der nur 140 km breiten Straße von Sizilien leicht geworden wäre, entgehen lassen. Tunesien, in dem unter der weißen Bevölkerung die Italiener (wenigstens 90000) weit überwiegen, war nach den Worten Crispis eine von französischen Soldaten bewachte italienische Kolonie geworden. Da griff Italien in letzter Stunde zu und bemächtigte sich 1911 des wirtschaftlich ziemlich wertlosen, zuvor türkischen Gegengestades in Tripolitanien und Barka (Cyrenaica). Die Unterwerfung des

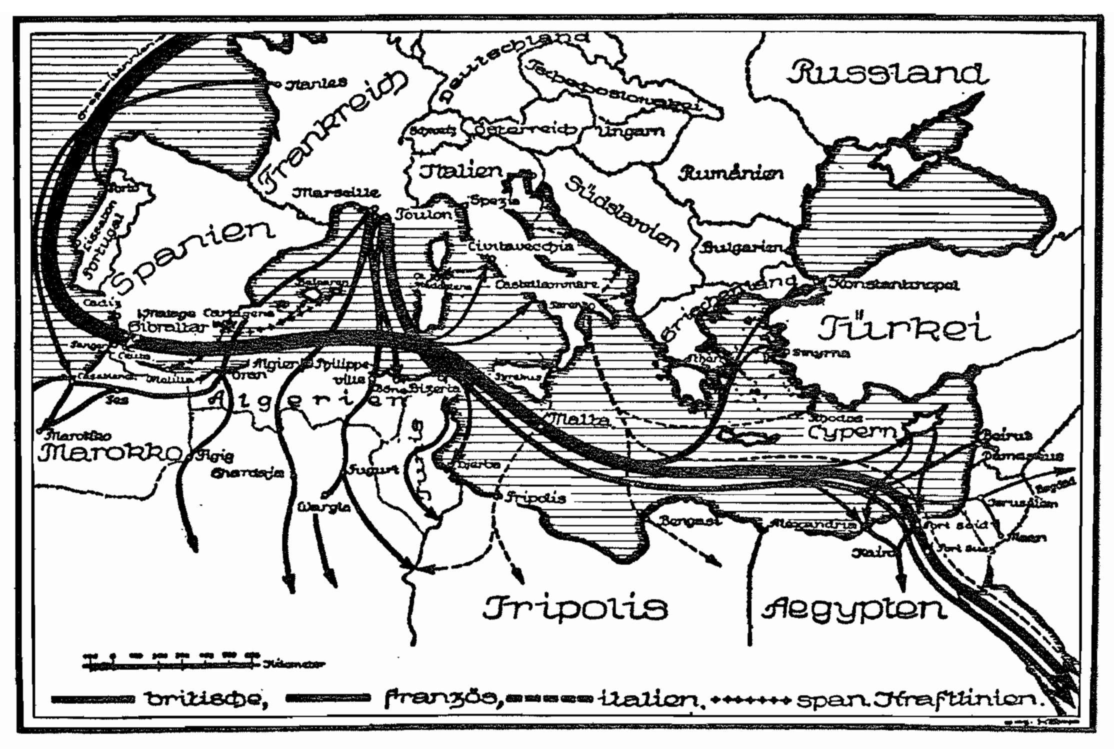


Fig. 8. Das derzeitige System der Kraftlinien im Europäischen Mittelmeerraum

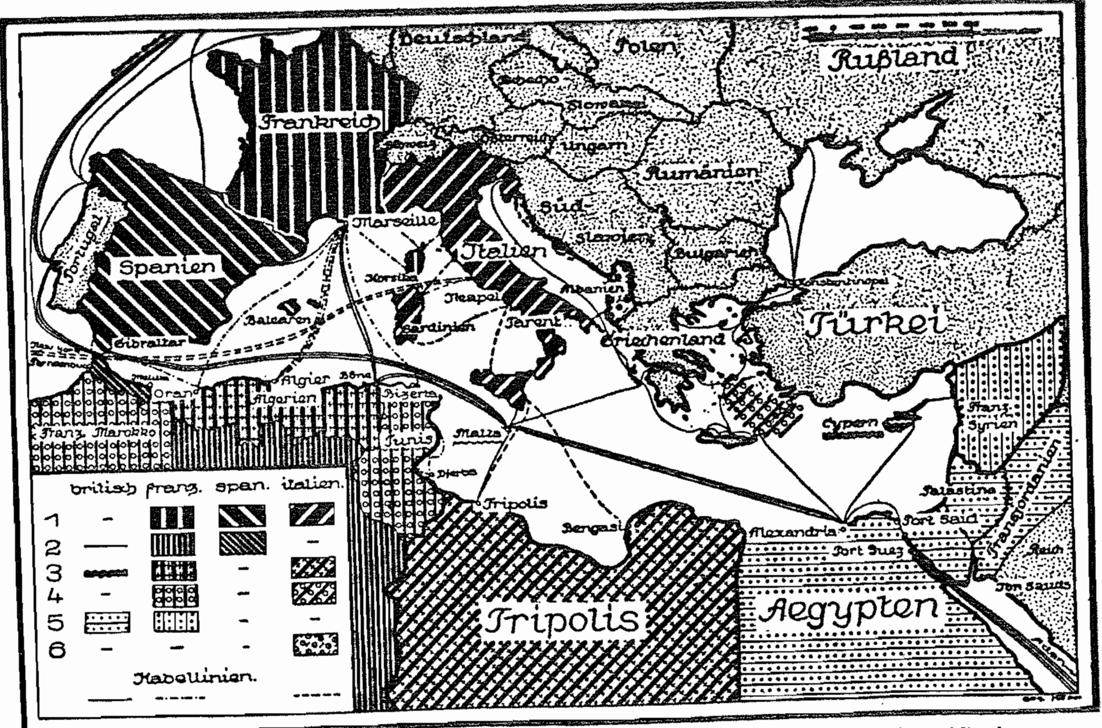


Fig. 9. Die gegenwärtige Verteilung der tatsächlichen politischen Macht im Europäischen Mittelmeerraum (z. T. nach M. Langhans)

1. Herrenländer. 2. Kolonien ohne jede eigene Selbstbestimmung nach außen und innen. 3. Kolonien mit geringer innerer Selbstbestimmung. 4. Schutzstaaten mit überwiegender Selbstbestimmung im Innern. 5. Mandatsgebiete und Gebiete mit einer gewissen Selbstbestimmung sogar nach außen. 6. Gebiete mit nur geringer innerer und äußerer Beeinflussung durch ein „Herrenland"

weit in die Sahara hineingreifenden Hinterlandes, das während des Weltkrieges völlig aufgegeben war, ist erst sehr unvollkommen durchgeführt, so daß die Kolonie, von den Hafenplätzen abgesehen, sich faktisch noch im Zustand einer gewissen Unabhängigkeit befindet. Seither laufen schwache italienische Kraftlinien von Syrakus und Tarent nach Tripolis und Bengasi.

Die spanischen, französischen und italienischen, das Mittelmeer querenden innenbürtigen Kraftlinien werden senkrecht geschnitten von den ungemein kräftig entwickelten außenbürtigen britischen, die den Mittelmeerraum in seiner vollen Länge von Gibraltar bis Aden durchstoßen und dem weltpolitischen Interesse Englands an einer möglichst kurzen und gegen Erdrosselungsversuche gefeiten Verbindung der Heimat mit dem indischen Kolonialreich entspringen (Fig. 8). Planlos und zögernd geht England im 17. Jahrhundert an die Errichtung der ersten Bausteine zu seiner jetzigen überragenden Mittelmeerstellung, denn damals steht es in Mittelmeerfragen noch unter dem Einfluß einer europazentrischen politischen Denkweise und stellt den Gegensatz zu Frankreich und Spanien in den Vordergrund. 1662 gewinnen die Engländer als Mitgift einer portugiesischen Prinzessin Tanger, geben es aber 1683 wieder auf — dasselbe Tanger, das 1904 auf ihr Drängen internationalisiert werden mußte, damit der rechte Pfosten des mittelmeerischen Eingangstores nicht in französische Hände fiel. 1811 nimmt England Ceuta, überläßt es aber 1814 wieder den Spaniern, obwohl dessen natürliche Stärke noch größer ist als die Gibraltars. 100 Jahre lang, von 1703 bis 1802, mit zweimaliger kurzer Unterbrechung, hält es Menorka besetzt, dem Nelson die höchste Bedeutung für die Beherrschung des westlichen Mittelmeerbeckens zumaß. Nur einen Besitz hält es fest: Gibraltar, das es 1704 erobert und allmählich zu einer großen Kohlenstation und bis heute unbezwungenen Festung ausbaut.

1775 richteten die Briten erstmalig eine Postverbindung nach Indien über Sues ein. Um diese in erster Entwicklung begriffene englische Kraftlinie zu zerstören, geht Napoleon nach Ägypten. Wie sein berühmter Brief an Talleyrand vom 23. September 1797 zeigt, erkennt er die Schlüsselstellung, die dieses Land für den Verkehr von London nach Bombay besitzt. Er denkt schon an die Wiederherstellung der alten Kanalverbindung zwischen Mittelmeer und Rotem Meer, die einst König Necho um 600 v. Chr. vollendet hatte. Da werden durch Nelsons Seesieg bei Abukir seine kühnen Pläne zunichte, und England gewinnt 1814 die zweite Etappe auf dem Mittelmeerweg nach Indien: Malta.

Unter der Leitung des hochbegabten, in französischen Diensten groß gewordenen Ferdinand von Lesseps wird endlich 1859—69 der 161 km lange Sueskanal gebaut. Die Verwaltung wird einer internationalen Gesellschaft übertragen, in der das unter Napoleon III. wieder mächtig gewordene Frankreich eine führende Rolle spielt. Aber schon 1875 kauft die britische Regierung, Frankreichs Schwächung durch den Krieg von 1870/71 nutzend, dem geldbedürftigen Khediven Ismail Pascha einen großen Teil der Sueskanal-Aktien ab. 1878 gewinnt sie Zypern, und 1882 benutzt sie die Gelegenheit eines nationalistischen Aufstandes, um Ägypten militärisch zu besetzen. Seither sind die Engländer die Herren des Nillandes wie des Sueskanals. Aber erst, als im Weltkrieg die Türkei auf die deutsche Seite getreten war, erklärten sie am 18. Dezember 1914 das Protektorat über Ägypten, ja am 5. März 1922 gaben sie dem Lande wieder formelle Selbständigkeit. Der Kanal mit seinen beiden, zu großen Kohlenstationen ausgebauten Endpunkten Port Said und Port Sues ist jedoch nach wie vor fest in ihrer Hand. Er stellt die „Hauptschlagader des britischen Wirtschaftslebens“ dar (Martell, 20). 1919 gewinnt England durch Gründung des zionistischen Palästina-

bis über den Zusammenbruch Rußlands hinaus zu halten, es erlag aber schließlich der englischen Ausdauer. So schien es am Weltkriegsende, daß auch der trockene Weg fest in britische Hand kommen würde. Aber die überraschend schnelle Wiedergeburt der Türkei hat den Dingen eine gänzlich andere Wendung gegeben. Die Bagdadbahn ist heute auf drei verschiedene Staatsgebiete (Türkei, Franz.-Syrien, Irak) aufgeteilt und damit als Durchgangslinie auf jede absehbare Zeit entwertet. Das 1918 noch fehlende Zwischenstück östlich von Nisibin blieb daher ungebaut, und die Engländer selbst haben dem mesopotamischen Anteil die Kapspur gegeben (Kjellén, 1, Wütschke, 5).

Das politisch-geographische Endergebnis der vorstehend gekennzeichneten Entwicklung des Europäischen Mittelmeerraumes ist in Fig. 9 wiedergegeben, die in ihrem Inhalt den Fig. 11 und 13 vollständig entspricht. Diese drei Abbildungen enthalten nicht nur, nach Besitzern unterschieden, die submarinen Kabellinien, die neben den Schiffahrtslinien einen wichtigen Anhalt für die Hauptlinien politischer Kraftwirkung darstellen, sie zeigen auch die politische Aufteilung der Landmassen der einzelnen Mittelmeerräume nach einem für die drei Abbildungen gleichen Schema. Die Richtung der durchlaufenden Striche (senkrecht, wagerecht, nach rechts aufsteigend, nach links aufsteigend) deutet das herrschende Herrenland (Großbritannien, Frankreich, Spanien, Italien, Usamerika, Niederlande) an. Der Intensitätsgrad dieser Herrschaft wird, vorwiegend auf Grund der Darstellung von M. Langhans (7), in 6 Stufen durch Helligkeitsabstufung und Markierung zwischen den durchlaufenden Strichen (Punkte, Kreise, Kreuze usw.) angegeben.

Das Europäische Mittelmeer hat uns das kraftvolle Schauspiel eines rücksichtslosen Durchstoßes der britischen Weltmacht vom Atlantischen zum Indischen Ozean gezeigt. Das

entsprechende Schauspiel boten die beiden anderen Mittelmeere schon im Entdeckerzeitalter. Die Spanier, die durch den Passat geleitet Amerika gerade an der zugänglichsten Stelle, eben im Raum des Amerikanischen Mittelmeeres, anpackten, überschritten alsbald die zentralamerikanische Schwelle an ihrer schmalsten Stelle; schon 1513 ergriff Balboa in Panama Besitz von der „Südsee". Von ihrer Schlüsselstellung im Mittelmeerraum aus folgten sie den verhältnismäßig gangbaren Kordilleren nach Norden und Süden und stiegen erst von ihnen aus in die feuchtheißen Urwaldtiefen des Ostens hinab. So gewannen sie einen weiten Vorsprung vor den Portugiesen in Brasilien und den germanischen Kolonisatoren an der nordamerikanischen Ostküste, die nur langsam in die ungegliederten Massen der beiden Erdteile vorzudringen vermochten. Allmählich bröckelt die Mittelmeerstellung der Spanier ab. Seit dem 17. Jahrhundert treten nach und nach andere Kolonialvölker, die Franzosen, Niederländer und Dänen, an ihre Stelle. Besonders sind es aber wieder die Engländer, die ihre von Nordost heranführenden Kraftlinien in hervorragend gewählte Wachstumsspitzen ausmünden lassen. 1815 ist England einem Protektorat über die Landenge von Honduras bis Panama und damit dem Ziel einer Beherrschung auch des Amerikanischen Mittelmeeres nahe. Da aber wird ihm von der anderen angelsächsischen Großmacht Halt geboten, und nun entwickelt sich die erst 1776 geborene Union, gestützt auf die Doktrin des Präsidenten Monroe (1823), mit überraschender Geschwindigkeit zur Vormacht des Mittelmeeres. Es ist das die logische Folge der geographischen Tatsachen: Ein ungeheuer weiträumiger Staat, mächtig geworden durch den Reichtum seines Bodens und die für äußere Erfolge hervorragend geeignete wirtschaftspsychologische Einstellung seiner Bewohner, steht als einziger in unmittelbarer und offener Verbindung mit dem Mittelmeer. Hier sieht er

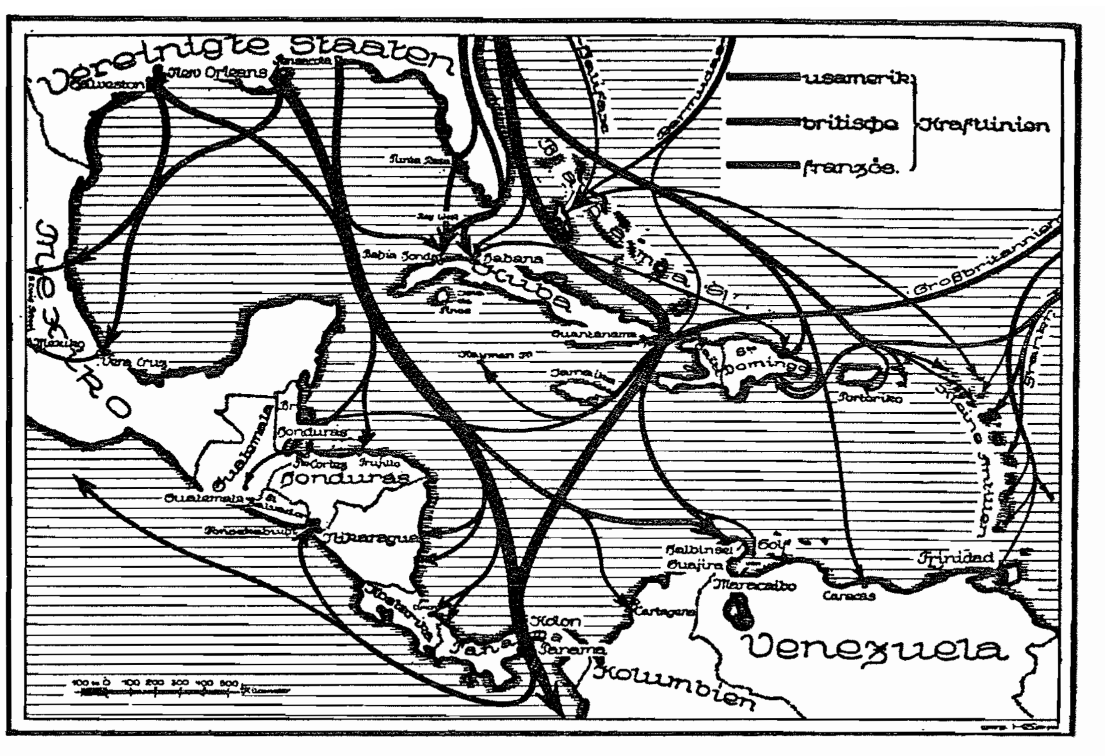


Fig. 10. Das derzeitige System der Kraftlinien im Amerikanischen Mittelmeer

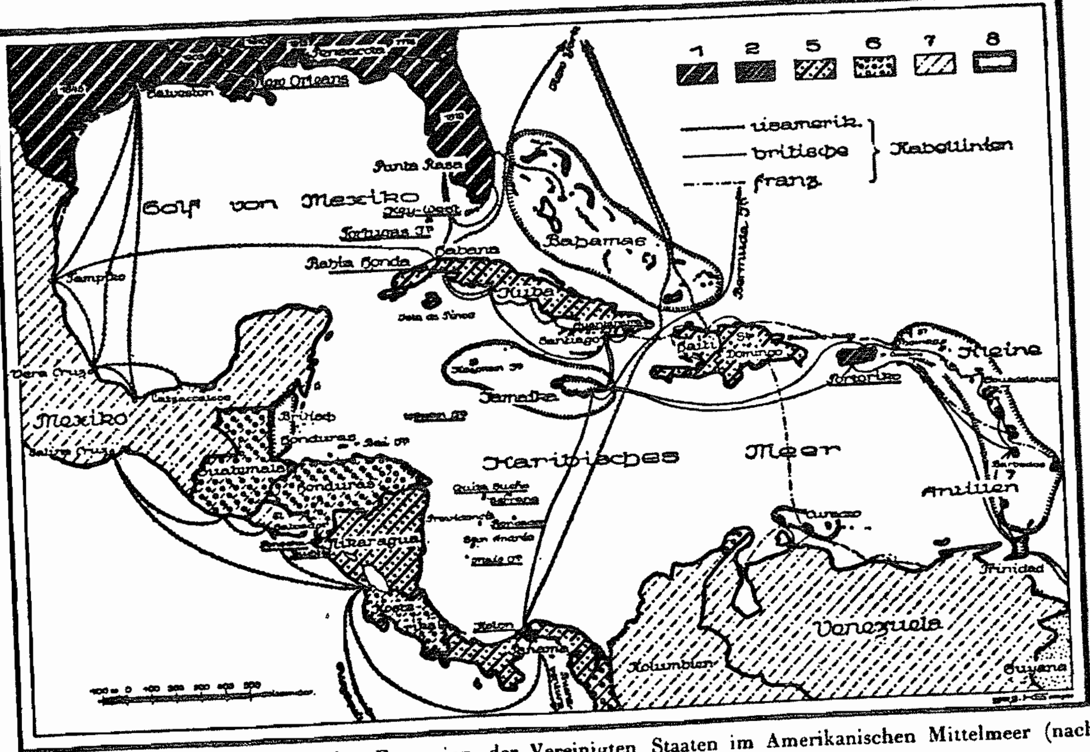


Fig. 11. Gegenwärtiger Stand der Expansion der Vereinigten Staaten im Amerikanischen Mittelmeer (nach Mahan, Drascher, M. Langhans u. a.)

1. Union. 2. Außenbesitz der Union. 5. Staaten unter politischer und finanzieller Schutzherrschaft der Union. Militärisches Interventionsrecht. 6. Länder mit wirtschaftlicher und verkehrspolitischer Vorherrschaft der großen Uniontrusts. 7. Länder, in denen die Union sich als panamerikanische Vormacht Rechte zuspricht. 8. Britische, französische, niederländische Besitzungen

Landgebiete, die der tropischen Zone angehören, von der allein er gänzlich ausgeschlossen ist. Er ersehnt zugleich eine gekürzte Seeverbindung zu der durch die Kordilleren abgeschnürten pazifischen Küste. Eine solche, die allein durch den Mittelmeerraum führen kann, gewinnt zudem in dem Maße an strategischer Notwendigkeit, wie sich die Gefahr einer kriegerischen Verwicklung mit Japan vergrößert. 1850 muß England infolge seiner geopolitisch ungleich schwächeren Stellung mit dem Clayton-Bulwer-Vertrag den Rückzug beginnen. In zähem Selbstbewußtsein unternimmt es die Union, den Mittelmeerraum gegen England allmählich abzuriegeln, ein Unternehmen, das hier ungleich schwieriger ist als beim Europäischen Mittelmeer, da wenigstens 4 Hauptdurchfahrten aus dem Atlantischen Ozean in ihn hineinführen (Florida-, Windwärts-, Mona- und Anegada-Passage, Fig. 10 und 11). 1898 vertreibt sie die Spanier aus Portoriko und Kuba (Flottenstützpunkte Guantánamo und Bahia Honda). Portoriko wird zur Kolonie gemacht, deren regierende Körperschaften nur aus amerikanischen Bürgern bestehen. Kuba verwandelt der Vertrag vom 22. Mai 1903 in einen Schutzstaat. 1915 trifft die Union ein Abkommen mit der durch andauernde Revolutionen verschuldeten Republik Haïti, das diese praktisch zu einem Werkzeug Usamerikas macht (Interventionsrecht). 1916 wird die Dominikanische Republik unter die militärische Verwaltung der Union gestellt. 1917 werden die Jungferninseln den Dänen abgekauft, und diese Wachstumsrichtung entlang der Linie der Antillen scheint auch heute noch nicht abgebrochen zu sein. Durch die genannte Sperrkette wird die äußere englische Postenkette von Halifax über die neuerdings stark befestigten Bermudas, die Bahamas, die Kleinen Antillen bis Guayana entwertet. Jamaika, das schon im Unabhängigkeitskrieg (1776—83) kaum zu halten war, und Britisch-Honduras im Innern des Beckens sind isoliert. Sie sind keine Wachstumsspitzen mehr, sondern Verkümmerungsspitzen (Mahan, 23; Adams, 22; Drascher, 24). Die Union vollendete ihre Position im Innern des Mittelmeeres durch den Bau des 93 km langen Panamakanals, der am 15. August 1914 eröffnet wurde. Obwohl der mit England abgeschlossene Hay-Pouncefote-Vertrag die Neutralität der Wasserstraße verbürgt, wird doch ein je 8 km breiter Landstreifen zu beiden Seiten des Kanals der zuvor von Kolumbien abgetrennten Republik Panama abgekauft, und die beiden Kanalenden werden ungemein stark befestigt. Das amerikanische Kapital bemächtigt sich eines großen Teils der mexikanischen, kolumbianischen und venezolanischen Ölfelder. Die United Fruit Co. legt an den Mittelmeerküsten von Honduras, Nikaragua und Kostarika, bei Kartagena und auf der Guajira-Halbinsel in Kolumbien Bananen- sowie Zuckerplantagen an und bewerkstelligt den Transport ihrer Erzeugnisse durch eine mächtige Flotte von Spezialschiffen sowie ein System von Schmalspurbahnen und Funkstationen. Schließlich wird 1914 durch einen Vertrag mit der Republik Nikaragua der alte Plan eines Nikaraguakanals der Verwirklichung nähergebracht und die Fonsekabucht gepachtet; durch das Eingreifen der Amerikaner in den Kampf zwischen den von ihnen gestützten Konservativen und den von Mexiko mit Waffen versehenen Liberalen (1926) ist auch Nikaragua dem Grade der Abhängigkeit, dem zuvor Kuba, Haïti, die Dominikanische Republik und Panama verfallen waren, nahegebracht. Die Durchstoßung des Amerikanischen Mittelmeeres durch die Union ist nunmehr vollkommen. Die Auswirkung dieser Tatsache hat sich schon während des Weltkrieges in Gestalt einer starken Zunahme des wirtschaftlichen und politischen Drucks Usamerikas auf die südamerikanischen Andenstaaten gezeigt, die schon seit längerer Zeit an das Seekabelnetz der Union angeschlossen sind (Lutz, 27; Bitter, 25; Kimpen, 26).

Der gegenwärtige Zustand der politischen und wirtschaftlichen Abhängigkeit der Staatsgebilde des Amerikanischen Mittelmeerraumes von den Vereinigten Staaten geht aus der folgenden Übersicht hervor.

Staat	Jahr der Angaben	Größe in 1000 qkm	Bevölk.-Zahl in 1000 E.	Bevölk. Dichte	Rassische Zusammensetzung[5]) Weiße %	Mischlinge[6]) %	Indianer %	Neger %	Anteil der Union am Außenhandel Einfuhr %	Ausfuhr %	Verhältnis zur Union[13])
Guatemala	1923	110	2005	18	35		65	—	60[8])	75[9])	Finanz. Vormundsch.
El Salvador	1924	34	1610	47	35	50	15	—		26[10])	Finanz. Vormundsch.
Rep. Honduras	1922	100	674	6,6	5	70	20	5			Finanz. Vormundsch.
Brit. Honduras	1921	22	45	2	6	94		—			Wirtsch. Bindungen
Nikaragua	1923	127	638	5	17	69	4,6	9	75	72	Finanz. u. polit. Aufsicht
Kostarika	1923	49	498	10	90	6		4	61	56	Finanz. Vormundsch.
Panama	1920	75	446	6	14	56	14	16			Militär. Interventionsrecht
Panamakanal-Zone	1925	1,4	37	26					49[11])	54[12])	Souveränität
Kuba	1923	115	3147	27	71	26	—	[7])	68	88	Militär. Interventionsrecht
Jamaika	1923	11	895	81	2	19	—	77	44	49	Wirtsch. Bindungen
Bahama-Inseln	1923	11	57	5	16	84	—	[7])	50	80	Wirtsch. Bindungen
Haïti	1921	29	1631	57	—	10	—	90	84	13	Finanz. u. militär. Aufsicht
Dominik. Freistaat	1923	49	897	18	4	92	—	4	74	38	Finanz. u. militär. Aufsicht
Portoriko	1922	9	1347	140	73	23	—	4	89	92	Souveränität
Jungfern-Inseln	1922	0,4	26	73	7	18	—	75			Souveränität
Übr. brit. Besitz[1])	1923	8,7	830	91							Wirtsch. Bindungen
Franz. Besitz[2])	1921	2,8	474	169	3						Wirtsch. Bindungen
Niederl. Besitz[3])	1924	1,1	57	49	4						Wirtsch. Bindungen
Venezol. Besitz[4])	1920	1,3	56	44							Beanspr. v. Vormachtstellung

[1]) Leewärts-Inseln, Windwärts-Inseln, Barbados, Trinidad. [2]) Martinique, Guadeloupe. [3]) Curaçao u. a. [4]) Nueva Esparta und Kolon. [5]) Wo die Summe der Prozente unter 100 bleibt, kommt der Rest auf das Konto der Asiaten (Inder, Chinesen.) [6]) Auf dem Festland vorwiegend Mestizen, auf den Inseln Mulatten. [7]) in den Mischlingen einbegriffen. [8]) Deutsches Reich 20%. [9]) Deutsches Reich 13%. [10]) Deutsches Reich 18%. [11]) Prozentsatz der unter amerikan. Flagge durch den Kanal gelaufenen Schiffe. [12]) Prozentanteil der Unionstonnage an der gesamten durchgeschleusten Tonnage. [13]) Näheres s. Drascher, Lit. Nr. 24, und Langhans-Ratzeburg, Nr. 8.

Das Austral-asiatische Mittelmeer durchdrangen als erste die Portugiesen. Sie stießen hier 1521 auf die Reste der von Osten, aus dem Stillen Ozean, kommenden spanischen Magalhães-Expedition, und so kam es in diesem einzigen, durch die Natur von beiden Seiten aus zugänglich gemachten Mittelmeer zu dem ersten Aufeinanderprallen zweier Kolonialmächte, das 1528 mit dem Sieg der Portugiesen endete, so daß diese 1542 auf Japan landen konnten. Name und Kulturoberbau der ehemals spanischen Philippinen, die immer eine geopolitische Anomalie in Südostasien gewesen sind (Haushofer, 28), Macao und die portugiesisch gebliebene Osthälfte von Timor zeugen noch heute von jenem Stadium kolonisatorischer, europazentrischer Erschließung der Erde, in dem die rückseitige Herrschafts- und Verkehrsgrenze der Welt zwischen den Philippinen und Borneo-Celebes-Halmahera hindurchzog. Und ähnlich wie damals sehen wir heute aus dem Pazifischen Ozean die Interessensphären der Usamerikaner und Japaner, aus dem Indischen die der Holländer und Briten hereinreichen. Dadurch gestaltet sich das heutige geopolitische Bild des Austral-asiatischen Mittelmeerraumes ungleich komplizierter als das der anderen (Fig. 12 und 13). Verkehrspolitisch ist dieser Raum gekennzeichnet einerseits als Durchfahrtsgebiet zwischen Indischem und Stillem Ozean, andererseits als Brücke zwischen Südasien und Australien. Wirtschaftspolitisch ist er dadurch charakterisiert, daß sein Eigenwert infolge der Größe und der Nutzungsmöglichkeit der in ihn eingebetteten Inselflur den der anderen Mittelmeerräume weit übersteigt.

In diesem hohen wirtschaftlichen Wert ihres Kolonialbesitzes wurzelt die Kraft der bisherigen Herren des größten Teiles von Indonesien, der Niederländer. Durch kluge und vorsichtige Politik suchen sie der sich immer höher türmenden kolonialen Schwierigkeiten Herr zu werden (Kielstra, 31). Während des Weltkrieges haben sie dem Ertrag ihres Kolonial-

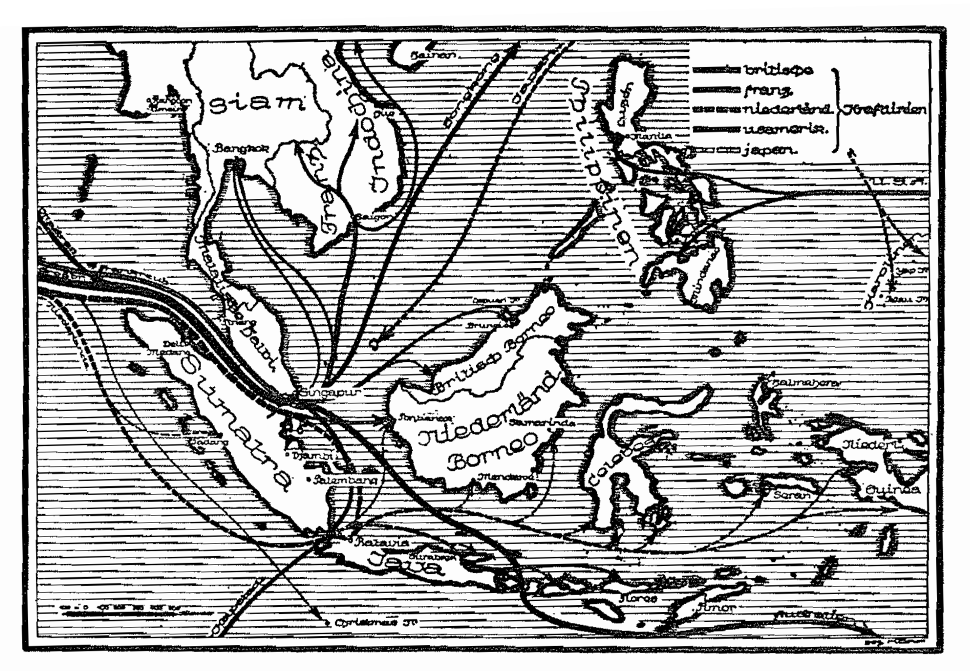


Fig. 12. Das derzeitige System der Kraftlinien im Austral-asiatischen Mittelmeer

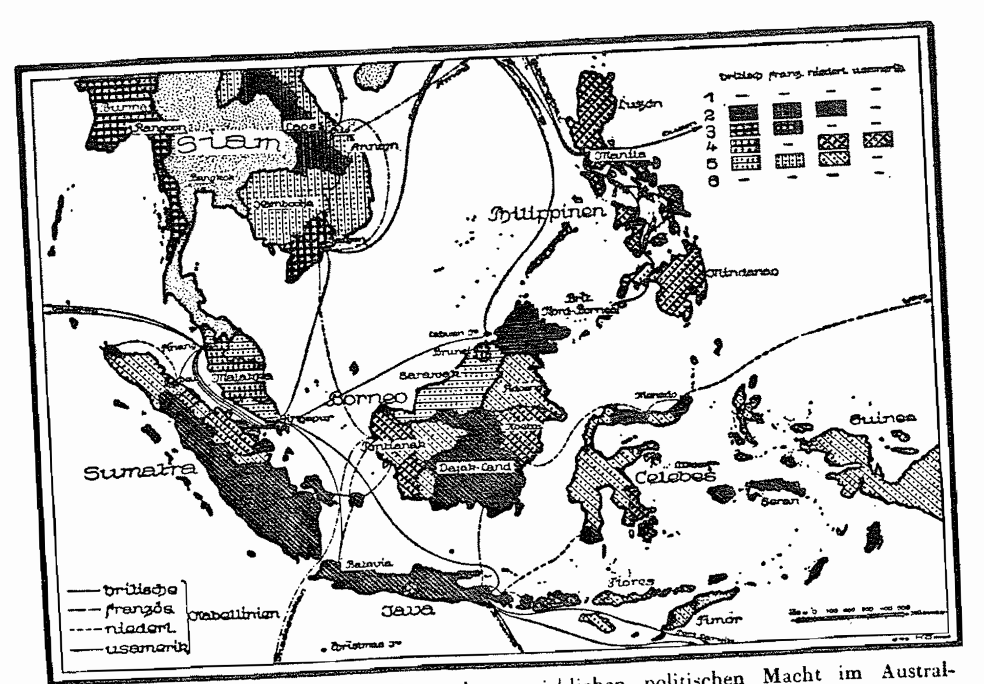


Fig. 13. Die gegenwärtige Verteilung der tatsächlichen politischen Macht im Austral-asiatischen Mittelmeer (z. T. nach M. Langhans)

2. Kolonien ohne jede eigene Selbstbestimmung nach außen und innen. 3. Kolonien mit geringer innerer Selbstbestimmung. 4. Schutzstaaten mit überwiegender Selbstbestimmung im Innern. 5 Gebiete mit einer gewissen Selbstbestimmung sogar nach außen

reiches eine ungeahnte Steigerung zu geben vermocht. Allein die Ölausfuhr ist in den Jahren 1916—1918 von 29,5 auf 349,8 Mill. fl. gestiegen. Gerade dadurch aber ist die Begehrlichkeit der ungleich stärkeren Weltmächte geweckt worden, zumal das kleine Holland nicht im entferntesten in der Lage ist, alle wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten dieses Reiches auszunutzen, das 55mal größer ist als das Mutterland.

Der älteste Gegenspieler ist auch hier England. Dieses hat von Indien her allmählich die verkehrspolitisch wichtigsten Positionen besetzt (Penang 1786, Straits Settlements 1824, Singapur 1824, Nordborneo 1881, Hongkong 1842: Supan 4) und war 1810 bis 1816 sogar schon Herr von Java. In der „Koninklijke Nederlandsche Petroleum-Maatschappij" ist das englische Kapital zu 60 % beteiligt. Mit der Eröffnung des Suesweges errang die Malakkastraße die unbedingte Überlegenheit über die Sundastraße, und damit wurde das von Raffles mit unübertrefflichem Scharfblick gegründete Singapur der Schlüssel des Mittelmeeres, „einer der Mittelpunkte, um die sich das Leben der Welt dreht" (Wright, 35). Denn es vereinigt nun die Verkehrsbedeutung von Gibraltar und Kapstadt, von Panama und Punta Arenas. Im Besitz dieser hervorragenden Stellung, die jetzt eine starke militärische Befestigung erhält, sucht England die von Indien nach Australien laufenden Kraftlinien immer mehr zu verstärken. Schon reicht die von Singapur nach Norden vorgestreckte Bahn bis Bangkok, die von Marteban über Rangun und Mandale nach Süden vorgebaute bis Myitkyina, und Kabel- sowie Schiffsverbindungen führen von Singapur nach Port Darwin und Broome. Das im übrigen seit Weltkriegsende ringsum geschlossene britische Indiameerreich weist allein an dieser verkehrspolitisch so empfindlichen Stelle eine klaffende Lücke auf. Sie zu schließen, wird England sich ebenso bemühen, wie es an ent-

sprechender Stelle in Ostafrika den deutschen Besitz ausgetilgt hat.

Gegenspieler ist weiter die Union, die 1898 die Philippinen und die Marianeninsel Guam gewann. Die vielleicht größte Gefahr droht dem niederländischen Kolonialreich aber heute von Japan, das 1895 seine Wachstumsspitze bis Formosa vorschob und 1914 mit der Besetzung der zuvor deutschen Marianen- und Palau-Inseln seine Aufmarschbasis stark verbreiterte. Geopolitisch ist Japan seinen Gegnern sowohl durch die Nähe seiner Kraftquellen als auch dadurch überlegen, daß es als ostasiatische Macht den Drang der einheimischen Bevölkerung und der sehr zahlreichen chinesischen Einwanderer nach Wiedererlangung der politischen Selbstbestimmung seinen Wünschen dienstbar machen kann (Haushofer, 28, 29). Der Druck, den das Reich des Mikado auf den niederländischen Kolonialbesitz ausübt, wird aus dem Volke heraus einerseits dadurch genährt, daß Japan für seine überschüssige Volkskraft und wirtschaftliche Energie Betätigungsfelder sucht, andererseits dadurch, daß es bisher an Niederländisch-Indien einen gewaltigen Zucker- und Petroleumzoll zahlt.

Die Zeit höchster politischer Spannung lag für das Europäische Mittelmeer in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, für das Amerikanische in den beiden ersten des gegenwärtigen. Augenblicklich sind beide relativ entspannte Kraftfelder; es hat sich ein Zustand verhältnismäßiger Stabilität der politischen Kräfte eingestellt. Dem Austral-asiatischen Mittelmeer steht die Zeit der Auslösung der während des Weltkrieges immer furchtbarer gewordenen Spannung noch bevor. Die Washingtoner Konferenz vom Jahre 1921, die die Modernisierung aller Befestigungen östlich von 110° ö. L. für 10 Jahre unterbunden hat, bedeutet nur eine Atempause, und die Erdbebenkatastrophe von Anfang September 1923 hat Japans Macht kaum für längere Zeit ge-

schwächt. Früher oder später werden sich die Gegensätze zwischen den drei einzigen Weltmächten der Gegenwart hier, wenn auch vielleicht gemäß dem Charakter pazifischer Geopolitik (Haushofer, 38) weniger gewaltsam als in den atlantischen Mittelmeeren, auswirken und dem Europäer eindringlich zeigen, daß sein Erdteil aufgehört hat, das Zentrum zu sein, um das allein sich das politische Leben der Welt dreht. Trotzdem wird das Europäische Mittelmeer mit dem Sueskanal auf die Dauer seine beiden Gefährten an weltpolitischer Bedeutung immer wieder überragen, denn es verbindet den Mittelpunkt der Landhalbkugel der Erde, der im Ärmelkanal liegt, mit drei Kontinenten.

LITERATUR (AUSWAHL)

1. Kjellén, R.: Die Großmächte und die Weltkrise. Leipzig und Berlin 1921.
2. Ratzel, Fr.: Politische Geographie. München 1923.[3]
3. Maull, O.: Politische Geographie. Berlin 1925.
4. Supan, A.: Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. Gotha 1906.
5. Wütschke, J.: Der Kampf um den Erdball. München u. Berlin 1922.
6. Langhans, M.: Rechtliche und tatsächliche Machtbereiche der Großmächte nach dem Weltkriege. Pet. Mitt. 1924. S. 1ff.
7. Langhans, M.: Karte des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Pet. Mitt. 1925. S. 1ff.
8. Langhans-Ratzeburg, M.: Die Verfassungen des Erdballs. Gotha 1927.
9. März, J.: Das Schicksal überseeischer Wachstumsspitzen. München u. Leipzig 1923.
10. Hoffmann, K.: Ölpolitik und angelsächsischer Imperialismus. Berlin 1926.
11. Schmitthenner, H.: Das Weltkabelnetz. Geogr. Zeitschr. 1915. S. 469ff.

---

12. Philippson, A.: Das Mittelmeergebiet. Berlin u. Leipzig 1922[4].
13. Fischer, Th.: Die Seehäfen von Marokko. Meereskunde 1908, I.
14. Mohr, P.: Politische Probleme im westlichen Mittelmeer. Meereskunde 1914, XII.
15. Jessen, O.: Die Straße von Gibraltar. Berlin 1927. S. 259ff.
16. Seidenzahl, F.: Tanger. Zeitschrift f. Geopol. 1927. S. 148ff.
17. Rühl, A.: Die Grundlagen des italienischen Imperialismus. Meereskunde 1918, VII.
18. Dresler, A.: Italien und die Herrschaft im Mittelmeer. Zeitschr. f. Geopol. 1925. S. 241 ff.
19. Maull, O.: Die politischen Probleme des östlichen Mittelmeeres. Geogr. Zeitschr. 1917. S. 233ff. 247ff.
20. Martell, P.: Die strategische Bedeutung des Suezkanals. „Weltverkehr u. Weltwirtschaft" 1911/12. S. 77ff.
21. März, J.: Geopolitische Probleme am Persischen Golf. v. Drygalski-Festschrift. München 1925. S. 163ff.

---

22. Adams, Br.: Amerikas ökonomische Vormacht. Wien u. Leipzig 1908.
23. Mahan, A. T.: Die weiße Rasse und die Seeherrschaft. Wien u. Leipzig 1909, insbesond. S. 218ff.
24. Drascher, W.: Das Vordringen der Vereinigten Staaten im westindischen Mittelmeergebiet. Hamburg 1918.
25. Bitter, W.: Die Eroberung Mittelamerikas durch den Bananentrust. Braunschweig 1921.
26. Kimpen, E.: Die Ausbreitungspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika. Stuttgart 1923.
27. Lutz, O.: Der Panamakanal als politisches und wirtschaftliches Werkzeug der Vereinigten Staaten von Amerika. Meereskunde 1910, III.

---

28. Haushofer, K.: Südostasiens Wiederaufstieg zur Selbstbestimmung. München u. Leipzig 1923.
29. Haushofer, K.: Die Einheit der Monsunländer. Zeitschr. f. Geopol. 1924. S. 20 ff.
30. Meyer, H.: Niederländisch-Indien. Eine länderkundliche Skizze. Berlin 1922.
31. Kielstra: Die niederländischen Kolonien in Südostasien. Kieler Vorträge 7. Jena 1922.

32. März, J.: Die Zugänge zum indischen Lebensraum. Zeitschr. f. Geopol. 1924. S. 366 ff.
33. Mohr, F. W.: Singapore. Zeitschr. f. Geopol. 1925. S. 241 ff.
34. Seidenzahl, F.: Singapore und die Herrschaft im Pazifik. Zeitschr. f. Geopol. 1926. S. 770 ff.
35. Wright, A. and Reid, Th. A.: The Malay Peninsula. A Record of British Progress in the Middle East. London 1912.
36. Tuckermann, W.: Die Philippinen. Leipzig 1926.
37. Tuckermann, W.: Das Philippinenproblem. Zeitschr. f. Geopol. 1926. S. 692 ff.
38. Haushofer, K.: Geopolitik des Pazifischen Ozeans. Berlin-Grunewald 1924.

Erich Obst:

DAS RAUMSCHICKSAL DES RUSSISCHEN VOLKES

Oft genug haben es die russischen Schriftsteller und Staatsmänner betont, daß ihre nach Abstammung und Sprache so buntscheckige Volkheit dennoch eine Einheit darstelle und von anderer Art sei als die Menschheit des Abendlandes im engeren Sinne. Und jeder, der auch nur einige Monate lang in dem riesigen Ostreich weilt, spürt die Wahrheit dieses Satzes. Gewiß, dann und wann lassen die seelischen Schwingungen namentlich bei Russen und Deutschen verwandte Akkorde ertönen; im nächsten Augenblick aber wird es einem mit zwingender Deutlichkeit klar, daß Westmensch und Ostmensch im Grunde doch nur wenig gemein haben, daß sich zwischen beiden eine tiefe und schwer überbrückbare Kluft auftut.

Für manche liegt es nahe, im Augenblick derartiger Erkenntnis beim Rassebegriff Zuflucht zu suchen und alle Wesensunterschiede einfach und sicher auf blutgebundene Erbeigentümlichkeiten zurückzuführen. Wir denken natürlich nicht im entferntesten daran, etwa grundsätzlich geistige Rassenmerkmale zu leugnen. Aber gerade das Studium der russischen Menschheit läßt immer erneut Zweifel aufkommen, ob diese rassischen Erbeigentümlichkeiten das Entscheidende sind. Die Russen erblicken mit Recht in den Serben, Kroaten, Slowaken, Tschechen und Polen nicht nur sprachliche, son-

dern auch rassische Verwandte. Aber wie groß ist trotzdem der Unterschied zwischen diesen einzelnen Gliedern des slawischen Völkerstammes! Wie viel näher stehen dem Russen die andersrassischen Menschen, die mit ihm das Schicksal des gleichen Raumes teilen, von den finnischen und tatarischen Stämmen bis hin zu den nicht viel mehr als ein Jahrhundert hier weilenden deutschen Kolonisten. Selbst da, wo die alten deutschen Siedler Mischehen mit Russen verpönt haben, kann es dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß die Kolonisten trotz deutscher Sprache und deutschen Gebräuchen tatsächlich bereits weitgehend der spezifisch russischen Geistigkeit verfallen sind, namentlich in der Ukraine, in den Steppen der Krim und an der Wolga.

Die Anwendung des Rassenbegriffes vermag uns hier also die gewünschte Klarheit nicht zu verschaffen. Da wir aber die Tatsache des Wesensunterschiedes nicht einfach als gegeben hinnehmen wollen, sondern nach einer Kausalerkenntnis drängen, sei im folgenden der Versuch unternommen, das Problem mit geopolitischen Methoden zu meistern. Wir beabsichtigen damit keineswegs eine einseitige Betrachtung durch eine andere, ebenso einseitige zu ersetzen. Werten wir getrost die Untersuchung der Raumeinflüsse auf den russischen Menschen und seine politische Grundeinstellung bloß als einen Beitrag zur Lösung des russischen Problems; betonen wir von Anfang an klar und deutlich, daß neben den Raumerlebnissen sicherlich blutgebundene Erbeigentümlichkeiten mitwirkten, um den russischen Menschen zu dem zu machen, was er ist, und seine politischen Handlungen zu erklären. Trotzdem behält die geopolitische Betrachtung ihren Wert, weil sie sich im Gegensatz zu den wissenschaftlich nicht sicher fundierten und daher oftmals verschwommenen Rassenaussagen auf unangreifbare geographische und kulturgeschichtliche Tatsachen stützt.

1. Das geographische Raumschicksal.

Wenn wir die großen Kolonialreiche der Gegenwart miteinander vergleichen, so lassen sich eine Reihe typischer Unterschiede erkennen. Das Britische Weltreich ist vielteilig und wird nur durch eine starke Flottenmacht sowie durch wirtschaftliche und kulturelle Belange notdürftig zusammengehalten; der Brite ist mit Recht stolz auf sein Empire, aber er lebt dauernd in Sorge, es könnte dieses oder jenes Teilstück seines über alle Festländer und Meere verstreuten Weltreiches verlorengehen, und muß infolgedessen die mutterländische Politik sorgsam mit den Wünschen der Kolonien in Einklang zu bringen versuchen. Auch das holländische Reich bedeutet für das Mutterland gerade in letzter Zeit nicht bloß eine Goldquelle, sondern zugleich eine Quelle ernsthaftester Sorgen; die Zweiteilung zwischen dem Mutterland an der Rheinmündung und der klimatisch und rassisch so grundverschiedenen Insulinde droht sich zu einem Gegensatz auszuwachsen, bei dem es am Ende für Holland nur zwei Möglichkeiten gibt: Kampf um die Herrschaft über die reiche malaiische Inselwelt oder Verzicht auf die Kolonien und Nachgeben gegenüber dem von Jahr zu Jahr stärker werdenden Drang nach Selbstbestimmung. Frankreichs afrikanisches Reich ist durch die Kette Toulon-Bizerta einstweilen fest mit dem Mutterlande verbunden; aber wird dieses lediglich auf Macht und zivilisatorische Überlegenheit gegründete Band auf die Dauer halten oder wird auch hier dermaleinst die Stunde kommen, wo die menschenreichen Gebiete des dunklen Erdteiles dem allmählich an Menschenzahl nachlassenden oder überfremdeten französischen Stammland die Gefolgschaft verweigern? Die nordamerikanische Union legt den Hauptwert nicht nur auf die offiziellen politischen Kolonien, sondern zum mindesten ebenso stark auf die Wirtschaftskolonien in Mittel- und Südamerika, denen die politische Selbständigkeit vorerst mehr

oder minder gelassen wurde; aber regt es sich nicht auch hier schon recht bedenklich, wehrt man sich nicht auch in den durch Dollaranleihen, Standard Oil Co., Kupfertrust und Bananentrust an die Union geketteten inoffiziellen Kolonien bereits recht deutlich gegen diese politische Konstruktion? Bleiben China und Rußland über, die einzigen Großraumreiche, bei denen Mutterland und Kolonien eine räumliche Einheit bilden. Das am Pazifik gelegene chinesische Hauptstaatsgebiet ist durch die ostasiatischen Randstaffeln von seinen kontinentalen Kolonien (Tibet, Ostturkestan, Mongolei) so scharf getrennt, daß sich die Einheit im Grunde doch als eine Vielheit erweist und das weite Ausgreifen nach Westen für die Provinzen am Großen Ozean heute alles andere denn Sicherheit und Weitung des Machtbereiches bedeutet.

Anders in Rußland! Der Ural ist keine solche Scheide, wie es auf den meisten Karten scheint; er ist zudem so reichlich mit breiten und tiefen Paßscharten ausgestattet, daß der Verkehr hinüber und herüber flutet, ohne von dem Gebirge gehindert zu werden; unmerklich gleitet man vom russischen Stammland in die sibirischen Kolonialgebiete hinüber. Und da es der Russe vorzüglich verstanden hat, den ohnedies nicht sonderlich großen kulturellen Gegensatz zwischen dem politischen Herrenvolk und den an Zahl weit unterlegenen Fremdstämmen abzuschwächen, so bildet das Ganze hier und nur hier eine wahrhafte Einheit, einen gigantischen Block von Ländern und Völkern, die sich auf Gedeih und Verderb zusammengeschlossen fühlen. Mögen all die übrigen Reiche ihre großen und wachsenden Sorgen um die Erhaltung der Kolonialgebiete haben, Rußland kennt solche Sorgen nicht; es fühlt und begreift sich als unteilbares Ganzes vom Baltischen Meer bis zum Pazifik, von der Küste des nördlichen Eismeeres bis zur Grenze gegen Persien und Afghanistan. Rußland und Rußland allein kann

das Kolonialreich als sicheren und gewichtigen Faktor in die Rechnung der mutterländischen Politik einstellen.

Man unterschätze diese Tatsache keineswegs. Wie oft konnte ich selbst auf dem russischen Dorfe Aussprüche wie diese hören: „Uns gehören als geschlossene Einheit über dreiundzwanzig Millionen qkm; mehr als hundertfünfundvierzig Millionen Menschen bekennen sich in diesem Riesenreich zum einigen russischen Staat. Was will die Welt gegen uns? Was kann sie dem Ebenbürtiges zur Seite stellen?" Vergeblich einzuwenden, daß Fläche nicht ohne weiteres gleich Fläche zu setzen sei, daß man Wald und Tundra und Wüstensteppe abziehen müßte, um die Fläche des wenigstens zur Zeit ohne weiteres nutzbaren Lebensraumes der russischen Volkheit annähernd richtig zu bestimmen. Ebenso hoffnungslos der Hinweis auf die Vielheit der Rassen, Sprachen und Kulturen. Immer nur die gleiche bezeichnende Antwort: „Gewiß, ja; aber das alles ist eben doch Rußland, und wir alle sind Glieder des russischen Staates. Das weite, große Rußland ist einzigartig auf der Welt!"

Zwei politische Bewußtseinsinhalte leiten sich aus diesem ersten und primitivsten geographischen Raumerlebnis ohne weiteres ab: ein durch alle Wandlungen der Staatsform sich erhaltender Nationalstolz und das Gefühl, allein schon durch die Weite des Staatsgebietes einigermaßen geschützt zu sein. London, Paris und Rom, Berlin, Wien und Budapest mögen vor einem Fliegerangriff zittern oder befürchten, daß Ferngeschütze in wenigen Stunden die Hauptstadt des Staates, die Zentrale der Regierung vernichten könnten. Das moskowitische Rußland kann sich manche politische Extratour leisten, ohne um die Hauptstadt und damit um den gesicherten Bestand der Staatsregierung gleich stark bangen zu müssen. Zur Not bleibt immer noch Zeit, um nach historischen Vor-

bildern die Regierungszentrale irgendwo anders hin zu verlegen. Rußland ist so ungeheuerlich groß, daß man selbst dem mit modernsten Angriffswaffen ausgerüsteten Gegner stets noch ausweichen kann.

Die Weite des durch Verschmelzung von Mutterland und Kolonien ins riesenhafte gewachsenen russischen Staats- und Lebensraumes hat freilich auch ihre Schattenseiten, wenngleich diese dem Russen selbst nur höchst selten als solche bewußt werden. In Mittel- und Westeuropa hat die Natur durch Gebirge und Senken den Gesamtlebensraum fein säuberlich gekästelt und in eine Anzahl mehr oder minder scharf abgegrenzter Zellen zerlegt. Jede dieser Zellen wird von einer eigenen Volkheit, einem eigenen Staate eingenommen. Allenthalben sieht der abendländische Mensch die Grenzen seines völkischen Lebensraumes, überall und jederzeit wird ihm zu Gemüte geführt, daß ein massenhaftes Hinüberwechseln in die Nachbarzellen nicht in Frage kommt. Vergrößert sich die Volkszahl, droht Überbevölkerung, so gibt es kein Ausweichen, sondern es gilt, durch gesteigerte Intensivierung der Betriebsführung ein entsprechendes Mehr aus dem Boden herauszuwirtschaften. Auswanderung bedeutet stets nur den allerletzten Ausweg, und der Staat versucht sie einzudämmen, weil im allgemeinen nur Auswanderung nach Übersee, jedenfalls in volks- und staatsfremde Gebiete in Betracht kommt und jeder auf Selbsterhaltung bedachte Staat den Verlust von Volkssubstanz als schwere Einbuße wertet. Wie anders liegen auch in dieser Beziehung die Verhältnisse in Rußland. Riesenhaft groß und einförmig zugleich ist das Land, nirgends von Natur gezogene scharfe Binnengrenzen und Kästelung. Freilich gibt es auch hier eine Differenzierung nach Boden, Klima und Pflanzenkleid, aber Gebirgsschranken eben doch nur an der äußersten Peripherie: im Kaukasus, in den iranischen Kettengebirgen, im Hindukusch-Pamir, im

Tienschan, Altai, den Gebirgszügen am Baikalsee und in Ostsibirien. Das ganze Riesengebiet jedoch, das von diesen Gebirgen umrahmt wird, ist mehr oder minder ebenes Gelände, leicht gangbar bis auf die Waldsümpfe des Nordens. Die Menschheit des großrussischen Flachlandes steht also unter einem anderen Naturgesetz als die Völker des Abendlandes. Sie empfindet nicht im mindesten wie jene einen Naturzwang zur Intensivierung, sie kann vielmehr, wenn der Raum an der einen Stelle zu eng wird oder nicht mehr genügend hergibt, ohne Not ausweichen, auswandern und sich in einem anderen Gebiet des riesigen russischen Landes neuen, jungfräulichen Boden suchen. So war es jedenfalls durch viele Jahrhunderte hindurch und erst jetzt wird man mählich gewahr, daß selbst in dem ungeheuer großen russischen Lebensraum dieser ausgesprochen extensiven Wirtschaftsgestaltung eine Grenze gezogen ist. Noch immer aber hängt dem Russen die Neigung zum Ausweichen an; er schreit nach neuem Land, statt seine Anstrengungen zu verdoppeln und sich auf der ihm einmal zugewiesenen Scholle mit Anspannung aller Willenskraft einzurichten. Kein Wunder denn, daß der grausige Aufschrei: „Volk ohne Raum" nicht nur in Deutschland, Italien, Indien, China und Japan ertönt, sondern, ungeachtet der Größe und Weite des russischen Reiches, tatsächlich auch dort. Wie kann es anders sein in einem Lande, dessen natürliche Bevölkerungsvermehrung geradezu ungeheuerlich genannt werden muß und in dem trotzdem Jahr für Jahr ein gutes Drittel der Nährfläche brachliegt (Dreifelder-System)! Mit dieser Feststellung berühren wir einen der wesentlichsten Punkte der russischen Problematik. Neuland in nennenswertem Umfange gibt es jetzt faktisch kaum mehr in dem weiten Ostreich. Die großen Güter und Staatsländereien sind im Verlaufe der bolschewistischen Revolution zerschlagen und aufgeteilt worden,

die Waldeinöden des Nordens locken keinen Siedler an. Was nun? Nach der Berechnung von Organowsky beträgt der jährliche Zuwachs der Bauernbevölkerung in der Sowjetunion etwa 1900000 Menschen, davon können die Städte bestenfalls 500—600000, die Kolonisationsgebiete höchstens 150—200000 Menschen aufnehmen, beide zusammen also noch nicht die Hälfte des Zuwachses. Rußland wird mithin durch seine starke Bevölkerungszunahme in eine äußerst schwierige Lage versetzt, und neue Erschütterungen sind unvermeidlich, wenn es nicht gelingt, einen Teil des landlosen bäuerlichen Proletariats in neu zu errichtenden städtischen Industriezentren Verdienstmöglichkeiten zu schaffen und gleichzeitig durch Intensivierung der Agrarbetriebe eine wesentlich dichtere Bevölkerung des platten Landes herbeizuführen. Ob es gelingen wird, diese Ziele zu erreichen? Niemand vermag hierauf mit voller Bestimmtheit zu antworten. Gerade hier werden wir gewahr, daß neben den Umwelteinflüssen die blutgebundenen Rasseeigentümlichkeiten eine Rolle spielen können. Es fehlt nicht an Stimmen, die die Meinung vertreten, der Russe werde sich auch jetzt, wo der mühelos in Kultur zu nehmende Boden verteilt ist und die äußeren Bedingungen zur Intensivierung drängen, eher in neuen gewaltigen Revolutionsstürmen für kurze Zeit Luft zu schaffen versuchen, als seine blutgebundene Trägheit und Neigung zum Extensiven zu überwinden. Nur die Geschichte wird endgültig über diese Frage entscheiden können. Auf jeden Fall wird der russische Mensch den Weg vom Dreifelder- zum Fruchtfolge-System ungleich schwerer finden als der Westeuropäer, weil neben den möglichen Rasseanlagen die bisherigen Umwelteinflüsse durchaus im Sinne eines Festhaltens am extensiven Lebensstil gewirkt haben.

Der russische Staatsraum ist nicht nur ungeheuerlich groß, sondern erhält durch seine stark ausgesprochene

Kontinentalität noch eine besondere Note. Werfen wir einen flüchtigen Blick auf eine Karte von Rußland, so möchte es uns scheinen, daß hier das Verhältnis von Meergrenzen zu Landgrenzen keineswegs sonderlich ungünstig ist. Bei näherem Zusehen aber werden wir gewahr — und der russische Mensch hat diese Tatsache in aller Stärke erlebt —, daß die maritimen Grenzen Rußlands von besonderer Art sind. Verkehrsfeindlich bis zum äußersten die Küste des Eismeeres, wo mit Ausnahme allein der Kolabucht keine einzige Strecke im Winter eisfrei bleibt. Monatelang vom Eis blockiert auch die Finnische Bucht mit Kronstadt und Leningrad. Selbst im Schwarzen Meer, in der Bucht von Odessa, Jahr für Jahr eine Eissperre von mehreren Monaten. Und wie hoffnungslos vollends die Verhältnisse im Fernen Osten, nachdem Port Arthur verlorengegangen und nur mehr das winterkalte, regelmäßig von einem Eispanzer abgeschlossene Wladiwostok übrigblieb. Ist es unter diesen Umständen ein Wunder, daß der Russe bis heute kein rechtes Verhältnis zum Meere gewinnen konnte, daß er sich im Gegensatz zum Westeuropäer und vielen anderen Menschheitsgruppen als ausgesprochen kontinentaler Menschentyp fühlt und betätigt? Allenthalben und immer wieder schreckte ihn das Meer ab, immer von neuem verwies ihn die Natur allein auf die großen Landflächen seines Reiches. Er hat sich zu wehren versucht, seine Herrscher wenigstens waren stets bestrebt, dem großen kontinentalen Raum einen Ausgang zum freien Weltmeere zu schaffen. Man tastete bald nach Norden, bald nach Süden, heute nach Westen und morgen nach Osten. Am Ende erwies sich alles Mühen als eitel und vergebens. Der Russe war und blieb an die monotonen Landflächen gebannt.

Was das für die Formung des russischen Volkscharakters und die davon mit bedingte soziale Einstellung bedeutet, darf nicht gering gewertet werden. Das Meer — in dieser Be-

ziehung dem Hochgebirge vergleichbar — zwingt den Menschen unausgesetzt zum Kampf, stählt seine Willenskraft in fortgesetztem Ringen mit den Naturgewalten und erzieht ihn zu denkbarster Entwicklung und Entfaltung seiner einzelpersönlichen Leistungsfähigkeit. In den weiten Flachlandsräumen des eurasiatischen Kontinents verliert der Individualismus gleichsam seinen Sinn. Kann der einzelne hier mit einiger Aussicht auf Erfolg daran denken, den Naturgegebenheiten zu trotzen? Kann er für sich allein etwa gegen die verheerende Dürre trockener Sommer, gegen die nicht minder gefahrdrohende Schneeschmelze im Frühjahr ankämpfen? Nimmermehr! Der einzelne ist nahezu machtlos, unendlich viel wehrloser als etwa der Seemann, der zur Not und unter Aufbietung aller Kräfte sein Schiff auch allein in den rettenden Hafen steuern kann, oder der Bergsteiger, der mit Mut, Ausdauer und Entschlußkraft alle Gefahren des Hochgebirges zu überwinden vermag. Der kontinentale Flachlandsraum des russischen Reiches erzeugt daher eine unverkennbare Hinneigung zum Kollektivismus. Nur wenn sich Kraft und Wille vieler Einzelwesen zu einem einheitlichen Gesamtwillen addieren, wenn der einzelne sich restlos der Masse ein- und unterordnet, nur dann besteht einige Aussicht, der Vergewaltigung durch die Naturkräfte zu entgehen. Wir verstehen daher schon an dieser Stelle, wenngleich wir später auf diesen Punkt zurückkommen werden, daß der Russe unter dem Einfluß seiner Umwelt ebenso ausgesprochen zur Anlehnung an seine Mitmenschen, zur Wertung der Masse, zum Kollektivismus neigt, wie der Skandinavier, Holländer, Brite usw. zur Hochschätzung der Einzelpersönlichkeit, des Individualismus. Sollten, was nicht zu ermitteln ist, auch in dieser Beziehung Rasseanlagen und Rassegegensätze eine Rolle spielen, so förderte die Umwelt zum mindesten die scharfe Ausprägung dieser gegensätzlichen Erbanlagen und trieb die

eine Gruppe dem einen, die andere dem entgegengesetzten Extrem in die Arme. Individualismus und Kollektivismus sind aber nicht nur Gegensätze der sozialen Einstellung, sondern wirken sich auch politisch aus. Der von der Bedeutung und Berechtigung der Einzelpersönlichkeit Überzeugte wird naturgemäß eine liberal-demokratische Staatsordnung begehren; der zum Kollektivismus Neigende wird sich leicht mit einer den Massenwillen bestimmenden oder auch mißbrauchenden Einzelherrschaft abfinden. Es wurzeln mithin auch die sozialpolitischen Gegensätze zwischen Ostmensch und Westmensch nicht zuletzt in der Umwelt und den verschiedenartigen Raumerlebnissen. Zarismus und Bolschewismus mögen dem Westeuropäer unerträglich dünken; die Völkerschaften des kontinentalen Ostreiches finden nichts Absonderliches daran, weil solche Staatsformen ihrer von Raumeinflüssen mit geprägten seelischen Grundstimmung viel eher gemäß sind.

Noch ein letzter Punkt muß in diesem Abschnitt erörtert werden, die Bedeutung des Klimas für den russischen Menschen. Wir pflegen im allgemeinen nur zu betonen, daß der russische Lebensraum vom hohen arktischen Norden hinabreicht bis an die Grenzen der Tropen. Wir beneiden den Russen um die dadurch ermöglichte Ausnutzung so verschiedenartiger Klima- und Wirtschaftsgebiete. Wir durcheilen in Gedanken die an Holz und Pelztieren unendlich reichen Gebiete des Nordens, bewundern den Flachs- und Getreideanbau im mittleren und südlichen Rußland, die saftigen Weideländereien Sibiriens, die Teeplantagen in der Umgebung von Batum, die Baumwollpflanzungen in Turkestan und im östlichen Kaukasus u. a. m. Das alles weiß und empfindet natürlich auch der Russe, und er ist stolz darauf, daß sein Land groß und weit genug ist, um alles Lebensnotwendige im eigenen Bereich zu erzeugen. In diesen Stolz

mischt sich aber gar bald eine Bitternis und Verzweiflung, die für den russischen Menschen nicht minder bezeichnend ist. Die Wildnis des Waldes und die Öde der weiten Steppenflächen lassen den russischen Menschen im Kampf ums Dasein verzweifeln; Wald und Steppe haben schicksalhaft seine Seele geformt und die Züge seiner Geschichte vorgezeichnet.

Auf sandigem oder lehmigem, stets aber weithin versumpftem und vermoortem Glazialboden dehnt sich in Nordrußland unübersehbar weit der einförmige Wald. Kunststraßen fehlen fast ganz, würden sich auch kaum lohnen; die Flüsse übernehmen in dieser Waldwildnis die Rolle der Chausseen. An den Fluß gebannt sind die Menschen, die es wagten, als Kolonisten in diese düstere, unwegsame Einöde einzudringen. Anders als den Bauern im Süden blieb ihnen die Geißel der Leibeigenschaft erspart, denn welcher russische Heerführer oder Staatsmann hätte hier große Ländereien mit allem, was da kreucht und fleucht, als Gnadengeschenk seines Zaren begehrt oder angenommen. Dafür aber mußten die Waldbauern des Nordens all die Unbilden in Kauf nehmen, die die Natur hier dem Menschen entgegenstellt. Nicht nur die auf die Dauer jeden schwer bedrückende Einsamkeit, sondern zudem ein Klima, das den Kampf ums Dasein aufs äußerste erschwert. Man versteht das schwermütige und schwerblütige Wesen des nordrussischen Menschen, man begreift den düsteren Klang seiner Volkslieder, wenn man die Umwelt in ihrer ganzen Eigenart kennengelernt hat. Ein kurzer, kraftloser Sommer wechselt mit einem langen, überaus strengen Winter ab. Herrschten damals laue, nebelbringende Nordwestwinde vor, so peitscht jetzt ein eisiger Schneesturm aus Osten durch das Waldland und treibt den Menschen in sein stilles Blockhaus. Schrecklich die sommerliche Mückenplage in den ausgedehnten Sumpfwäldern; selbst die Anophelesmücke dringt fast bis zur Polargrenze des Baumwuchses vor und verbreitet die Malaria durch das

ganze Waldland. Die schlechten Trinkwasserverhältnisse und der Mangel jedweder hygienischer Einrichtungen bringen es mit sich, daß Ruhr und Typhus alljährlich eine Unzahl von Opfern fordern. Die kurze Vegetationsperiode läßt Gemüse und Obst kaum recht reifen, und da ein Nachschub von vitaminreichen pflanzlichen Nährstoffen aus Mittel- und Südrußland nicht besteht, gesellt sich zu alledem auch noch die Geißel des Skorbuts hinzu. Und schließlich die eigenartigen Beleuchtungsverhältnisse, die nun auch die Seele erkranken lassen! Die hellen Nächte der höheren Breiten zermürben auf die Dauer die Nerven und treiben z. B. noch in der Breite von Leningrad Jahr für Jahr die Selbstmordkurve um diese Zeit erschreckend in die Höhe. Auf diese dauernde matte Helligkeit des Sommers folgt dann die lange Düsternis des Winters, wo die Sonne auch am Tage gar nicht oder nur wenig über den Horizont kommt, und das ganze Land Tag und Nacht für Monate wie mit einem Trauerschleier verhüllt ist. Mit Kienfackeln schleicht sich der Mensch im Frühjahr auf die Höhen, um zu spähen, ob nicht endlich, endlich wieder bald ein paar Sonnenstrahlen den Fluch der Finsternis von diesem Lande nehmen möchten, von demselben Land, das im Sommer an allen nördlichen Küstenstrecken keinerlei Signallichter benötigt, weil dann niemals die Nacht die Grenze leichter Dämmerung überschreitet. Wahrhaftig, man begreift blutenden Herzens die entsetzlichen Nöte jener deutschen Kriegsgefangenen, die zu Anfang der Weltkatastrophe durch diese Waldwildnis den Schienenstrang von Petersburg nach Murmansk legen mußten. Nicht nur Typhus und Skorbut raffte die in den nordrussischen Wald verschlagenen deutschen Soldaten dahin, sondern nicht minder die seelische Not und jener Wechsel zwischen Mitternachtsonne in den Sommermonaten und ewigem Dunkel im Winter. Wenn sie, wie mir erzählt wurde, gelegentlich ein paar Kiefernstämme anhackten und

aneinanderlegten, um alsdann die Kronen in Brand zu stecken und so endlich, endlich wieder einmal, wenn auch nur für kurze Zeit, Licht und Helligkeit um sich zu haben, so illustriert das vielleicht am packendsten die Bedeutung, die in diesen Breiten den Beleuchtungsverhältnissen zukommt.

In einsamen Stunden droben im russischen Waldland habe ich oft mit den russischen Holzknechten und Fischern gesprochen. Immer und immer wieder endete die Unterhaltung mit jenem fatalistischen, aber durchaus begreiflichen „Der Wald ist stärker als der Mensch, es hat keinen Sinn, sich dagegen aufzulehnen; man muß sich in sein Schicksal fügen und hoffen, daß Gott einst entschädigen wird für das harte, kaum erträgliche Leben auf dieser Welt". Die Unzahl der an jeder Kreuzungsstelle von Flußstraßen errichteten Kapellen, Kirchen und Klöstern spricht dieselbe Sprache. Sie wurden gestiftet in der Hoffnung, dadurch in gesteigertem Maße Gottes Schutz beim Weg durch die endlose Waldwüste zu erlangen; sie wurden gehegt und gepflegt von den Waldbauern und Fischern, denen nur die Hingabe an Gott, das Vertrauen auf ein besseres Leben nach dem Tode den Aufenthalt im Walde erträglich machten.

So wurden die Nöte des Waldes zum religiösen Erzieher der nordrussischen Menschheit. Christentum und Pandämonismus erlebten hier eine seltsame Symbiose. Überall spukt und geistert es. Immer und überall hämmert die Natur dem Menschen ein: sei gefügig und geduldig, denn hier hat das überhebliche Menschenwort von der Beherrschung der Natur keinen Sinn. Trage dein Schicksal und leide, ohne zu klagen. Schätze nicht die Werte dieser Welt, wende dich vielmehr ab von aller Irdischkeit und allem Materialismus und suche dein Heil ausschließlich in inbrünstigem Gebet zu Gott. Er wird dich im Gefilde der Seligen schadlos halten für das, was er dir an Last und Plage während des irdischen Lebens auferlegte.

Man wird vielleicht auch an dieser Stelle dazu neigen, eine gleichsinnige rassische Veranlagung ergänzend hinzunehmen. Wie dem auch sein mag, das eine steht fest: der Wald Nordrußlands ist von anderer Art als der Wald unseres Klimabezirkes. Der abendländische Mensch hat gewiß auch den Kampf mit dem Walde führen müssen, und er hat diesen im Gegensatz zum Russen siegreich bestanden, als er mählich in die Grenzsaumwaldungen und in den Forst der Gebirge eindrang. Aber die dem Abendländer bei der Kolonisation in seinem Lebensraum entgegentretenden Naturschwierigkeiten sind unendlich viel geringer gewesen, als es im nordrussischen Walde der Fall ist. Mag der Abendländer sich brüsten, *seinen* Wald bezwungen zu haben; im Waldlande des russischen Nordens wäre vermutlich auch er trotz anderen Rassencharakters, trotz höherer Zivilisation, den Naturgewalten erlegen. Die Mologa-Waldkonzession ist nicht nur aus rein finanziellen Gründen oder wegen der Schikanen der Sowjets gescheitert, sie ist auch deswegen zusammengebrochen, weil hier die Naturgegebenheiten gar zu herb und hart sind, gar zu schwer überwunden werden können. Es wird unendlicher Anstrengung, der zielbewußten Entfaltung einer machtvoll gesteigerten Technik und einer geradezu phantastisch hohen Kapitalinvestierung bedürfen, um, wenn überhaupt, den russischen Wald zu bezwingen und ihn für die Ansiedlung größerer Menschenmassen zu erschließen. Rußland für sich allein wird schwerlich imstande sein, diese Gigantenaufgabe zu lösen.

Durch Mittelrußland führt nun unser Weg gen Süden in eine ganz andere Welt. Mehr und mehr lichtet sich der Wald, und schließlich verschwinden auch die letzten Waldinseln, und die *Steppe*, die weite offene Flur gewinnt die Oberhand. Strahlendes Sonnenlicht glitzert und gleißt auf den weiten Flächen. Der Schwarzerdeboden, an Fruchtbarkeit kaum von

irgendeinem anderen in der Welt übertroffen, läßt die üppigsten Weizen- und Gerstenfelder entstehen, Ölfrüchte (Flachs, Sonnenblumen u. a. m.) gedeihen in seltener Prächtigkeit, und an Weideland ist gewiß kein Mangel. Sichtlich hat Gott diese südrussischen Gefilde gesegnet. Nun, wo auch die Leibeigenschaft längst verschwunden, sollten die Menschen hier frei und glücklich sein und die Gunst der Natur tagtäglich von neuem genießen. Aber man spürt von alledem nichts, gar nichts. An der Wolga wie in der Ukraine erklingen abends dieselben wehmütigen, Schmerz und Leid atmenden Volkslieder wie im hohen Norden, und wenn auch die farbenprächtigere Kleidung für das Vorhandensein einer gewissen Heiterkeit spricht, so setzt sich diese doch nur selten durch, und die Grundstimmung bleibt auch hier durchaus ernst. Wie das? Nie werde ich vergessen, wie mir an der Wolga ein einfacher Bauer entgegenhielt: „Gewiß, Gott hat uns gesegnet und uns den herrlichsten Boden geschenkt, der je irgendwo zu finden ist. Aber er hat uns verflucht zugleich, indem er Wind und Regen nach seinem Gefallen sendet und dadurch all unser Mühen und Plagen als unnütz erweist." Das südrussische Schwarzerdegebiet benötigt kräftige Frühsommerregen, damit das Getreide über die Hitze des Hochsommers gut hinwegkommt. Bleiben diese Regen aus, fallen sie zu spät oder sind sie zu wenig ergiebig, so verdorren die Halme frühzeitig, das Getreide wird notreif oder gibt gar keinen Ertrag. Hungersnot, Hungertod sind die unausbleiblichen Folgen für viele, und dies vollends jetzt, wo die Vorratswirtschaft betreibenden Großgüter zerschlagen sind und nicht mehr helfend und lindernd einzugreifen vermögen. Unbeschreiblich die Not und Verzweiflung, die ich im Dürrejahr 1924 an der Wolga beobachten mußte. Das letzte Stück Vieh trieb der Schwarzerdebauer zum Fluß, um es dort gegen Getreide aus Mittelrußland oder Sibirien einzutauschen. Fragte

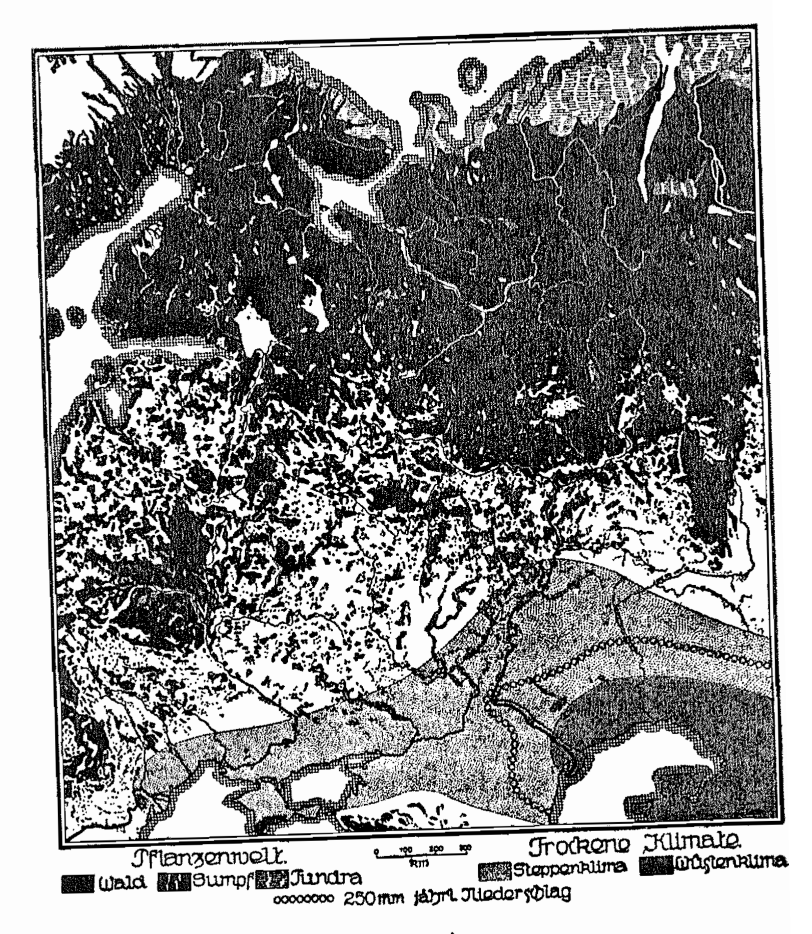


Fig. 14
Die Einengung des russischen Lebensraumes durch Klima und Pflanzenwelt
Pflanzenwelt nach H. Lautensach (Stieler-Handbuch), Klimazonen nach W. Köppen, 250-mm-Isohyete nach „Klima-Atlas des Russischen Reichs"

man ihn, wie er sich nun die Landbestellung im Herbst und im nächsten Frühjahr vorstelle, so antwortete er mit einem verzweiflungsvoll-fatalistischen Zucken der Achseln: „Ich weiß nicht. Gott wird helfen oder der Staat. Was kümmert mich das jetzt? Weißt du, was es heißt, zu verhungern? Vor wenigen Jahren starben mir Frau und Kinder nach entsetzlicher Qual an Hunger; ich will und kann so etwas nicht noch einmal mit ansehen. Mag sich die Zukunft gestalten wie sie will; Gott wird unser Los wieder bessern. Nur jetzt notdürftig satt werden, nur nicht noch einmal dieses entsetzliche Massensterben."

Man werfe dem Russen nicht vor, daß er fatalistisch-gottergeben alles hinnähme, anstatt sich mit äußerster Tatkraft zur Wehr zu setzen. Könnten wir denn etwa an den Naturgegebenheiten etwas wesentliches ändern, könnten wir Regen herbeizaubern? Rußland verfügt über keinen blauen Nil; es besitzt auch, wie wir sahen, im Innern seines Lebensraumes keine hohen Gebirge, die als Schneespeicher dienen und für Talsperrenbauten Verwendung finden könnten. Zur Zeit der Schneeschmelze wälzen sich riesige Wassermassen, das Wiesenufer weit überschwemmend, durch die breiten Talbetten hinab. Im Sommer aber, wenn das Naß gebraucht werden könnte, verdursten auch die russischen Flüsse, und selbst ein Riesenstrom wie die Wolga bereitet dann der Schiffahrt sogar mit ganz flach gebauten Fahrzeugen die größten Schwierigkeiten. Künstliche Bewässerung ist wohl in dem gebirgsnahen Turkestan, ist auch in der Nähe des Kaukasus möglich, im Herzen des russischen Flachlandes aber ist im Ernst kaum daran zu denken, ganz abgesehen von den enormen Kosten solcher Anlagen, die Rußland nicht aufbringen kann. Wir müssen gerecht sein und zugeben, daß dem Russen nichts anderes übrig bleibt, als die immer und immer wieder auftretenden Dürren und Hungersnöte als Fatum hinzunehmen

und ihnen höchstens durch Ausgestaltung des Verkehrsnetzes nach Möglichkeit zu steuern. Auch im Schwarzerdegebiet Südrußlands ist die Natur stärker als der Mensch; auch hier bleibt dem Russen letzten Endes kein anderer Trost als der der Religion.

Und die gelegentlichen sommerlichen Dürrekatastrophen sind noch nicht einmal das einzige klimatische Übel dieser Gebiete. Zu ihnen kommen die furchtbaren Ost- und Nordoststürme des Winters, die im wahrsten Sinne des Wortes die sibirische Winterkälte bis an die Küsten des Schwarzen Meeres tragen. Jahr für Jahr gehen Tausende Stück Vieh während dieser Schneestürme in Südrußland zugrunde, und wieder muß der Mensch dem ohnmächtig zusehen. Stallwirtschaft wäre zu teuer, wäre unrentabel. Also muß man es darauf ankommen lassen und fühlt sich erneut als wehrloses Objekt eines launenhaften Schicksals.

Wie immer es mit der rassischen Veranlagung des russischen Mischvolkes beschaffen sein mag, die Umwelteinflüsse allein genügen bereits, um dem Menschen hier ein gut Teil seiner Lebenskraft und Lebensfreude zu rauben, ihn fatalistisch zu stimmen und seine Blicke von der bösen Welt des Seins hinüberzulenken in die Vorstellungen einer glücklicheren, leidfreien Welt des Jenseits. Die Neigung zum Extensiven und Kollektiven, von der wir oben im anderen Zusammenhang sprachen, erfährt hierdurch eine wesentliche Unterstützung. Denn was für einen Sinn soll es im Waldland des Nordens, in den Steppen des Südens haben, als einzelner alle Kraft aufzubieten gegen eine Natur, die sich eben doch stets als überlegen erweist; woher soll ein Anreiz zur Intensivierung kommen, wenn die Raumerlebnisse stets zu der Erkenntnis führen, daß mit viel oder wenig Arbeit in den meisten Jahren gleich wenig zu erreichen ist. Man lebt und schafft eben im Banne der Natur, dieser von einem unbarm-

herzigen Schicksal auf Gedeih und Verderb überantwortet. Es hat keinen Wert, sich erst noch darüber aufzuregen; besser, man mißachtet grundsätzlich alles irdische Leben und baut darauf, daß es im Jenseits einen gerechten Ausgleich geben wird.

II. Das religiöse Raumschicksal.

Wie sehr die Raumerlebnisse dazu beitrugen, das religiöse Bedürfnis im russischen Menschen zu wecken und zu stärken, wurde oben geschildert. Es ist nun aber von erheblicher Wichtigkeit, daß die Menschheit des russischen Flachlandes ihr Christentum nicht von Westrom, sondern von Ostrom, von Byzanz bezog. Auch diese fundamentale Tatsache erklärt sich nicht zum wenigsten aus den Raumgegebenheiten des russischen Staates. Das römische Christentum verbreitete sich vom Mittelmeer aus nach Westen und Norden auf den von der Natur vorgezeichneten Bahnen. Auf dem Rhone-Seine-Weg gelangten die römischen Heerscharen und nach ihnen die Missionare nach Gallien und von dort hinüber nach Irland und Großbritannien, die Rhone-Rhein-Straße führte sie nach Germanien. Hier kam man mit dem weiten, waldreichen Flachland in Berührung, das sich wie ein Füllhorn nach Osten zu öffnet und erweitert. Zäh und zielbewußt haben sich die Pioniere des Christentums, von der weltlichen Macht in jeder Weise unterstützt, auch hier vorgearbeitet. Je tiefer sie aber nach Osten vorstießen, desto größer wurden die Schwierigkeiten, desto weniger vermochten die menschenarmen Waldeinöden anzulocken. So erlahmte hier allmählich der Glaubens- und Bekehrungseifer, das weströmische Christentum kapitulierte vor den Rokitnosümpfen und den nordöstlich folgenden Waldwildnissen Rußlands. Auch von anderer Seite her vermochte Rom Rußland nicht zu erreichen. Die Alpen konnten überschritten oder umgangen, weite Strecken

der Donaulandschaft dem Christentum untertan gemacht werden; dann aber gebot der Wall der Karpathen und die von kriegerischen asiatischen Horden fortwährend durchstreifte südrussische Steppe ein Halt. So blieb Rußland lange Zeit sich selbst überlassen und gehorchte schließlich nur dem Gesetz seines Lebensraumes, wenn es sich dem Dnjepr anvertraute und über das Schwarze Meer hinweg Anschluß an Byzanz suchte. Wladimir, der Beherrscher des Kiewer Urstaates, trat 988/989 mit den Seinen zur orthodoxen christlichen Kirche über. Damit war nun in aller Form die Trennung von Westmensch und Ostmensch vollzogen; beide gingen fortan im Religiösen ihre eigenen, verschiedenartigen Wege, und es kann nicht wundernehmen, daß, ungeachtet etwaiger Rasseanlagen in beiden Kulturkreisen, die verschiedenartige Religion und Kirchlichkeit verschiedenartige Formen des Menschen, der Gesellschaft und des Staates prägte. Die römische Kirche wurde schon durch ihr Verlangen auch nach weltlicher Macht frühzeitig zu einer Aussöhnung zwischen Diesseitigkeit und Jenseitigkeit geführt, Realismus und Mystizismus hielten sich beiläufig die Wage. Die von Rom gegründeten Klöster waren nicht nur Zufluchtsstätten weltmüder und weltabgewandter Gläubiger, sondern mindestens ebenso, meist sogar viel ausgesprochener Zentren kultureller und zivilisatorischer Kolonisationsarbeit und intellektualistischer Schulung. Mönche lehrten den Wald roden und den so gewonnenen Ackerboden hegen und pflegen; Mönche leisteten als Handwerker und Künstler Hervorragendes und teilten ihre Kenntnisse gern der Laienwelt mit; Mönche gründeten an ihren Klöstern Schulen, lehrten lesen und schreiben und rechnen, führten die Schüler in die klassischen Sprachen und Kulturen ein, legten den Grund für die Entwicklung der späteren Stadt- und Staatsschulen. Ohne die spezifisch weströmische Verbindung und gleichzeitige

Förderung von Gläubigkeit und Wissen wäre die abendländische Kultur schwerlich zu dem geworden, was sie tatsächlich ward. Die römische Kirche und ihre Klöster pflegten gleicherweise Gemüt und Verstand, sie belebten Philosophie und Naturwissenschaften, begünstigten die allgemeine Volksbildung und schufen jene geistige Atmosphäre, aus der am Ende auch die Reformation allein zu begreifen ist. Auch Luther und Kalvin wurzeln schließlich doch eben in römisch-katholischem Boden und sind ohne die Vorstufe des römischen Katholizismus schwerlich zu denken.

Und nun vergleiche man mit alledem die orthodoxe Kirche, wie sie sich im russischen Lebensraum einrichtete. Schon in Byzanz hatte die an alten Überlieferungen starr festhaltende orthodoxe Kirche nur Stillstand, nicht Fortschritt bedeutet und in wachsendem Maße einen orientalisch-fatalistisch-mystischen Einschlag erhalten. Was sie predigte, war vor allem strikte Einhaltung der rituellen Formen, starrer Buchstabenglaube und zugleich mystische Versenkung in Gott. Glauben bedeutet alles, Wissen nichts. Das war das Christentum, das Ende des 9. Jahrhunderts mählich seinen Einzug in Rußland hielt und in der Folgezeit zur offiziellen Staatsreligion erhoben wurde. Klöster wuchsen auch hier aus dem Boden, aber sie sorgten in keiner Weise für zivilisatorische Fortentwicklung und Schulbildung, sondern waren und blieben das Heim still in sich gekehrter, frommer Männer, die mit der Welt nichts, tunlichst gar nichts mehr zu schaffen haben wollten und jede Form des Intellektualismus aufs tiefste verachteten, Kultstätten inbrünstiger Gottesverehrung und mystischen Einswerdens mit Gott. Immer wieder lehrte und betonte die orthodoxe Kirche, daß alle Diesseitigkeitssorgen ein Übel bedeuteten, daß es nicht verlohnte, sich um diese Welt zu kümmern, und daß Gott dermaleinst alles Leiden und Dulden hier auf Erden doppelt und dreifach mit

Wohltaten vergelten würde. Das war Musik für das Ohr des russischen Menschen, der um so williger diesen Klängen lauschte, als sie mit seiner aus dem geographischen Raumerlebnis abgeleiteten Einstellung harmonierten. Was die Natur jedem russischen Menschen zuflüstert, die orthodoxe Kirche sprach es offen aus und sanktionierte es: Geringschätzung des Intellekts, aller materiellen Güter und allen Einsetzens für Überwindung der Widrigkeiten dieses Lebens, Konzentrierung aller Kräfte allein in der Hingabe an Gott und die ihm wohlgefallenden Werke.

So begann die orthodoxe Kirche in Rußland, und sie sah auch in der Folgezeit keine Veranlassung, eine irgendwie geartete Entwicklung einzuleiten. Der Kirche ging es gut so, und der Gläubige war zufrieden. Warum also irgend etwas ändern? Daß man den Zaren zum Papst der orthodoxen russischen Kirche ausrief, schien für beide Teile nur vorteilhaft. Die Kirche behielt im Schutz der weltlichen Macht die Herrschaft über die Masse des einfältigen ungebildeten Volkes, das Zarentum konnte jederzeit über die Kirche verfügen und mit ihrer Hilfe politische Maßnahmen schmackhaft machen. Man ahnte nicht, daß diese enge Bindung von Staat und Kirche am Ende beiden Parteien zum Verhängnis werden mußte, daß wahre Religiosität und erfolgreiche Entfaltung der Kirche stets nur in völliger Freiheit von staatlicher Bevormundung möglich ist.

Jahrhundertelang dämmerte das von der orthodoxen Kirche betreute russische Volk dahin, ohne von dem Strom des Lebens gepackt zu werden. Keine Anteilnahme an den Kreuzzügen, keine Schulbildung, keine Renaissance, keine Reformation! An Gefühlskraft ebenso reich wie an Wissen arm, gliederte sich der russiche Mensch geduldig der großen Masse der Gläubigen ein, kümmerte sich weder um Staat noch um Wirtschaft, sondern ließ ruhig mit sich geschehen, was kirch-

liche oder weltliche Obrigkeit für richtig befand. Die Welt des Westens war der Masse des Volkes fast gänzlich unbekannt. Und die von jeher sehr spärliche Intelligenz fühlte wohl bei gelegentlicher Berührung mit dem Okzident das Andersartige, nahm sich aber meist nicht die Mühe, dieses Fremde in seiner Wesenheit und Problematik zu erfassen. Man war im allgemeinen viel zu wenig geistig geschult dazu und viel zu orthodox überdies. So konnte es am Ende dahin kommen, daß man herablassend auf den Westen blickte und das russische Christentum, die russische „Kultur“ für weit höherstehend ansah als den Westen. Denker und Dichter des russischen Volkes stimmten bald in diesen Chor ein: „reines, tiefes Christentum und wahrhaftes Menschentum gibt es nur in Rußland; die Vorsehung hat die russische Menschheit dazu bestimmt, der ganzen Welt als Vorbild zu dienen; nur an russischem Wesen kann die Welt genesen!“ Kirche und Staat schürten das Feuer, und bald erfaßte die Begeisterung selbst den einfachen Bauern. Rußland der größte zusammenhängende Staat der Welt! Das russische Volk Träger einer religiösen und kulturellen Weltmission, das auserwählte Volk! Doppelt geduldig nahm man nun die großen und kleinen Sorgen des Alltags auf sich. Mußte man leiden, so litt man ja nicht nur für sich und sein Volk, sondern für die gesamte Menschheit, auf daß es einmal hier und im Jenseits aller Welt besser ginge. Forderten Kirche und Staat neue Opfer, nun wohl, so mußte man sie bringen, um die Weltmission des Russentums zu erfüllen. Immer diesselbe Leidensbereitschaft, immer dasselbe stille Heldentum im Dulden. Man merkte nicht, wie die Panslawisten alles das mißbrauchten zur bloßen Machterweiterung des russischen Staates. Man sah nicht, wie sich die Kirche immer unverhüllter zum Werkzeug des Staates hergab. Man war und blieb gläubig und vertraute fest darauf, daß die von Gott bestellte Obrigkeit nur

das Beste für alle wollte und erstrebte. Die da oben mochten schalten und walten, wie sie es für recht befanden; daran Kritik zu üben, stand dem einfachen Bauern nicht zu. Er war ja nur ein winziges bedeutungsloses Teilchen in der Masse des Volkes, das Staat und Kirche nach besserem Wissen führten und leiteten.

III. Das historisch-politische Raumschicksal und die Bilanz des Bolschewismus.

Für das gesamte Abendland hat der große russische Flachlandsraum seit Urzeiten die Rolle eines Glacis gegen Asien gespielt. Hier liefen sich die allermeisten der aus Mittelasien hervorquellenden Völkerstürme tot, der russische Raum fing die meisten von ihnen auf, und nur ganz selten klopfte Asien einmal unmittelbar an die Pforten Mitteleuropas. Es ist etwas Wahres daran, wenn russische Geschichtsschreiber behaupten, der Westen habe sich nur so rasch und glänzend entwickeln können, weil Rußland ihn deckte und den schirmenden Schild über das Abendland hielt. Gut und Blut hat Rußland immer und immer wieder opfern müssen, um sich der asiatischen Horden zu erwehren. Daß es im Verlauf dieses Prozesses durch eben dieses politische Raumschicksal tiefgreifend beeinflußt werden mußte, versteht sich von selbst. Wir haben schon im vorausgegangenen Aufsatz hervorgehoben, was beispielsweise die fast dreihundertjährige Beherrschung Rußlands durch die Tataren bedeutete, wie stark die Mischung von Blut und Kultur war, wie sehr tatarische Methoden in der Politik des Zarentums fortlebten und ganz von selbst auch in die Politik der Leninisten Eingang fanden. Durch viele Jahrhunderte ist der russische Mensch tatsächlich an das Willkürregiment einer kleinen Minderheit, an Steuererpressung, Bestechlichkeit der Beamten, Spitzelwesen u. a. m. gewöhnt. Auch sein politisches Schicksal hieß eben leiden, leiden und

noch einmal leiden. Denn wie sollten die über das ganze Land weit zerstreuten, ungebildeten und zudem noch auf Schritt und Tritt überwachten Bauern auf den Gedanken kommen, ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen? Und es stimmte ja auch so gut zu dem geographischen und religiösen Raumerlebnis, daß man auch im politischen Leben eben nur Entsagen und Dulden üben konnte.

Für die herrschende Schicht des russischen Staates gestaltete sich das politische Raumerlebnis etwas anders, denn man selbst war natürlich nicht willens, mitzuleiden und mitzutragen, sondern erstrebte Freiheit nach allen Seiten und stetige Erweiterung des Machtbereiches. Die Blicke der Regierenden waren deshalb in der Hauptsache immer krampfhaft auf die Peripherie gerichtet, bald mehr nach Osten gegen die Tataren, bald nach Westen gegen das ländergierige Litauen-Polen, heute nach Süden gegen die Türken, morgen nach Nordwesten gegen Schweden. Die russischen Herrscher begriffen ihren Staat in dem Bilde einer allseitig belagerten Festung, und noch heute wirkt diese Vorstellung bei den Bolschewisten deutlich erkennbar nach. Aber man traf tatsächlich das Richtige mit diesem Vergleich. Grenzschutz und Grenzbefestigung war eine lange Zeit hindurch für Rußland oberstes Gebot der Stunde; zur inneren Entwicklung blieb vorerst weder Zeit noch Geld. Das Volk mußte darunter leiden, daß, statt Handel und Gewerbe, Schulwesen, Kunst und Wissenschaft zu entwickeln, alle Kräfte auf die Behauptung und Erweiterung der Außengrenzen konzentriert wurden? Die Entwicklung im Inneren blieb zurück, weil Straßen und Bahnen überwiegend nach strategischen, statt nach kommerziellen und kulturellen Gesichtspunkten gebaut wurden? Gewiß, das Volk mußte leiden; aber man lebte nun einmal in einer Festung, und die Selbstbehauptung erforderte kategorisch das Beiseiteschieben aller nichtmilitärischen Belange.

Hart war es freilich, aber es blieb kein anderer Ausweg, als ganze Dörfer zur Stärkung der Grenze etwa von Innerrußland an die Wolga zu verpflanzen, falls Kirgisen und Kalmüken wieder einmal gar zu unruhig wurden. Mit unerhörter Brutalität mußte die Steuerschraube mehr und immer mehr aus den Bauern herauspressen; aber was blieb anders übrig, wenn die Staats- und Kriegskasse dringend der Auffüllung bedurfte.

Es ist die tragische Schuld der zaristischen Staatslenker, daß sie ein derartiges, für Zeiten der Not allenfalls verständliches Rezept auch beibehielten, als man von außenpolitischer Bedrohung wirklich nicht mehr sprechen konnte. Man war es nun aber so gewöhnt, das Volk wagte noch nicht zu murren, und so ließ man sich verleiten, in ausgetretenen Bahnen weiterzuwandeln, ohne sich um die Zukunft des Staates und das Wohl des Volkes gar zuviel Kopfzerbrechen zu bereiten. Gelegentliche Versuche, eine Änderung herbeizuführen, scheiterten gewöhnlich an dem Widerstand der Hofkreise, der Kirche und der Latifundienbesitzer. Es kam nicht zu Städtegründungen nach westlichem Vorbild, nicht zur Entfaltung einer von Bürgerfreiheit getragenen Kultur, nicht zu einer Differenzierung der Volkswirtschaft.

Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vergrößerte sich der Gegensatz zwischen der in allen Herrlichkeiten schwelgenden Hofgesellschaft und den am gleichen Strange ziehenden Großgrundbesitzern auf der einen, der in unbeschreiblicher Armut und dumpfer Befangenheit dahinvegetierenden Masse der Bauern auf der anderen Seite. Die herrschende Schicht hatte die Fühlung mit der Masse des Volkes gänzlich verloren, und wenn der Zar etwa den Weg zum Volke suchte, so redete ihm Hof und Geistlichkeit solches Vorhaben aus und versicherte ihn der unwandelbaren Liebe und Treue der Untertanen. Die, welche so sprachen, mögen dabei durchaus nicht etwa bewußt ge-

logen haben. Man hatte ja schließlich auch für den Bauern einiges getan, hatte 1861 die Leibeigenschaft aufgehoben, im November 1906 unter Stolypins Führung den Mir beseitigt und allen Mitgliedern der Bauerngemeinde die Freiheit und Mittel gegeben, vom bisherigen Gemeinbesitz des Ackerlandes zum Eigenbesitz überzugehen. Allerdings, alle diese Maßnahmen hatten weder zu der erhofften Intensivierung der Landwirtschaft noch zu der Befreiung des Bauern von unerträglicher Schuldknechtschaft geführt, und der Schrei nach mehr Land hallte immer deutlicher durch die weiten russischen Lande. Aber trotz allem war der Bauer keineswegs revolutionär gesinnt und bestimmt unfähig, einen Umsturz in die Wege zu leiten. Man übersah, daß inzwischen in Rußland längst eine Dreigliederung des sozialen Organismus eingetreten war. Hofadel, Geistlichkeit und Großgrundbesitzer standen nicht mehr bloß dem bäuerlichen Landvolk gegenüber, sondern auch jener seltsamen Schicht, die man vielleicht am treffendsten durch die Worte „Intelligenz und Dienstadel" kennzeichnet. Diese Zwischenschicht hätte theoretisch als die treueste Stütze von Thron und Altar angesprochen werden müssen, denn sie führte, vom Vertrauen der herrschenden Minderheit getragen, die Befehle der Zentralregierung in der Provinz aus oder erzog im Auftrage der Regierung die russische Jugend. Gerade in diesen Kreisen aber, die tagtäglich die materielle und geistige Not des russischen Volkes miterlebten, erwachte das soziale Gewissen mit elementarer Gewalt. Hier war die Front, wo sich eine Tragödie nach der anderen abspielte, ohne daß die Etappenzentrale in Petersburg davon erfuhr bzw. davon hören wollte. Hier sah man unausgesetzt den Volksgenossen, den Bruder, aufs schwerste leiden; man wußte und las es immer wieder von neuem, wieviel besser und freier die Völker des Westens lebten; man konnte am Ende dieses entsetzliche russische Elend nicht mehr mit ansehen, ohne vom

tiefsten Mitleid mit dem Bauern, vom festen Willen zur helfenden Tat beseelt zu werden. Aber wie helfen? Der Gedanke an Evolution lag der russischen Intelligenz fern. Man war in Rußland geistig zu wenig diszipliniert, zu extensiv auch im Geistigen, um sich vorstellen zu können, daß nur Schritt für Schritt eine Besserung zu erzielen sei, daß Generation auf Generation in stetiger, zielbewußter Arbeit dazu beitragen müsse, Rußland allmählich besseren, glücklicheren Zeiten entgegenzuführen. Vielleicht traute man dem russischen Volke die Kraft zur Evolution nicht zu, vielleicht war man des Glaubens, daß die Not schon gar zu groß sei, daß unter allen Umständen sofort die Tat erfolgen müsse. Auf jeden Fall entschied man sich mit aller Leidenschaft für den revolutionären Weg. Studenten und Professoren, Beamte und Offiziere in der Provinz, Journalisten und Künstler, sie alle berauschten sich an der Vorstellung, das Bestehende mit Gewalt einzureißen und aus dem Trümmerfeld ein neues besseres Rußland erstehen zu lassen. Im Ziel war man sich durchaus einig, nur hinsichtlich der einzuschlagenden Wege bestanden Meinungsverschiedenheiten, und von einem klaren Bauplan für die Zukunft war bei den Allerwenigsten die Rede. Sinnlose Attentate auf einzelne Minister und Mitglieder der Herrscherfamilie leiteten die Periode des Terrors ein, von der allein man sich baldige Besserung versprach. Nicht Bauern, nicht Arbeiter traten als aktive Revolutionäre auf, sondern Angehörige der Intelligenz, des Beamtenadels, oftmals sogar hohe Offiziere. Noch wäre es Zeit gewesen, durch entschlossene Reformmaßnahmen dem täglich wachsenden Unwillen zu steuern. Aber die herrschenden Schichten verstanden die Zeichen der Zeit auch jetzt noch nicht. So konnten sich die dem Kreise der Intelligenz entstammenden Revolutionäre in geheimer Wühlarbeit mehr und mehr mit dem Industrieproletariat der Städte verbinden, hier und da wohl auch schon mit der

Bauernschaft Fühlung nehmen. Wie es dann weiterging, brauchen wir im einzelnen hier nicht aufzuführen. Auch die Leninsche Revolution wurde, wie alle vorausgegangenen, von Menschen aus bester Familie, mit vorzüglichster Bildung getragen. Nicht ein einziger Führer aus jener Zeit ist Arbeiter oder Bauer gewesen; dafür aber waren alle darin einig, daß ihr Werk der Befreiung dem Arbeiter und Bauern gelte, daß sie, die Wohlerzogenen und Wohlhabenden, sich einsetzen und notfalls opfern müßten für die Armen und Schwachen. Nur in Rußland mit seinem eigenartigen geographischen, religiösen und politischen Raumschicksal erscheint eine solche Einstellung denkbar und verständlich. Welch geistige Kümmerlichkeit bedeutet es, daß man bei uns im Westen versucht, raumgebundene russische Vorbilder sklavisch nachzuahmen! Wird man sich nicht endlich darauf besinnen, daß jedes Land und jedes Volk in Europa seine eigenen Raumschicksale birgt und daß sich Umgestaltungen auf die Dauer nur behaupten können, wenn sie diesen gemäß sind?

Die Union der sozialistischen Sowjet-Republiken hat in diesen Wochen das Fest ihres zehnjährigen Bestehens gefeiert. Mit einiger Sicherheit lassen sich jetzt die Ziele des gewaltigen Tatmenschen Lenin und die Ergebnisse des von ihm durchgeführten Umsturzes erkennen. Selbstverständlich kann nicht die Rede davon sein, die Persönlichkeit eines Lenin geopolitisch oder sonst irgendwie zu erklären; an der Persönlichkeit, die stets einen entscheidenden Einfluß auf Politik, Wirtschaft und Kultur ausüben wird, endet die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Untersuchung und Deutung. Was wir können und worauf wir uns im folgenden beschränken müssen, ist ein Versuch, die politischen Handlungen Lenins an dem Maßstabe der spezifisch russischen Raumgegebenheiten zu messen. Eine derartige Studie wird uns zudem am ehesten in den Stand setzen, Dauerhaftes und Vorübergehendes im bolschewistischen Rußland zu scheiden.

Es ist sicher kein Zufall, daß das erste moderne Experiment einer kommunistischen Staats- und Wirtschaftsordnung gerade in Rußland vorgenommen wurde. Ganz im Gegensatz zu der von Marx vorausgesagten Entwicklung hat die Idee des Kommunismus in dem überwiegend agrarischen, vom Kapitalismus kaum eben erst berührten Ostreich Wurzel fassen können, weil hier das geographische, das religiöse und das historisch-politische Raumschicksal am stärksten die Vorstellung geweckt hatte, daß der einzelne in der Masse aufgehen, als willenloser Teil der Masse Leid und Freud gleichermaßen mit seinem Volksbruder teilen müsse. Die Grundeinstellung des russischen Kleinbauern und Fabrikarbeiters war jedenfalls, wie wir oben sahen, schon lange vor dem Auftauchen leninistischer Ideen ganz ausgesprochen kollektivistisch. Aufteilung des Bodens nach der Seelenzahl, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Nivellierung, alles das lag dem Russen von jeher und mutete ihn infolgedessen am Bolschewismus keineswegs fremd an. Die Kleinbauern und Knechte haßten den „Kulak" (Großbauer, wörtlich Faust) und erst recht den Latifundienbesitzer, der ihre Zinsgroschen in den Bädern der Krim oder der Riviera, in Paris oder sonstwo verpraßte. Er war ihnen, weil über die namenlose Masse hinausgewachsen, innerlich entfremdet worden, war nicht mehr ihr Bruder. Nicht das etwa hätte sie reizen können, auch ihrerseits Kulak oder Großgrundbesitzer zu werden, sondern sie begehrten als typische Massenmenschen vielmehr das Wiedereinfügen dieser Außenseiter in die Masse, das Nivellieren nach unten. Insofern also steht Lenins Programm und Tat durchaus in Einklang mit dem, wozu die spezifisch russischen Raumschicksale den Menschen hier erzogen hatten. Der einfache Kleinbauer bejahte Lenins Sozialrevolution nicht bloß deswegen, weil er dadurch zu dem heißbegehrten Stückchen Land kam, sondern auch aus der Hoffnung heraus, Lenin werde die „westlerische

Verkommenheit" des individualistischen Menschen beseitigen und aus Rußland endlich wieder ein Volk von gleichgestellten Brüdern machen. Der Kommunismus, die Nivellierung zur Armut, wurde in weiten Kreisen der einfachen Bauernschaft als Verwirklichung der völkischen Heilsidee begrüßt.

Daß all dieser Segen von oben kam, daß Bauer und Arbeiter weit mehr Objekt als Subjekt der Revolution waren, störte den einfachen russischen Menschen nicht einen Augenblick. Durch viele, viele Jahrhunderte hindurch hatte man sich daran gewöhnt, als geduldige Masse artig hinzunehmen, was ein kleiner, diktatorisch waltender Regierungskreis für gut befand. Früher war es der Tatarenkhan, dann der Zar, jetzt Lenin. Gab es denn überhaupt eine andere Möglichkeit? Durfte man wagen, den Volksgenossen im Kreml hereinzureden, die mit viel Wissen und ehrlicher Leidenschaft die Revolution für den Arbeiter und Bauern durchgeführt hatten? Nein, jetzt war es Pflicht, blindlings diesen neuen Herrschern zu gehorchen und ihnen zu vertrauen.

Auch das wurde nicht als etwas Besonderes empfunden, daß der Weg zum „Glück" durch wahre Ströme von Blut hindurchführte. Immer war es ja in Rußland so gewesen, daß der Inhaber der Macht keinen anderen Willen neben sich duldete und ein Aufbegehren gegen diesen Grundsatz Deportation oder Hinrichtung zur Folge hatte. Mit geistigen Waffen zu kämpfen, war in Rußland nie geübt worden. Und was wollten eigentlich die Gegenrevolutionäre? Dem Bauern das mit vieler Mühe endlich erlangte Land wieder abnehmen? Die Herren Barone und ihre Schergen wieder zurückführen? Das sollte und durfte nicht sein. Niemals! Eher mochten sie zu Tausenden sterben, jene, die sich offen oder versteckt mit derartigen Plänen trugen. Ein Menschenleben gilt im allgemeinen nicht viel in dem Lande des Kollektivismus. Was ist denn der einzelne Mensch mehr als ein winziges Stückchen

der unendlichen Masse? Mochten sie ihrem Wahn zum Opfer fallen, die Verblendeten. Rußland ist groß, und die Masse mit ihrem unerschöpflichen Geburtenüberschuß wird die Wunden schnell wieder heilen lassen, die Lücken sehr bald wieder ausfüllen. Freie Bahn jetzt vor allem dem landhungrigen Bauern; Gehorsam und Treue denen, die dem Bauern zuliebe die Tat gewagt hatten! Man spürte doch wirklich, wie sehr der neuen Herrschaft das Wohl des einfachen Mannes am Herzen lag: Kindergärten und Schulen entstanden in fast jedem Dorfe, Regierungsagronomen kamen und erteilten Rat, allen Stämmen wurde Kulturautonomie zugestanden, so daß man die Regierungsdekrete in der Muttersprache vorgelesen erhielt, vom Richter die Beherrschung eben dieser Muttersprache verlangen konnte usw. Wie anders und wie viel besser war es fürwahr geworden als ehedem!

In diese freudige Beschaulichkeit des von der Intelligenz betrauten Bauern und Arbeiters mischte sich jedoch bald eine Enttäuschung und Bitternis, mit der namentlich der Bauer sich schwer abzumühen hatte. „Religion ist Opium fürs Volk", proklamierten die neuen Gewalthaber. Wie das verstehen und ertragen? Natur und Geschichte hatten, wie wir oben darlegten, gerade im russischen Menschen das religiöse Empfinden sehr stark geweckt und gefördert. Und nun sollte Gift sein, was bislang als heilig betrachtet worden war? Nun sollte, was Jahrzehnte hindurch als Weltmission des russischen Volkes gepriesen wurde, nicht nur keinen Wert haben, sondern geradezu schädlich im höchsten Maße sein? Der einfache russische Bauer vermochte das lange Zeit schlechterdings nicht zu fassen. Er fühlte, daß ihm etwas aufgezwungen werden sollte, was seinem Raumschicksal und Raumerlebnis konträr war. Auch die Leninisten waren sich dessen durchaus bewußt, aber sie mußten so operieren, wollten sie sich politisch und wirtschaftlich durchsetzen. Die orthodoxe

Kirche, wir betonten es oben, war im Laufe der Zeit in erheblichem Maße ein Instrument der zaristischen Politik geworden; sie war und blieb auch nach dem Umsturz zunächst eine Stütze des Zarismus, mußte also als politischer Gegner unter allen Umständen bekämpft werden. Darüber hinaus erklärte man, was tragisches Schicksal war, für Schuld und machte im bolschewistischen Lager die Kirche dafür verantwortlich, daß das russische Volk dumm gehalten worden war. Für den bolschewistischen Staat waren nicht Mystiker, sondern Realisten und Intellektualisten notwendig; nicht kirchlich-gläubige Menschen und Träumer brauchte man zum Aufbau der neuen Gesellschaft, sondern wissende und denkende Staatsbürger. Die russische Revolution von 1917 sollte, wie die französische von 1789, den Sieg der Vernunft bedeuten! Man wollte und mußte fortan radikal diesseitig, intellektualistisch eingestellt sein, denn sonst war der wirtschaftliche Bestand des proletarisch-bolschewistischen Staates gefährdet.

So etwa argumentierten die neuen politischen Führer. Ganz naiv glaubten sie, man könne eine tief raumgebundene geistige Einstellung durch einen Erlaß von heute auf morgen aus der Welt schaffen. Und sie merkten nicht, daß in dem Maße, wie Lenin, der Führer, siech und sterbenskrank wurde, sie selbst, die Apostel der Vernunft, die wütenden Bekämpfer der Gläubigkeit, mehr und mehr in den Bann echt russischer Gläubigkeit gerieten. Um kirchliche Dogmen freilich drehte es sich jetzt nicht mehr, aber um politische, soziale und wirtschaftliche Dogmen desto mehr. Die Bibel wurde verhöhnt und verspottet, Lenins Schriften dagegen für die unumstößliche Grundlage, das A und O des Bolschewismus erklärt. Der „Gottlose“, eine eigens eingerichtete offizielle Kampf- und Schmähzeitschrift, besudelte alles, was Christen, Juden und Mohammedanern heilig ist; dafür aber wallfahrteten die russischen Kommunisten zu Tausenden und Abertausenden zum Mausoleum Lenins auf dem Roten Platz von Moskau und beteten dort in inbrünstiger Versenkung ihren neuen Gott an. Für die Heilandkreuze und Heiligenbilder der orthodoxen Kirche hatte man nur beißenden Spott und Hohn übrig; daß dem „bolschewistischen Heiland“ allenthalben in ganz Rußland Altäre errichtet wurden, fand man ganz selbstverständlich und in Ordnung. So ist es weitergegangen bis zum Kampf der Oppositionsgruppe Trotzki-Sinowjew gegen den von Stalin verteidigten offiziellen Parteiapparat. Kirchenspaltung, Schisma! Beide Parteien berufen sich in heiligem Eifer auf das bolschewistische Testament, auf Lenins Aufzeichnungen; beide fordern, daß ihre Auslegung als die richtige anerkannt werde; beide halten sich für die orthodox-bolschewistischen Gläubigen. Und gläubig sind die russischen Bolschewisten fürwahr im tiefsten Sinne des Wortes, wenn sie von der Weltrevolution sprechen. Die Verzückung, die sie dann erfüllt, die grenzenlose Opferbereitschaft, zu der sie sich ehrlich bekennen, das alles entströmt keineswegs mehr der Vernunft, sondern wird gespeist durch einen Strom tiefinnerster Gläubigkeit. Auch der bolschewistische Russe ist und bleibt, mögen sich die Formen noch so sehr wandeln, ein echt russischer Gläubiger; der Fanatismus des russischen kommunistischen Ordens ist deswegen wahr und echt und kann bestimmt von keinem Westeuropäer in gleicher Tiefe und Innerlichkeit nacherlebt werden. Grundsätzlich andere Züge tragen der russische Kommunismus und seine durch Mißverstehen verzerrte Kopie im eigentlichen Europa.

Der einfache russische Bauer vermochte das alles im Anfang natürlich nicht so zu begreifen und rang verzweifelt weiter mit den ihn zutiefst beschäftigenden religiösen Problemen. Ein großer Teil der Bauernschaft rückte wegen dieser Streitfrage innerlich von den Bolschewisten ab, be-

kannte sich wohl auch gar öffentlich und ungeachtet der bolschewistischen Schikanen als treuer Sohn seiner alten Kirche. Ein anderer Teil verfiel der ungemein geschickten Regie der Revolutionäre und taumelte nun mit der ganzen Haltlosigkeit geistig undisziplinierter Menschen von dem einen in das andere Extrem. Das gehört eben zum Wesen des einfachen, ungebildeten Russen, daß er heute der gutmütigste, sanfteste und umgänglichste Mensch der Welt sein kann, um sich morgen geradezu tierisch zu gebärden; ihm fehlt einstweilen gänzlich jene innere Sicherheit und Ausgeglichenheit, wie sie allein Wissen und Bildung verschafft. Dadurch ist es zu erklären, daß jetzt nicht unbeträchtliche Teile der Bauernschaft ausspuckten vor dem, was sie vor kurzem noch in die Knie sinken ließ, daß sie Popen mit wahrer Wollust hinmordeten und Kirchen schändeten, ohne die mindesten Gewissensbisse dabei zu empfinden. Die staunenswerte Regiekunst der Bolschewisten tat, was irgend möglich war, um der Kirche den Todesstoß zu versetzen. „Die Popen", so schrie man unaufhörlich, „waren die zuverlässigsten Spitzel des Zaren. Sie haben euch Bauern an die Großgrundbesitzer verraten und haben allezeit mit denen gehalten, die euch zu Fronknechten machten. Sie wollen euch jetzt wieder um die Früchte der Revolution bringen; darum müßt ihr sie hassen und verfolgen und ausrotten!" Und weiter predigte man: „Ihr russischen Bauern seid von der Kirche in Elend und Verkommenheit gehalten worden und habt euch ein billiges Bild eines besseren Lebens im Jenseits vorgaukeln lassen; genug jetzt davon! Hier lebt ihr, auf dieser Erde schon soll und wird es euch besser gehen, wenn ihr euch uns anvertraut. Das Schicksal überantwortet euch eine Weltmission, nämlich zu kämpfen, zu leiden und notfalls zu sterben, auf daß es den kommenden Geschlechtern in Rußland und in der ganzen Welt besser gehe. Ihr seid die Pioniere einer

neuen Zeit, die Träger der Weltrevolution. Was ihr leistet, leidet und duldet in der Zeit des Überganges, das wird euren Kindern und Kindeskindern zugute kommen und durch sie der ganzen Menschheit." Der russische Bauer horchte auf. Das waren bekannte und angenehme Klänge. Also blieb es doch dabei: „An russischem Wesen soll die Welt genesen." Also durfte und mußte man doch glauben, glauben vielleicht nicht mehr an die alleinseligmachende russische Kirche, aber an die soziale Weltmission des russischen Volkes. Mit Leidenschaft vertiefte er sich in diesen Gedanken, empfand nun wieder, daß er eben doch Glied des auserwählten Volkes war und blieb, daß „Mütterchen Rußland" nach wie vor der Welt als Vorbild dienen sollte. Dieses geschickte Erregen zugleich der nationalistischen und der humanistischen Triebe söhnte so manchen Bauern mit der religionsfeindlichen Einstellung der Sowjetleute aus. Wer heute in die Seele des einfachen russischen Menschen hineinschaut, der wird gewahr, daß die Bolschewisten die Gläubigkeit ausrotten wollten, aber doch höchstens nur die Kirchlichkeit trafen. Der Gläubigkeitsdrang des russischen Bauern besteht in unverminderter Stärke fort, er ist durch die Bolschewisten allenfalls in ein neues Bett geleitet, nicht aber als solcher beseitigt worden. Inwieweit die bolschewistischen Führer dies eingesehen haben, entzieht sich der Kenntnis. Aber es ist in jedem Falle bezeichnend, daß sich vor einigen Wochen sogar die offizielle Aussöhnung zwischen der orthodoxen russischen Kirche und der Sowjetregierung vollziehen konnte. Fühlt man jetzt endlich, daß raumgebundene Geistigkeit nicht durch einen Regierungserlaß beseitigt werden kann? Und wie wird sich die Zukunft des neurussischen Staates gestalten, falls es nicht im Laufe der Zeit gelingen sollte, die urrussische Gläubigkeit durch nüchternes Wissen zu ersetzen? Wird man die weiten russischen Lande wirklich mit einem solchen

Menschenmaterial zu reger Industrialisierung, zu allgemeiner Intensivierung der Agrarbetriebe führen können? Wird das intellektuell gründlich geschulte Industrieproletariat der kapitalistischen Welt auf die Dauer der Parole von der Weltrevolution Folge leisten, wenn es allmählich offenbar wird, wieviel echt russische Traumsehnsucht, wieviel phantastische Gläubigkeit und wie wenig reale Tatsachen hinter diesem Schlagwort stecken?

Der Kampf der Bolschewisten gegen die Religion war ein Schlag ins Wasser. Man wollte den Russen seelisch von Grund auf umgestalten, man wollte ihn mit kühnem Schöpfermut zum Ebenbild derer machen, die alle Jenseitigkeit, alles Irrationale, alles Seelenleben negieren. Nun fühlt man die Sinnlosigkeit dieses Experimentes und beugt sich vorerst der Stärke der russischen Raumerlebnisse. Vielleicht hofft man im stillen noch, durch langsame, stetige Erziehungsarbeit und systematische Ausbildung des Intellekts dieses Ziel am Ende doch zu erreichen. Aber die tollwütigen Attacken des „Gottlosen" sind abgeblasen worden, die Geistlichkeit ist nicht mehr vogelfrei. Man wird toleranter, und wendet sich langsam, langsam von revolutionären zu evolutionären Methoden. Wozu dann aber der gewaltige Umsturz, wozu das wahnwitzige Zerschlagen alles Bestehenden, das Hinmorden von Tausenden und Abertausenden? Der Bolschewist verweigert die Auskunft oder gleitet mit einem billigen „Überzeugungsperiode, Taktik" über das Problem hinweg. Im Grunde wird er die Hohlheit dieser Phrase empfinden, ja mehr noch, er wird zweifeln, so schwer es ihm zunächst ankommt, ob in Rußland eine von einer Generation zur nächsten weitergehende Evolution überhaupt möglich ist. Aber auch derartige Gedanken erschüttern den bolschewistischen russischen Intelligenzmenschen nicht allzu sehr. Sollte der Weg der Evolution nicht zum Ziele führen und die Kraft dieser Revolution

nach und nach verpuffen, nun gut: es lebe die nächste Revolution! Und gläubig hingegeben entwickelt er gar schon Pläne und träumt von den Zeiten, wo das erneute Auflodern der Brandfackel in Rußland die ganze Welt in Flammen setzen wird. — —

Der Kampf der Bolschewisten gegen Kirche und Glauben hatte die Stellung der Sowjets gegenüber den Bauern eher geschwächt als gestärkt. Des Industrieproletariats war und blieb man zwar sicher, der Bauer aber machte keineswegs bedingungslos mit. Die Einheitsfront der Arbeiter und Bauern war also bereits ernstlich erschüttert, wenn nicht gar schon gesprengt. Ehe sich die Situation auf diesem Gebiete einigermaßen überschauen ließ, hatte das bolschewistische Bollwerk an anderer Stelle bereits einen weit ärgeren Riß erhalten. Die Gleichmacherei des Kriegskommunismus hatte tatsächlich auf der ganzen Linie eine Nivellierung zur Armut bedeutet. Die wenigen trotz Revolution und Bürgerkrieg leidlich verwendungsfähig gebliebenen Fabriken machten als nunmehrige Staatswerke die verschiedenartigsten Experimente in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung; es wurde wenig und teuer gearbeitet, so daß die sowjetrussischen Fertigwaren über die Maßen schlecht und im Preise geradezu unerschwinglich waren. Man hätte dieser Not leicht steuern können, wenn man die Grenzen geöffnet und der europäischen Industrie den Zugang nach Rußland gestattet haben würde. Da dann aber die überdies mit tausend Schwierigkeiten kämpfende russische Staatsindustrie bestimmt über den Haufen gerannt worden wäre, kam dieser Ausweg nicht in Frage. Krampfhaft hielt man an dem Außenhandelsmonopol fest und ließ von außen so wenig herein, daß sich die Not der Bevölkerung rasch ins Riesenhafte steigerte und es bald an allem und jedem fehlte. Zudem versteifte man sich hartnäckig auf die Verstaatlichung auch des gesamten Innenhandels, der staat-

liche Handelsapparat arbeitete jedoch derart unökonomisch, daß auch dadurch wieder noch die Lage wesentlich verschlimmert wurde. Den Städtern ging es dabei noch nicht ganz so schlimm wie den Bauern. Der Staat bemühte sich, so gut er konnte, für die tägliche Nahrungsmittelration der Soldaten, der Fabrikarbeiter und der tunlichst irgendwie zu Beamten gewordenen restlichen Bevölkerung zu sorgen. Mit der Bekleidung haperte es schon viel mehr; man ging vielfach in Lumpen, die wahrhaftig nur mit vieler Mühe und Not am Körper festzuhalten waren. Ganz elend war es vollends mit Heizstoffen bestellt, und man begreift, daß die Städter so manchen Prachtbau plünderten, um nach und nach das Holzwerk des obersten, des mittleren und schließlich auch des unteren Stockwerkes in die Öfen wandern zu lassen. Noch 1924 habe ich in Leningrad eine ganze Reihe von Palais und einfachen Häusern beobachtet, von denen buchstäblich nur die Fassaden und Umfassungsmauern übrig geblieben waren; alles übrige hatte man verheizt. Aber was besagte das alles gegenüber der geradezu übermenschlichen Not, die damals allenthalben auf dem Lande herrschte! Organe des Sowjetstaates nahmen den Bauern alles weg, was diese nach Meinung der Bolschewistenführer irgendwie entbehren konnten. Die Sorge vor Unruhen in den Städten trieb die Sowjets zu derartigen Maßnahmen, die Sorge damit zugleich um den Bestand ihrer gesamten Staatsschöpfung, denn auf die in den Städten konzentrierten Arbeiter und Soldaten stützte sich einstweilen das Regiment der Leninisten in der Hauptsache. Daß der Bauer nicht minder hungern mußte als der Städter, kümmerte die Sowjetgewaltigen nicht so sehr. Von jeher war ja der Bauer daran gewöhnt, das Lasttier des russischen Staates zu sein, stumm zu leiden und zu dulden; er würde gewiß auch jetzt wieder ohne Murren sein Los hinnehmen. — So wuchs die Not auf dem Lande von Tag

zu Tag und kannte bald keine Grenzen mehr. Der Bauer, der die Felder bestellte und die Nährfrüchte erzeugte, durfte sich nicht annähernd mehr satt essen und hatte den Schmachtriemen längst bis zum letzten Loch zusammengezogen. Glückte es ihm ja einmal, etwas Getreide vor den Spähern der Sowjets zu verheimlichen, so erhielt er dafür in der Stadt an Fertigwaren nur ein Bruchteil von dem, was er vor der Revolution dafür bekommen hatte. Es war nachgerade zum Verzweifeln! Hunger und Elend, wohin man schaute, und die Ackergeräte und das sonstige Handwerkszeug in einem Zustand, daß Gott erbarm. Das also war der Segen der für den Bauern, seine Befreiung und Besserstellung in Szene gesetzten Revolution? Man konnte viel ertragen, fürwahr; man konnte seine Bedürfnisse herabsetzen und leiden, wie kaum eine andere Kreatur auf diesem Erdenrund. Nun aber war die äußerste Grenze nicht nur erreicht, sie war überschritten!

Mit passiver Resistenz beantwortete der Bauer die Drangsalierungen durch die Sowjets. Die russische Volkswirtschaft, von irgendwelcher Arbeitsteilung kaum berührt, gestattete ihm ohne weiteres, für einige Zeit einfach zur geschlossenen Hauswirtschaft zurückzukehren. Hatte man von aller Mühe und Plage auf dem Acker ohnedies nichts, nun gut, so schränkte man eben den Anbau wesentlich ein und erzeugte nur soviel, wie zur eigenen Ernährung unbedingt notwendig. Mit leeren Säcken mußten dann die Sendboten der Bolschewisten vom Hofe ziehen; es gab einfach nichts mehr zu nehmen, denn geradezu verhungern lassen konnten sie ihn doch wohl nicht. Alles übrige ging den Bauern nichts an. Er brauchte die Stadt nicht, die ihn mit ihren schlechten und teuren Fabrikwaren doch nur prellte; zur Not jedenfalls konnte man sich eine ganze Zeitlang mit etwas Handwerkerei und Hausgewerbe auf dem eigenen Hofe behelfen. Brauchte aber die Stadt den Bauern, nun, so sollte man zuvor von den Städten

aus eine andere Politik machen. Die Städter mochten ruhig erst einmal tüchtig hungern; je stärker, desto eher würden die Bolschewisten Raison annehmen müssen.

Mit klarem Blick erkannte Lenin zu Anfang des Jahres 1921, daß man allmählich der Katastrophe zusteuerte. Da man aber unmöglich zu jedem Bauern einen Rotgardisten abkommandieren konnte, die bäuerliche Mehrproduktion in keiner Weise zu erzwingen war, so blieb nichts anderes übrig, als vor dem Bauern zu kapitulieren. Lenin brachte den Mut auf, einen Teil seines Dogmengebäudes selbst wieder einzureißen und an Stelle des bisherigen extremen Kriegskommunismus den „Staatskapitalismus" zu setzen. Daß die Proklamation der „Neuen Ökonomischen Politik (Nep)" nicht damals schon als Bruch mit der kommunistischen Idee begriffen und demgemäß bekämpft wurde, spricht für die erstaunliche Disziplin, die Lenin in dem russischen kommunistischen Orden allezeit zu wahren verstand. Im übrigen sprach man auch hier gern und laut von „Übergangsstadium" und betonte, daß man die Privatwirtschaft nur vorübergehend zulasse, um mit Hilfe der Privatunternehmer und ihrer reichlich bemessenen Steuerabgaben das finanzielle Fundament für eine in Bälde wieder zu erwartende kommunistische Staatswirtschaft zu schaffen.

Die Nep-Politik wirkte förmlich wie ein Zauber auf die russische Wirtschaft. Als ein Wunder bestaunte das russische Volk diesen plötzlichen Sprung von Elend und verzweifelter Not zu neuem Leben und zuversichtlicher Wirtschaftsentfaltung. Und wirklich, es war wunderbar, was man jetzt in Rußland erlebte, weit mehr noch ein Wunder als die Schaffung der Rentenmark in Deutschland. Man denke doch nur an jenen Beamten, von dem Axel de Vries berichtet. Ihm wurde in der Zeit des Kriegskommunismus seine Gage für ein halbes Jahr in der Form von Zündhölzern verabfolgt,

so daß er sich und seine gesamte Nachkommenschaft bis ins dritte und vierte Glied hätte mit Zündhölzern versehen können; Nahrungsmittel jedoch erhielt er nicht, und die Zündhölzer verkaufen durfte er auch nicht, denn in diesem Falle hätte er sich des Verstoßes gegen das Gesetz über die Spekulation und das Verbot des Privathandels schuldig gemacht! Derselbe Beamte erhielt nun nach Einführung der Nep-Politik seine Bezüge in Geld ausbezahlt, durfte mit dem Gelde machen, was er wollte, konnte kaufen, was er begehrte, denn das Zeitalter der Nep bedeutete nicht nur die Rückkehr zur Geldwirtschaft, sondern auch zum freien und z. T. privaten Innenhandel.

Mehr noch des Wunderbaren erlebte das russische Volk in jenen Jahren. Für das zaristische Branntweinmonopol von ehedem hatte der Bolschewistenstaat bislang nur sittliche Entrüstung und schärfste Verurteilung übrig gehabt. Wein und Bier hatte man dem Volke gestattet, aber Schnaps sollte für alle Zeiten verboten sein, weil er Gesundheit und Moral verdürbe. Das war in der Theorie sicher ausgezeichnet. Aber die zaristische Staatskasse hatte Jahr für Jahr viele Millionen Rubel durch das Branntweinmonopol vereinnahmt, und die Schwarzbrennereien hatten sich in Sowjetrußland trotz aller amtlichen Verfolgung in recht großer Zahl erhalten. Beide Überlegungen führten die Bolschewisten dazu, die alte schöne Goldquelle nun auch ihrem Staate zu erschließen und das staatliche Schnapsmonopol wieder einzuführen. In Stadt und Land gab es nun wieder tröstenden Branntewein, und man sprach ihm nach altem Brauch ebenso kräftig zu, wie bisher den freilich kostspieligeren Surrogaten Wein und Bier. — Noch 1924 hatte ich auf meiner Reise durch Rußland die Kommunisten leidenschaftlich auf die Staatslotterien der Welt mit kapitalistischer Wirtschaftsordnung schimpfen hören. Man geißelte es als unsittlich, daß der Staat seine Hand dazu bietet,

diesen oder jenen Bürger über Nacht ohne jede Arbeit reich werden zu lassen. Kurze Zeit darauf hatte man sich in Sowjetrußland ausgerechnet, wieviel der Staat durch Errichtung einer Staatslotterie verdienen würde, und siehe da, der antikapitalistische Sowjetstaat beglückte seine Bürger eines Tages mit einer roten Staatslotterie. — Welche fundamentalen Umgestaltungen vollzogen sich gleichzeitig in der russischen Volkswirtschaft! Zur Ausbeutung von Naturreichtümern aller Art wurden von der Sowjetregierung Konzessionen an Privatunternehmer, hauptsächlich ausländische Kapitalisten, vergeben. Nationalisierte industrielle Unternehmungen wurden an ebensolche Privatunternehmer verpachtet. Neben den vom Staat oder den Genossenschaften eingerichteten Handelsbetrieben wurde der private Handel zugelassen u. a. m.

Das Allerwichtigste aber war die Änderung, die sich mit Einführung des Staatskapitalismus in der russischen Agrarwirtschaft vollzog. In dem Agrargesetzbuch von 1922 kam der Verzicht auf die Sozialisierung der Bauernwirtschaft bereits klar zum Ausdruck. Die Verstaatlichung des Bodens gab man zwar offiziell nicht preis, die Formen der Bodennutzung aber wurden einer freien Wahl der Bevölkerung überlassen. Zudem gestattete man jetzt wieder Landpachtungen und sogar Lohnarbeit in der Bauernwirtschaft. Dem Landmann wurde freies Verfügungsrecht über seine Erzeugnisse eingeräumt; er hat seitdem bloß noch eine Agrarsteuer zu zahlen, die sich grundsätzlich in nichts von der entsprechenden Steuer in kapitalistischen Staaten unterscheidet. Noch etwa bestehende Zweifel wurden durch Dekrete und Parteibeschlüsse beiseite geräumt. So verkündete der Erlaß vom 18. April 1925, daß die nach dem Agrargesetzbuch von 1922 nur als Ausnahme zugelassene Lohnarbeit in landwirtschaftlichen Betrieben künftighin ohne jede Einschränkung gestattet sei.

Wie sehr hatte sich Rußland in wenigen Jahren gewandelt! Die Produktion der Fabriken vergrößerte sich von Monat zu Monat; der Bauer steigerte seine Anbaufläche, aß sich selbst erst einmal wieder tüchtig satt und verkaufte den Rest seiner Erzeugnisse zur Versorgung der russischen Städte und zur Ausfuhr ins Ausland; Handel und Verkehr entwickelten sich rasch wieder in dem Lande von Hammer und Sichel. Befreit atmete das russische Volk auf. Nur wenige überschauten frühzeitig, mit welchen Opfern diese Besserung erkauft und welche Zukunftskrise dadurch heraufbeschworen worden war.

Wir verweilen nur kurz bei dem Industrieproblem. Einst hieß es, die Fabrik gehöre dem Arbeiter und er allein habe darin zu befehlen. Wie anders war es jetzt geworden! Ökonomische Belange wurden allenthalben über soziale gestellt; scharf rechnende Direktoren sorgten dafür, daß förderhin keinerlei entbehrliche Arbeitskräfte unnütz mitgeschleppt wurden, und daß die ihnen anvertrauten Werke mit dem denkbar höchsten Nutzeffekt arbeiteten. Es wehte ein scharfer Wind jetzt in allen Arbeitsstätten. Kommunistische Vertrauensleute saßen wohl in der Regel noch in der Werksleitung, aber den Ausschlag gaben hier mehr und mehr die „Spezialisten", akademisch geschulte Ingenieure oder von früher her mit der Materie vertraute Kaufleute, alles keine Mitglieder des roten Ordens, sondern fast ohne Ausnahme „Parteilose". Zudem war die Überfremdung der russischen Industrie jetzt fast wieder ebenso groß wie in zaristischer Zeit. Ausländer gründeten wie einst in Rußland Filialwerke, und wenn auch jeder Konzessionsvertrag mit raffinierten Klauseln ausgestattet, überall die Mitwirkung russischer Kräfte vorgesehen war, so blieben den Landfremden faktisch immer noch genug Vorrechte, und die Leiter bis hinab zum Meister waren wie einst Fremde. Von einer wirklich auf eigenen Füßen stehenden russischen Industrie kann in der Tat auch heute noch nicht

gesprochen werden. Es ist bezeichnend, daß die große elektrotechnische Fabrik in Charkow ihre Zeichnungen von der Berliner AEG bezieht, daß der Bau der großen Elekrizitätswerke im Kaukasus am Ende eben doch der Siemens-Bauunion übertragen wurde usw. Das alles erinnert in der Tat stark an Zeiten und Zustände, die schon als längst überwunden gegolten hatten. Ist es die organisatorische und fachwissenschaftliche Überlegenheit des Westens, die sich einstweilen noch als stärker erweist und den Russen im eigenen Lande zurückdrängt? Vollendet der Russe jetzt wirklich erst seine industrielle Lehrzeit oder eignet er sich überhaupt nicht zu selbständiger Industriearbeit? Eine schicksalsschwere Frage! Gewiß, der europäische Kontinent hat sich einst auch englische Lehrmeister verschrieben und sich von ihnen anleiten lassen müssen; aber er hat alle Fertigkeiten schnell abgeguckt und sich in der Folgezeit als fähig erwiesen, nicht nur das von Landfremden Errichtete fortzuführen, sondern es durch eigene Erfindungen auszugestalten und schließlich auch hierin das Vorbild zu erreichen und sogar zu überflügeln. Wir wagen nicht, für Rußland den Propheten zu spielen. Aber wir müssen darauf hinweisen, daß sich Rußland schon seit Peter dem Großen abmüht, es in Gewerbe und Industrie dem Westen gleichzutun. Überschaut man diese Zeitspanne, so muß man sagen, daß die erzielten Fortschritte geradezu minimal sind und die Gesamtentwicklung einigermaßen pessimistisch stimmt. Wir neigen im Ernst auch hier dazu, an ein tragisches Raumschicksal zu denken. Es möchte uns scheinen, daß die russische Umwelt Menschen formt, deren Stärke eben mehr in der Entfaltung von Gemütskraft als des Intellekts begründet ist. Ob der Bolschewismus durch Bekämpfung des Analphabetentums, durch systematischen Ausbau des Schulwesens und andere Maßnahmen mehr hierin wird Wandel schaffen können, ob es ihm gelingt, aus dem typischen Ostmenschen einen

Menschen von der Art des Westens zu machen, auf diese Frage wird allein einst die Geschichte Antwort erteilen. Jedenfalls hindern die spezifischen Raumerlebnisse den russischen Menschen sehr stark daran, auf dem Gebiet der Industrie den Vorsprung des Abendlandes einzuholen.

Für die russische Volkswirtschaft kommt es im Augenblick auf etwas anderes an. Man will und muß versuchen, ob aus eigenen Kräften oder mit Hilfe fremdländischen Kapitals und fremdstämmiger Lehrmeister ist gleichgültig, die Industrialisierung Rußlands in denkbarster Beschleunigung vorwärtszutreiben. Das ist einmal Staatsnotwendigkeit, denn wenn man sich nicht allein mit Fertigwaren versorgen kann, ist und bleibt man in wirtschaftlicher und damit auch in politischer Abhängigkeit vom Ausland. Die Industralisierung Rußlands ist eine zwingende Notwendigkeit auch deshalb, weil, wie wir oben betonten, nur so ein Auffanggefäß für die auf dem platten Lande nicht mehr Unterkommen findende Überbevölkerung geschaffen werden kann. Endlich und letztens benötigte Rußland volkreiche Industriezentren mit völlig entwurzelter Arbeiterschaft, damit der Bauer schnell und billig zu erreichende kaufkräftige Binnenmärkte erhält und hierdurch zur Intensivierung seines Betriebes angereizt wird.

Das alles sind ganz gewiß nicht Weisheiten, die wir den Bolschewisten verdanken. Ganz genau so haben früher beispielsweise auch Graf Witte und Stolypin schon argumentiert. Die Sowjetpolitik knüpft jetzt also wieder bewußt an die russische Vergangenheit an, aber die Arbeit wird den Bolschewisten ungeheuer erschwert dadurch, daß sie im Banne bestimmter Dogmen leben. Auf die Dauer müssen sie dadurch naturnotwendig in eine Zwickmühle geraten, indem sie entweder die wirtschaftlich-ökonomischen Gesichtspunkte oder die sozialpolitischen obsiegen lassen. Mit etwas grober Abrundung kann man auch sagen, daß sie zwischen der von Fabrikarbeiterschaft und

Bauernproletariat getragenen Orthodoxie des Kommunismus und den mehr auf Privatwirtschaft und Liberalismus abzielenden Wünschen der Mittel- und Großbauern zu wählen haben. Wie sehr tatsächlich die Dinge noch im Fluß sind, wie wenig die bolschewistische Revolution tatsächlich eine irgendwie als endgültig anzusehende Lösung gebracht hat, mag in den folgenden Schlußabschnitten gezeigt werden.

Industrialisierung ist Staatsnotwendigkeit, sie muß erreicht werden. Wo aber die Produktionsmittel hernehmen? Rußland verfügt in seinen Fabriken, Bergwerksbetrieben usw. über Maschinenanlagen, die zum größten Teil überaltert und deswegen nicht recht leistungsfähig sind. Fast alles bedarf dringend der Erneuerung. Die erforderlichen Neuanschaffungen können in Rußland selbst nicht getätigt werden, nur das Ausland (Westeuropa, Amerika) ist imstande, solche modernen Maschinen in der erforderlichen Güte zu liefern. Man muß also wohl oder übel mit der kapitalistischen Welt paktieren. Da die russische Volkswirtschaft nicht die Riesenmittel aufbringt, um die vom Ausland zu beziehenden Produktionsmittel sofort zu bezahlen, so wird das Problem der Industrialisierung zu einem eminent finanzpolitischen. Krampfhaft sucht man nach langfristigen Krediten, nach Anleihen. Die kapitalische Welt ist keineswegs abgeneigt, große Summen in dem rohstoffreichen Rußland zu investieren, aber sie stellt, und niemand darf ihr das verdenken, gewisse Bedingungen: Verzicht auf jedwede Propaganda zugunsten der Sowjetidee und der Weltrevolution; Anerkennung der russischen Vorkriegsanleihen und Entschädigung für den von den Bolschewisten nationalisierten Besitz der Ausländer; Verzinsung und Amortisation der Anleihen durch Lieferung billiger Rohstoffe. Was soll nun der bolschewistische Staatsführer tun? Geht er auf die Bedingungen ein, so verleugnet er Sinn und Berechtigung der bolschewistischen Revolution und schafft sich dadurch naturgemäß Feinde im eigenen Lager. Er schädigt zugleich die Entwicklung der russischen Landwirtschaft, denn das Ausland fordert als Zinsen nicht nur Erdöl, Holz usw., sondern vor allem billiges Massengetreide. Letzteres aber würde Festhalten am extensiven Agrarbetrieb bedeuten, Fortführung der Dreifelderwirtschaft, weil Rußland in Beziehung zum westeuropäischen Hauptmarkt nun einmal in dem Thünenschen Kreis des extensiven Getreidebaus gelegen ist. Tragisches Raumschicksal schon wieder! Also auf das Ausland und die rasche Industrialisierung verzichten? Auch dieser Weg ist ungangbar, denn wenn sich die Industrie nicht schnell machtvoll ausgestaltet, vermag sie den vom Land in die Stadt gerichteten Menschenstrom nicht zu fassen, die Agrarwirtschaft kann sich nicht auf nahe und billig zu erreichende Binnenmärkte stützen und muß demgemäß auf Intensivierung verzichten. Das aber würde bedeuten, daß nach wenigen Generationen die Landnot erneut in Erscheinung treten, daß in kurzer Zeit schon wieder der furchtbare Schrei „Gebt uns Land!" ertönen müßte.

Man halte sich diese Gedankengänge gegenwärtig, um die ungemein heikle Situation zu begreifen, in der sich die bolschewistische Politik befindet. Auch ein Lenin stünde jetzt wahrscheinlich am Ende seiner Weisheit. Es zeigt sich nun eben, daß die entsetzliche Revolutionskatastrophe im Grunde herzlich wenig Fortschritte von Dauer gebracht hat und daß man von einer wirklichen Lösung des russischen Problems nach wie vor und trotz der bolschewistischen Revolution recht weit entfernt ist. Das von Stalin geführte offizielle Sowjet-Rußland scheint das allmählich einzusehen und willens zu sein, die Folgerungen daraus zu ziehen. Man ringt sich allmählich zu der Einsicht durch, daß das bolschewistische Dogma, so schön und hehr es in der Theorie sein mag, für das praktische Leben doch nur wenig tauglich ist. Selbstverständlich

hütet man sich, diese Erkenntnis unverblümt auszusprechen; aber in der amtlichen Sowjetpolitik zeichnet sich dieser Verzicht auf orthodoxen Bolschewismus immer deutlicher ab. Man versichert den in Frage kommenden Staaten offiziell, daß sich die Regierung der Sowjetunion von jeder Einmischung in die innere Politik fernhalten, daß sie keinerlei Propaganda treiben würde weder für eine Änderung der dort bestehenden Staatsform noch allgemein für die Weltrevolution. Man verhandelt mit England und Frankreich über die Anerkennung der russischen Vorkriegsanleihen und eine geldliche Abfindung der rechtlichen Eigentümer nationalisierten Besitzes. Man drängt mit aller Macht nach Anleihen, erleichtert die Konzessionsbedingungen und versucht so mit allen Mitteln, die Industrialisierung zu fördern. Die mehr oder minder geschickt verborgene Kapitulation vor der Welt des Westens scheint den augenblicklichen Machthabern das geringere Übel, weil sie offenbar hoffen, mit der Vermehrung des Industrieproletariats ihre eigene Macht zu stärken und zugleich die Gefahr einer neuen Agrarrevolution zu bannen.

Man gibt sich in den Kreisen der Stalin-Gruppe der Erwartung hin, daß man das Ausland für die zu gewährenden Kredite wird entschädigen können, ohne in der Landwirtschaft an dem extensiven Dreifelder-System festhalten zu müssen. Statt wie bislang in der Hauptsache Getreide an das Ausland abzuführen, möchte man den Export anderer wichtiger Rohstoffe entsprechend steigern: Holz, Flachs, Ölfrüchte, Kohle, Erdöl, Mangan, Eisen und Stahl u. a. m. Ob das Ausland auf diesen Plan eingehen und ob seine Durchführung technisch möglich sein wird, vermag niemand mit Sicherheit zu sagen. Auf jeden Fall bemühen sich die gegenwärtigen bolschewistischen Staatsmänner schon heute, die Intensivierung der russischen Landwirtschaft, ihre Umstellung vom Außenmarkt auf den Binnenmarkt in die Wege zu leiten.

Und wieder müssen sie hierbei mit dem bolschewistischen Dogma in schwere Konflikte geraten. Die von der Revolution herbeigeführte gleichmäßige Verteilung des Bodens sowie die politische und wirtschaftliche Bevorzugung der bisherigen Landlosen und Kleinbauern hat sich gar schnell als ein schweres Hindernis für die geplante Intensivierung erwiesen. Viel besser dazu geeignet sind die früheren Großbauern, die einst so geschmähten Kulak, denn sie haben aus der Revolution immer noch einen Teil der leistungsfähigeren Produktionsmittel hinübergerettet und vor allem, sie besitzen die genügende Erfahrung. Ihnen muß man sich jetzt also wieder nähern. Die an der Stolypinschen Agrarreform einst so leidenschaftlich getadelte Differenzierung der Bauernschaft muß von den Kommunisten jetzt wieder aufgenommen und gefördert werden. Nicht mehr Gleichheit ist die Losung, sondern freie Bahn dem Tüchtigen. Es hilft nichts, die Kleinbauern müssen, wenn sie sich nicht selbst dazu aufschwingen können, Kulak zu werden, rücksichtslos geopfert werden. Sie sollen als Knechte Unterschlupf suchen oder als Fabrikarbeiter in die Stadt ziehen. Nur der Kulak kann das leisten, was man jetzt als entscheidend ansieht: die Intensivierung der Landwirtschaft. Schon die im Mai 1925 stattgefundene Konferenz der russischen kommunistischen Partei betonte nicht nur die Tatsache des Differenzierungsprogrammes in der Bauernschaft, sondern anerkannte ausdrücklich auch die Notwendigkeit und die Zweckmäßigkeit einer Unterstützung und Förderung der Großbauernwirtschaften! Ist man sicher, daß der russische Bauer, selbst der Großbauer, die heute in ihn gesetzten Erwartungen zukünftig erfüllen, daß er sich zu einem unternehmungsfreudigen Bauern nach westlerischer Art entwickeln wird? Niemand kann mit Bestimmtheit hier mehr aussagen als oben hinsichtlich der Eignung des russischen Proletariers zum modernen Fabrikarbeiter, des russischen Gebildeten zu

einem erfolgreichen Erfinder auf dem Gebiete technischen Fortschritts. Man weiß nichts Sicheres, aber man glaubt, und, weil der Wunsch der Vater des Gedankens ist, glaubt man mit echt russischer Inbrünstigkeit. Stalin erwartet, daß im Wirtschaftsleben Rußlands sehr schnell nicht westeuropäische, sondern amerikanische Vorbilder verwirklicht sein werden. Und die kritiklose Masse der russischen Kommunisten, aber auch große Teile der bolschewistischen Intelligenz jubelt Stalin zu und feiert ihn als den Großen, der aus Rußland ein eurasiatisches Amerika machen wird. Mit kindlicher Naivität berauscht man sich an diesem Bild und wird kaum gewahr, daß man den Kommunismus, den ganzen Sinn und Sieg der letzten Revolution langsam aber sicher opfert.

O doch, einige spüren es, Männer der alten Garde, getreue Leninisten. Sie sehen, wie allenthalben der Einfluß des Proletariats sinkt, wie sich aus der Harmonie von Fabrikarbeiter und Landlosem allmählich eine ebenso harmonische Zusammenarbeit von geschäftstüchtigen Fabrikdirektoren, Kaufleuten und Großbauern entwickelt. „Wohin treibt Sowjet-Rußland unter der Führung Stalins?", so fragen sie in tiefem Ernst und kaum verhaltenem Zorn. „Statt Gleichheit aller, heute wieder Ungleichheit wie einst, statt klassenloser Gesellschaft schon wieder eine fein abgestufte Schichtung, statt der Herrschaft des Proletariats ein Überwiegen von Unternehmertypen in Stadt und Land. Selbst die Partei schon durchsetzt mit echten Bourgeois! Haben wir darum unser Leben aufs Spiel gesetzt, daß die kapitalistische Ausbeutung nur ein wenig eingedämmt, grundsätzlich nun aber nicht einmal mehr von dem neuen russischen Staat bekämpft wird? Leeres Geschwätz euer „Mittel zum Zweck". Ihr duldet nicht bloß die Ausbeuter, wie es Lenin als vorübergehende Maßnahme plante, ihr züchtet geradezu diesen uns verhaßten Typ, ihr opfert ihnen den Staat! Verrat auf der ganzen Linie! Man muß sich zur Opposition

zusammenschließen, um den orthodoxen Marxismus-Leninismus zu retten." So reichten sich Trotzki, Sinowjew, Radek u. a. m. die Hand zum Kampf für die Ehre ihres toten Meisters. Die Opposition arbeitete von vornherein nicht so sehr auf dem Lande, weil die Kleinbauern und Knechte kaum genügendes Verständnis aufbrachten; diese bäuerlichen Proletarier wollen nach den furchtbaren Erlebnissen der letzten zehn Jahre lieber als Tagelöhner beim Großbauern schuften und sich dort satt essen, als nochmal in den Bürgerkrieg ziehen und noch einmal diese entsetzlichen Hungerkatastrophen ertragen. Auf dem Lande waren also die Aussichten der Opposition herzlich schlechte. Mit um so mehr Zuversicht appellierte man an den Industriearbeiter in der Stadt. Anfangs sprach man in aller Öffentlichkeit zu ihm und fand hier und dort tatsächlich begeisterte Zustimmung. Als dann die Stalin-Gruppe den ganzen Parteiapparat und die gesamte Presse gegen die Opposition mobilisierte, mußte diese, wie die Leninisten 1917, zu heimlichen Versammlungen und Geheimdruckereien Zuflucht nehmen. Mit einem Fanatismus und einer Ehrlichkeit, die auch dem Gegner Achtung abnötigen, geißelt Trotzki den angeblichen Verrat Stalins, die Preisgabe der wichtigsten Errungenschaften der Revolution. Er verlangt vor allem, daß auf dem Lande sofort mit dem Kulak gebrochen, alle Gunst und Liebe fortan wieder dem Kleinbauern zugewendet würde. Nach außen fordert er die Wiederherstellung der von Stalin erschütterten Einheit des Weltproletariats und ein unentwegtes Einsetzen für die Weltrevolution. So habe es der tote Heros des Kommunismus gewollt, so müsse jeder handeln, der für sich den Ruhmestitel eines echten Marxisten-Leninisten beanspruchen wolle. Mit einem schroffen Nein antwortet Stalin. Er bezeichnet sich als den wahren und allein echten Leninisten, der nur die von Lenin selbst noch proklamierte „Neue ökonomische Politik" folgerichtig und im Geiste des Verstorbenen weiterführe.

Trotzki wird als übler und eigensüchtiger Demagoge gebrandmarkt; er wolle die Massen mit Schlagwörtern abspeisen und irreführen, statt einmal klar zu sagen, wie das entscheidende Problem der Raumnot und der hierdurch diktierten Intensivierung der russischen Landwirtschaft anders als auf dem von Stalin beschrittenen Wege gelöst werden könnte. Beide Parteien kämpfen mit Lenin um Lenin. Im Augenblick hat Stalin gesiegt. Die Trotzki-Gruppe ist aus der Partei ausgeschlossen worden, auf der Opposition lastet die ganze Wucht des vom kommunistischen Orden gegen sie geschleuderten großen Kirchenbannes.

Wie sich die Dinge in der nächsten Zukunft weiter entwickeln werden, ist einstweilen ein Rätsel. Eine Stellungnahme zu den schweren inneren Wirren, die Sowjetrußland jetzt durchmacht, hängt natürlich ganz von dem Blickpunkt ab. Wer an die Lebensfähigkeit der kommunistischen Idee als Norm nicht etwa für einige wenige sittlich hochstehende Menschen, sondern für ein Riesenvolk von rund 150 Millionen zu glauben vermag, der sollte nicht einen Augenblick zögern, sich auf die Seite der von Trotzki geführten Opposition zu schlagen. Wer der Überzeugung ist, daß es sich beim Bolschewismus um eine aus dem Raumschicksal verständliche echt russische Utopie handelt und um nicht mehr, der wird zu Stalin neigen, ohne zu übersehen, daß auch dessen Planung noch sehr viel unbekannte Größen enthält.

Das Raumschicksal trieb Rußland naturnotwendig zu dem grandiosen Experiment, der einseitig kapitalistischen Welt des Westens eine ebenso einseitige kommunistische Staats- und Gesellschaftsordnung vorzuführen. Beide Formen des sozialen Lebens hängen sicherlich mit den verschiedenartigen Raumschicksalen und Raumerlebnissen der westischen und der ostischen Menschheit aufs innigste zusammen. Der Westeuropäer vermochte die aus seinem Raume strömenden Kräfte

in aller Stärke zu erfassen und sich einen dementsprechenden Staats- und Gesellschaftsorganismus zu schaffen. Der Russe hat nur einen Anlauf dazu genommen, er versagte trotz Lenin auf halbem Wege und rennt jetzt dem Phantom nach, aus dem Russen über Nacht einen Amerikaner zu machen.

Wir sind der Überzeugung, daß ein rein kommunistisches System, selbst wenn es Rußland in gewisser Harmonie mit seinem spezifischen Raumschicksal zustande gebracht hätte, auch dort nicht lange Bestand gehabt haben würde. Die Welt ist zu klein geworden, alle Teile sind viel zu sehr aufeinander angewiesen, als daß ein Teilstück sich plötzlich isolieren und ganz andersartige Wege einschlagen könnte. Dennoch war es vielleicht schicksalgewollte Notwendigkeit, daß Rußland der Welt dieses Schauspiel bot. Vielleicht hat sich Rußland ungewollt noch ein letztes Mal geopfert, um die hochkapitalistische Welt zu mahnen, wie dringend not eine Aussöhnung zwischen Ich und Wir tut. Möchte dieser Appell gerade bei uns Deutschen Verständnis finden, die wir nicht nur äußerlich, sondern auch im geistigen Sinne das Raumschicksal der Mittellage zu tragen haben. Wenn wir aus der bolschewistischen Revolution und ihren Folgen etwas lernen wollen, so kann es m. E. nur dieses eine sein, unscheinbar und gigantisch zugleich: daß uns Deutschen die Pflicht auferlegt wurde, in zielbewußt evolutionärer Arbeit eine neue Staats- und Gesellschaftsordnung zu schaffen, die dem einzelnen das für seine Höchstleistung notwendige Maß von Freiheit beläßt und zugleich die Belange der Gesamtheit nachdrücklichst wahrt.

ANMERKUNG

Aus der großen Fülle der für diesen Aufsatz benutzten Literatur mögen hier nur die folgenden Werke angezeigt werden:

1) Nikolaus Basseches: Das wirtschaftliche Gesicht der Sowjetunion. Wien-Leipzig 1925.

2) Boris Brutzkus: Agrarentwicklung und Agrarrevolution in Rußland. Osteuropa-Institut in Breslau, Quellen und Studien, Abt. Wirtschaft. Berlin 1926.
3) Elisabeth Busse-Wilson: Der russische Mensch. Seine Soziologie und seine Charakterologie. Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie 1927, S. 159—182.
4) René Fülöp-Miller: Geist und Gesicht des Bolschewismus. Darstellung und Kritik des kulturellen Lebens in Sowjet-Rußland. Zürich-Leipzig-Wien 1926.
5) Alfred von Hedenström: Geschichte Rußlands von 1878—1918. Stuttgart-Berlin 1922.
6) Alfred Hettner: Rußland. Eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur. 4. Auflage, Leipzig-Berlin 1921.
7) Otto Hoetzsch: Rußland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte vom Japanischen bis zum Weltkrieg. 2. Auflage, Berlin 1917.
8) W. Kliutschewskij: Geschichte Rußlands. IV Bde. Herausgegeben von Prof. Dr. F. Braun und R. von Walter. Leipzig-Berlin 1925/26.
9) V. Marcu: Lenin. Dreißig Jahre Rußland. Leipzig 1927.
10) Hans Mühlestein: Rußland und die Psychomachie Europas. Versuch über den Zusammenhang der religiösen und der politischen Weltkrise. München 1925.
11) Karl Nötzel: Die Grundlagen des geistigen Rußlands. Versuch einer Psychologie des russischen Geisteslebens. Jena 1917.
12) Karl Nötzel: Die soziale Bewegung in Rußland. Ein Einführungsversuch auf Grund der russischen Gesellschaftslehre. Berlin-Leipzig 1923.
13) Erich Obst: Russische Skizzen. Berlin 1925. — Derselbe, Berichterstattungen in der Zeitschrift für Geopolitik 1924—1927.
14) Paul Olberg: Die russische Agrarrevolution. Die geopolitischen Momente der jüngsten Entwicklung Rußlands. Zeitschrift für Geopolitik 1927, S. 959—970.
15) Richard Pohle: Rußland. Mensch und Natur. Ztschr. Ges. f. Erdkunde. Berlin 1917, S. 77—95.
16) Walther Tuckermann: Osteuropa. 2 Bdchen., Jedermanns Bücherei. Breslau 1922.
17) Axel de Vries: Die Sowjetunion nach dem Tode Lenins. 2. Auflage, Berlin-Grunewald 1925.
18) F. v. Wieser, L. Wenger, P. Klein: Der Staat, das Recht und die Wirtschaft des Bolschewismus. Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, Bd. XVIII, Heft 4, Bd. XIX, Heft 1. Berlin-Grunewald 1925.

III.
GEOPOLITIK UND PRAXIS

Karl Haushofer:
GEOPOLITIK UND PRESSE

Geopolitik als Wort, Begriff und Forderung hat Rudolf Kjellén neu geprägt. Neben seinem schwedischen Landsmann Sven Hedin war er einer der treuesten Freunde des deutschen Zukunfts-Gedankens in der Not, der nur, wie so viele andere uns günstig gesinnte hervorragende Zeitgenossen — z. B. König Carol von Rumänien, der japanische Meiji-Kaiser Mutsuhito und seine Staatsmänner Fürst Katsura und Ito — zu früh gestorben ist. Könnte er heute auf die Wirkung des in seiner Prägung in Umlauf gesetzten Begriffes und Wortes herabschauen, so würde wohl Befriedigung seine Züge umleuchten; erst jüngst ist von einer der bestunterrichteten großen deutschen Tageszeitungen ausgesprochen worden, daß dieses Wort Geopolitik und geopolitische Betrachtungsweise nun zum eisernen Bestand jedes besseren Leitartiklers gehören.

Aber nicht darauf kommt es an, denn was auf diese Weise die Gunst des Tages gewinnt, das mag sie ebenso schnell wieder verlieren. Sondern es kommt darauf an, daß die außen- und innenpolitisch, wie wissenschaftlich führenden Köpfe der Presse die geopolitische Betrachtungsweise der Beziehungen staatlicher Lebensformen zu ihren Lebensräumen, wie das sich daraus gestaltende Weltbild wirklich überschauend meistern, daß sie es dauernd in Ordnung halten und daß sie in der geopolitisch richtigen Darstellungsweise — die niemals die erdhaften, bodenbestimmten Dauerzüge einer politischen Frage außer acht

läßt — eine der feinsten und sichersten Methoden geistigen Ringens erkennen, die dem Waffenlosen, aber geistig Regen, langsam wieder Waffen in den Händen schmiedet.

Freilich hat es schon Jakob Burckhardt vor langen Jahren als eine vornehmste, spezielle Pflicht des Gebildeten bezeichnet, „sein Weltbild in Ordnung zu halten". Mehr fordert im Grunde die geopolitische Betrachtungsweise für ihre Ausgangslage nicht. Das scheint wenig, ist aber dennoch sehr viel.

Was soll denn ein in Ordnung gehaltenes Weltbild leisten? Auf jede Forderung des Tages, jeden von irgendeiner Stelle der Erdoberfläche bis zu uns widerhallenden Namen mit einem für Kultur, Macht und Wirtschaft dieses Erdraums so richtigem Aufrißbilde antworten, daß die neue Meldung sich ohne Verzerrung, wie ein Kleidungsstück in einer wohlgeordneten Kleiderablage einordne, jederzeit wieder auf Abruf greifbar, und dennoch ihren neuen Zug in dem durch sie geänderten Bild hinterlasse.

Prüfe sich doch Jeder, der verantwortlich für die Bildung der öffentlichen Meinung zeichnet — (im demokratischen Staatsgefüge noch eine unendlich wichtigere Sache als in aristokratischen oder monarchischen Bildungen mit Überlieferung und festerer Form!) — wie weit sein Weltbild auf den Anruf der Zentrale allseitig lieferbereit ist für eine lebendige Verbindung der staatlichen Lebensform mit ihrem natürlichen, ihrem Kultur- und Volksboden, ihrer Machtausstrahlung in Lage und Raum, ihrem Wirtschaftsgefüge! Wie weit sein Gedächtnis auch nur die Stellen rasch genug nachweist, wo sich schneller Ersatz, ein verlässiger Quellen-Nachweis, treue Kunde für das nie Gelernte oder Vergessene findet!

Darauf aber kommt es in hervorragendem Maße bei der Grundlage eines geopolitisch richtigen Weltbildes an. Denn unsere emsige Schule mit ihren überfüllten Programmen hat uns in der Regel, pflichttreu wie sie ist, die nötige Stoffmasse

schon geliefert, und das Leben hat sie vielseitig genug ergänzt. Aber schon die Anlieferung des politisch-geographischen Rohstoffs zur Geopolitik erfolgte selten in verdaulichem Zustande; auf den ungeschichteten Haufen wurde neue Erfahrung über neue geworfen, und so gleicht selbst beim Gebildeten schon der Ausgangspunkt geopolitischer Arbeit oft mehr einem bei einer Plünderung übereinandergeworfenen Haufen von Gewandstücken als einer wohlgeordneten Ablage.

Dazu kommt, daß die Geopolitik tatsächlich Zusammenwirken, das heißt, als seine Voraussetzung, eine gewisse Schulung auf geographischem, geschichtlichem, staatswissenschaftlichem und soziologischem Gebiet fordert, also auf Gebieten, die oft durch feindselige Ressort- und Fakultätentrennungen geschieden sind, und daß praktische Geopolitik — was im Grunde der Presse besonders sympathisch sein sollte — unablässige Überwindung solcher Schranken, Beseitigung von Scheuklappen bei der lebendigen Wirkung voraussetzt. Sie fordert eben jenen Zusammenbau aus verschiedenen Grundlagen und Arbeitsgebieten, jene Synthese, deren fortwährende Anwendung ja auch kennzeichnend für die Presse ist.

Im Zusammenhang damit steht freilich die Forderung, immer innere Linien und verbindende Wege zwischen den für die Einzelforschung getrennten Arbeits- und Wissensgebieten bereit zu haben, und zuweilen den Mut zum Dilettantismus im edelsten Sinn zu finden, wie ihn gerade auch Burckhardt einmal gefordert hat: als einen Mut zur Auswahl des Geeignetsten und Besten für einen großen Zweck, auch aus Nachbargebieten, in denen man nicht absolut zuständig ist, und einen Mut zur Beiseitelassung der für die Erlangung eines geopolitischen Weltbildes notwendigen, aber für seine Verwertung überflüssig gewordenen Werkstücke und Belege.

Bei den großen Anforderungen, die ein umfassendes Weltbild in unserer Zeit der rasch und reich fließenden Bericht-

erstattung um die ganze Erde stellt, wird sich eine solche Übersicht, wie wir sie fordern müssen, für den Einzelnen nicht über den ganzen Planeten erstrecken können, sondern nur für seinen eigenen Lebensraum und noch einige andere Teilräume erreichbar sein, die er aus wissenschaftlicher Beschäftigung und Zusammenarbeiten mit ihren Bewohnern genau kennt, deren Wesen er irgendwie erlebt hat. — Erst wenn er solche Weltkenntnis einer Reihe von einzelnen, ihm vertrauten Männern zusammenfügt, wird der Mann der Presse jene allseitige Übersicht erlangen, die für die erdumspannende Berichterstattung nötig wäre; und auf solche Weise wird ja auch in großen Schriftleitungen bewußt oder unbewußt gearbeitet. Hier wird immer auch dafür gesorgt, daß durch Zusammenfassungen von Berufenen von Zeit zu Zeit über einzelne Erdräume berichtet und so das Kultur-, Macht- und Wirtschaftsbild fortwährend auf dem laufenden gehalten wird.

Auf diese Weise erhält sich jene geopolitisch einwandfreie, unanfechtbare Vorstellung der aus ihrer Bodenunterlage, Oberflächenform, ihrem Klima, Pflanzenwuchs, ihrer Volkszahl und Wohndichte, ihrem Rassengefüge, ihrer Kultur und Wirtschaft bedingten Lebensformen, die allein ein politisches Urteil auf lange Sicht darüber ermöglicht, was an ihrem politischen Handeln ihrer Eigenart und Persönlichkeit gemäß ist und Dauererfolge verspricht und was ihren natürlichen Daseinsbedingungen widerstreitet, sich also früher oder später strafen muß.

Hier aber begegnet sich die höchste Leistung politischer Erdkunde für die Gegenwart mit der der Geopolitik, die aus dem geschichtlichen Erproben erdbestimmter Züge in der Vergangenheit über die Gegenwart hinweg in die Zukunft schließt und die wichtigste Führerpflicht der Presse mit exakten Unterlagen versehen kann.

Ist so für jeden am Außendienst seiner Zeitung beteiligten Schriftleiter und Mann der Presse geopolitischer Instinkt und geopolitische Schulung heute eine Selbstverständlichkeit und im Grunde immer eine solche gewesen — nur daß man sich die Möglichkeit wissenschaftlichen Erziehens zu geopolitischen Einsichten früher, etwa vor Ratzel, nicht klar genug machte und alles nur durch oft teuer bezahlte Erfahrung erreichbar hielt —, so könnte der gleiche Wert noch immer für innerpolitische und binnenwirtschaftliche Arbeit in Frage gezogen werden.

Denn selbst berufenen Vertretern der politischen Geographie, die bis zum Kriege (freilich nicht folgerichtig genug) der Forderung der Geopolitik in der Praxis zu genügen suchte, war es zu wenig klar, wie sehr außer Lage und Raum und den äußeren Reichsgrenzen auch die innere Struktur, ja die bescheidenste Binnen- und Gaugrenze, entscheidende Wichtigkeit für die Lebensdauer einer politischen Lebensform erlangen kann.

Sonst hätte ein Mann von der überragenden Bedeutung von Supan kaum in seinem letzten Lebenswerk dafür gesprochen, daß die Binnengrenzen ausschließlich der Legislative zu überlassen seien und nichts mit dem Forum der politischen Erdkunde zu tun hätten. Demgegenüber haben die führenden Grenzwissenschaftler der Angelsachsen, wie Lyde oder Holdich, ganz anders gedacht.

Ihnen war großzügige Beschäftigung mit geopolitschen Problemen in der Praxis eines weitgedehnten Weltreichs so selbstverständlich, daß sie aus der Empirie ganz von selbst zur theoretischen Forderung geführt wurden. Wer sagt denn von einer Grenze, wie etwa der bayerisch-tirolischen oder Salzburger, der Wasserscheide des Pustertales, den Höhen des Saarlandes oder von anderen geopolitisch verständnislos zwischen scheinbar guten Nachbarn gelegten Kreis- und Gaugrenzen, bindend

aus, daß sie nicht eimal über Nacht zu Scheidezonen zwischen Kulturkreisen oder sich dauernd trennenden Reichen werden, wo sie dann doch die Probe auf ihre naturwissenschaftlich richtige Führung bestehen sollten?

Nur sehr wenige natürliche Landschaften der Erde sind davor sicher, daß ihnen der Kampf ums Dasein auf dem Rücken der Erde erspart bleibt, daß ihr natürlicher Aufbau so einheitlich, der ihrer Nachbargaue so stetig ist, daß sie niemals Gegenstand von politischen Zerrungen und Verlagerungen, von Umkehrungen des Raum- und Lagewertes, der Aufmerksamkeit der Heimat- und Weltpresse werden können.

Es gibt in der Geopolitik der Erde freilich gewisse Kernräume und Herzlandschaften, zu denen die geschichtlichen Entscheidungen aus erdbestimmten Zügen immer wieder zurückkehren. Es ist gewiß kein Zufall, daß sich einige zehn Entscheidungsschlachten über das Schicksal des großen Indien immer wieder in die Schwellenlandschaft des Penjab zwischen den Zuflüssen des Indus und dem Tal des Ganges und der Jumna, in dem Raum um Indrapastra-Delhi-Panipat abspielten. Auch gibt es zusammenhaftende Schollen, die aus allen Verwicklungen der Weltgeschichte immer wieder als ein Ganzes herausfallen: Hochflächen, wie das schwäbisch-bayerische Alpenvorland, bergumkränzte Ebenen, Kessellandschaften wie Böhmen oder Ferghana, namentlich wenn sie von der gewissen Gleichförmigkeit eines sich selbst genügenden Aufbaus geschützt werden und derber, gleichmäßiger Wirtschaftsstruktur ihre Unverwüstlichkeit als Staatszellen verdanken.

Viele von den Einzelelementen geopolitischer Betrachtungsweise faßt Ratzels großes Lebenswerk zusammen, und ihre Grundlagen finden sich in seiner „Politischen Geographie" und seiner „Anthropogeographie". Aber gerade diese seine Hauptwerke sind mehr geistreiche und tiefe Aphorismensammlungen über jenes gewaltige Wissensgebiet, als Lehrbücher.

Obendrein ist die Oberfläche der Erde, stellenweise scheinbar so dauernd gefügt, in beständiger Umformung und Veränderung begriffen, und es fehlt noch viel zu einer übersichtlichen Ordnung des überreich herandrängenden Stoffes.

Um eine gewisse Sichtung zu schaffen, sind eine Reihe von Veröffentlichungen in jüngster Zeit ins Leben gerufen worden, wie: die Zeitschrift für Geopolitik (Vowinckel); die Zeitschrift für Weltpolitik und Weltwirtschaft (Oldenbourg), seit 1927 vereinigt, und andere Verlagswerke von Hirt, Oldenbourg, Teubner und Vowinckel. Noch ist aber mehr ein Ringen um die Formung des geopolitischen Stoffs als seine Überwindung erkennbar.

Die Herausgeber der Zeitschrift für Geopolitik haben ihr Arbeitsgebiet als „die Wissenschaft von der politischen Lebensform im natürlichen Lebensraum in ihrer Erdgebundenheit und ihrer Bedingtheit durch geschichtliche Bewegung" zu erfassen gesucht. Darin liegt eine wesentliche Inhaltserweiterung gegenüber der politischen Erdkunde, der Lehre von der Verteilung der staatlichen Macht über die Räume der Erdoberfläche und ihrer Bedingtheit durch deren Form und Unterlage, Klima und Bedeckung mit bodenfesten und bodenschweifenden Insassen.

Diese Inhaltserweiterung, die übrigens fast alle berühmten Förderer der politischen, Kultur- und Wirtschaftsgeographie seit Herder, Ritter und vor allem Ratzel in kühner Überschreitung ihres engeren Arbeitsgebietes vorgenommen hatten, macht sich bei Betrachtung der Formen der Gegenwart — und diese mit ihrer nächsten Weiterentwicklung ist ja die wesentlichste Aufgabe der großen Presse — besonders geltend durch das Hereintreten eines dynamischen, eines Bewegungselements, in die mehr statischen, darum leichter objektiv bleibenden Inhalte der politischen Geographie.

In dem Aufsatz über „Politische Erdkunde und Geopolitik" habe ich versucht, dieses Verhältnis auseinanderzusetzen, in

seiner geschichtlichen Entwicklung sowie seinen Hauptwortführern, und darf auf diesen verweisen.

Aber gerade in dieser Hauptschwierigkeit besteht auch der Hauptreiz geopolitischer Arbeit und — wenn sie bewältigt wird — ihr ungeheurer Wert für den Einzelnen wie für das Weltvolk, das ihre Theorie und vor allem ihre Praxis bemeistert und damit einen ungeheuren Vorsprung gewinnt für den immer mehr in wissenschaftlichen Formen, mit dem ganzen Rüstzeug der Kultur- und Wirtschaftswissenschaften auszufechtenden Kampf ums Dasein auf dem Rücken der Erde, der in seinen Formen vielleicht humaner, in seinem Wesen mit der zunehmenden Übervölkerung immer unerbittlicher wird. So wird alle praktische Politik immer mehr zur Bevölkerungswissenschaft. Aber es blieb bis jetzt vielfach bei einer Bevölkerungswissenschaft, die an Hand von Statistik und Theorien, mit Scheuklappen, auf einem höchst komplizierten Bau- und Fahrgrund im Dunklen tappte, ohne die Kenntnis der geopolitischen Unterlagen der neuen Bevölkerungswissenschaft und Gesellschaftslehre, statt sehend, Hand in Hand mit politischer Geographie und Geopolitik, die doch allein im Besitz der Kenntnis dieser Grundlage waren.

Wohl hat einmal Kjellén, an Ratzels Äußerungen anknüpfend, gefragt, warum sich eigentlich die Staatswissenschaften die geopolitischen Wissensinhalte so ganz entgehen ließen, statt sie selbst zu pflegen — sich aber auch mit der etwas spöttischen Antwort begnügt, die Geographie müsse das eben dann tun, solange die Staatswissenschaften vorzögen, ihren Staat auf Papier zu stellen, statt auf den gewachsenen Boden.

Darin liegt eine bittere Verurteilung, die sich auch die Presse zur Warnung dienen lassen müßte. Man kann nichts bauen, was im Zeitensturm auf festen Grundlagen bestehen soll, ohne den Baugrund und seine natürlichen Eigenschaften gründlich zu kennen. Je intensiver die Verflechtung der Weltwirtschaft

vorschreitet, um so schwerer fallen selbst die kleinsten Nüancen und Unterschiede zwischen den Baugründen der einzelnen Wirtschaftsgebäude, ihren kleinen Vor- und Nachteilen ins Gewicht; ihre Kenntnis in den Zusammenhängen mit der Erdoberfläche sowie ihre Erprobung in der geschichtlichen Bewegung vermittelt eben wieder die Geopolitik, auch in ihren Verästelungen mit Kultur und Wirtschaft, für die in neuer Zeit von Dix das etwas unhandliche Wort Geoökonomie geprägt worden ist.

Freilich war es uns allen schmerzlich, die wir den von Kjellén neugeformten Begriff der Geopolitik in praktische Arbeit für Staatsmänner und Presse in Mitteleuropa einführten, daß wir kein deutsches Wort dafür fanden. Wir fanden es so wenig wie Ratzel für seine an sich so gute Sache der Anthropogeographie, wie Dix für seine Geoökonomie, die auch etwa durch einen Begriff der „Weltwirtschaftskunde" in keiner Weise ersetzt würde; denn diesem deutschen Wort fehlt das Erdbestimmte. So hat auch Dr. Rosenbaum sehr fein bei einer anderen Gelegenheit bemerkt, wie sehr das Sakrale des Bodens wieder zur Geltung gebracht werden müsse, in einer Zeit, die mehr und mehr die verjüngende Kraft des Heimat- und Volksbodens nötig habe.

Doch man versuche nur selbst, Geopolitik — ein Wort, das anfängt, sich um den ganzen Planeten herum durchzusetzen, internationale Geltung und in kürzester, klangvoller, leichtfaßlicher Form politisches Leben zu gewinnen — zu übersetzen, zu ersetzen! „Erdmachtlehre" wäre eine Möglichkeit! In ihr liegt Webers Definition der Politik als Lehre von der Verteilung, Umschichtung und Gewinnung der Macht im Raume in ihren erdbestimmten Zügen, in ihr auch etwas von Rosenbaums so glücklich erfühlter sakraler Bedeutung des Bodens — gerade für unser so vielfältig bodenentwurzeltes Mitteleuropa. Diese Auffassung gewinnt vermehrte Bedeutung, wenn wir den Tat-

sachen ins Gesicht sehen und uns klarmachen, wie sehr wir mit unserer Wohnenge, Überdrängen an Volksdichte und Entwurzelung vom Boden vorerst noch allein auf der Erde stehen und dennoch ihr wuchtigstes politisches Zukunftsproblem schon vorempfinden; aber dieser und viele andere Anläufe zu einer Übersetzung konnten uns nicht befriedigen. Wir kehrten reumütig zum einmal geprägten Worte „Geopolitik" zurück, das uns allein die neuen, notwendigen Inhalte zu umfassen wie zu begrenzen scheint.

Was Kant als Forderung der „Weltkenntnis" an den gebildeten Menschen erhebt, das ist ja eben jenes Zusammenwirken zu geopolitischer Erkenntnis von Geographie und Geschichte, das heute noch viel zu wenig vom Staatslenker und den zur Vorbereitung auf seine Tätigkeit berufenen Anwärtern oder gar vom schicksalbestimmenden Staatsbürger verlangt wird — bei dem doch, als Teil des Volks, alle Macht in der Demokratie liegen soll. Das ist jenes „Weltbild", das in Ordnung zu halten Burckhardt als spezielle Pflicht des Gebildeten bezeichnete, an dessen Vorhandensein die Presse eigentlich mit jeder Nachricht appelliert und unter dessen Mangel sie am meisten leidet, weil sie den Stein immer wieder von ganz unten bergaufwärts wälzen muß.

Wieviel leichter ließe sich allein der politische Nachrichtendienst gestalten, wenn die Presse an einen gewissen eisernen, durch die Schule leicht zu vermittelnden Bestand von geopolitischer Bildung anknüpfen könnte, zu dem das Teilwissen sogar meist stückweise vorhanden ist: „fehlt leider nur das geistige Band"!

So müßte eigentlich die große Presse von Mitteleuropa am allermeisten in der Geopolitik nichts anderes als eine Propädeutik für die wissenschaftlich höchststehende Ausübung ihres eigenen Berufs begrüßen — soweit er mit den erdgegebenen, durch geschichtliche Bewegung erprobten

Grundzügen ihres politischen, immer auf dem laufenden zu haltenden Weltbildes zusammenhängt — und eine höchst dankenswerte Erziehung und Schulung ihrer Leser und politischen Herren.

Je größer sie ihre Aufgabe der Erziehung des Staatsbürgers zur würdigen Ausübung seiner Macht über Lebensform und Lebensraum seines Volkes als bewußten Teil der Menschheit auffaßt, desto klarer wird ihr Zusammenhang mit der Geopolitik als Vermittlerin der Erkenntnisfülle politischer Erdkunde in geopolitischer Läuterung des umfassenden Stoffs.

Und faßt sie diese Aufgabe im höchsten Sinne nicht anders, als der vor Faust schwebende Erdgeist, so wird Geopolitik einfach zu der notwendigen letzten Übergangsstufe, der letzten noch wissenschaftlich objektiv zu legenden Schwelle zur Kunst der Politik im politischen Leben und Ringen des Tages. Sie ist die letzte stützende Handreichung der Wissenschaft an den Kämpfer, den sie unmittelbar auf das Kampffeld entläßt, in dem er seine Kunst bewähren soll mit der Überzeugung:

„So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit und wirke der Gottheit lebendiges Kleid!"

Karl Haushofer:

GEOPOLITIK UND KAUFMANN

Geopolitik — die Wissenschaft von der politischen Lebensform der Völker in ihrem natürlichen Lebensraum, die in ihrer Erdgebundenheit und ihrer Bedingtheit durch geschichtliche Bewegung gefaßt werden soll — erhält ihre wissenschaftlichen Unterlagen von der politischen Erdkunde — der Lehre von der Verteilung der staatlichen Macht über die Räume der Erdoberfläche und ihre Bedingtheit durch deren Form und Unterlage (Bodenschätze!), Klima und Bedeckung (Wirtschaftspflanzen!) — sowie von der Handels-, Verkehrs-, Wehr- und Wirtschaftsgeographie, der Geschichte und den Handels-, Staats- und Wirtschaftswissenschaften.

Eine Übersicht ihres erdumspannenden Wirkungsreichs und gewisse Kenntnisse der geopolitischen Grundzüge in den Ländern und Meeren, nach denen er handelt und wo er Niederlassungen errichtet, sind unerläßlich für den Kaufmann, der Dauererfolge sucht und nicht nur augenblickliche lotterieartige Konjunkturgewinne machen will. Denn Geopolitik erteilt ihm Aufschluß darüber, ob das staatliche Gefüge, mit dem er zu tun hat, Dauer verheißt oder mit den erdgegebenen Daseinsbedingungen des betreffenden Wirtschaftsraumes im Widerspruch steht, also dem Verfall oder Umformungen entgegengeht, auf die er sich einrichten kann und muß. Sie gibt Aufschluß darüber, ob sich Wirtschaftsräume in aufsteigender oder absteigender Entwicklung bewegen, ob

Aufschwungsperioden dauernd oder vergänglich sind, ob Flauten überwettert werden können oder besser zum Abbau benutzt werden.

Der Wert geopolitischer Weiterbildung für den gebildeten, großzügigen Kaufmann liegt aber nicht nur darin, daß sie ihn befähigt, rascher und weitsichtiger als Andere kommende Veränderungen im Gefüge wichtiger Wirtschafts-Körper und -Räume aus ihren geopolitischen Daseinsbedingungen zu erkennen und zu nutzen, sondern auch in der Schulung seiner räumlichen und zeitlichen Phantasie — die an dieser Wissenschaft, wie an wenigen anderen, erreichbar ist. Deren schöpferische Kraft ist für die kaufmännische Phantasie so wichtig wie für die staatlich oder wehrgeographisch schöpferische, an die sich die Geopolitik in erster Linie wendet. Man denke nur an die Gründung von Singapur durch Stamford Raffles gegen den Willen der politisch und kaufmännisch Gewaltigen seiner Zeit oder die geopolitschen Leistungen des einstigen Kommis Lord Clive.

Die Geschichte der Geopolitik ist denn auch ebenso alt, wie verhältnismäßig jung die Anwendung des von dem schwedischen Staatsforscher Rudolf Kjellén in seinem Buch: „Der Staat als Lebensform" als Forderung geprägten Namens.

Die britische imperialistische Phraseologie — die gerade geopolitischer Voraussicht doch zumeist den kühnen, meerüberspannenden Aufbau des britischen Weltreichs zu verdanken hätte — wendet vorläufig das Wort Geopolitik noch selten an, so aufmerksam sie auch die zur Geopolitik hinleitende politisch-geographische Arbeit führender deutscher Geographen verfolgte, namentlich Friedrich Ratzels. Das Inselreich betreibt aber die Sache unter den Namen political und commercial geography viel intensiver als Festlandeuropäer; während Frankreich seine geopolitischen Erkenntnisse zumeist in der Géographie humaine (Anthropogeographie) der Jean

Brunhes, Camille Vallaux u. a. und in dem Arbeitskreise der école des sciences politiques verbirgt.

Die russische Geopolitik der Sowjetbünde hat sich vor allem mit zusammengedrängten Standwerken ihrer asiatischen Seite zugewendet, über die Monsunländer (Indien, Hinterindien, Insulinde, Indochina, China und Japan) sehr gute Handbücher geschaffen; und selbstverständlich haben sich auch die pazifischen Randländer, eingeschlossen die Vereinigten Staaten Amerikas, geopolitische Werke zum Teil von hohem Wert erzeugt.

Während die führenden angelsächsischen Geopolitiker, wie Mackinder, Percy M. Roxby, die Ratzel-Schülerin Miß Semple, die Rassen-Theoretiker und Anreger der amerikanischen Einwanderunggesetzgebung, Madison Grant und Lothrop Stoddard, der Schöpfer der indischen Glacis-Theorie Lord Curzon, in ihrer gedrängten Sprache und ihrem umfassenden Weltbild vielfach so große Anforderungen an die Vorkenntnisse ihrer Leser stellen, daß man schon geschulter Geograph, Kenner fremder Erdräume, Historiker und praktischer Politiker zugleich sein muß, um ihnen folgen zu können, gibt James Fairgrieve ein sehr lehrreiches Schulwerk für Geopolitik in reichsbritischer Auffassung (obwohl das Wort Geopolitik darin gar nicht vorkommt) unter dem Titel: „Geography and World Power“ [Übersetzung, Berlin 1925, Vowinckel-Verlag]. Mit seiner ersten Überschrift: „Die ganze Welt ist eine Bühne“ ist zugleich Berechtigung und Begrenzung der Geopolitik, auch in ihrem Wert für den praktischen Kaufmann gegeben.

Niemand wird behaupten wollen, daß die Bühne den Schauspieler oder gar den Dichter ersetzen könne, so wenig, wie der Wirtschaftsraum wirksam werden kann ohne kaufmännische Angestellte, Vertreter, Reisebeamte und endlich Unternehmer, die sie alle in Beziehung zu dem Austausch der Wirtschaftsgüter setzen. Aber Jeder kann die klare Einsicht gewinnen,

daß man weder Heimat noch Fremde, Schauspieler und Dichter ganz verstehen und ihren Werken wie ihrer Arbeit gerecht werden kann ohne die Kenntnis der Bühne, an der sie wirkten, doch mehr oder weniger an sie gebunden; und daß man besser in seiner Rolle spielt und für die Bühne dichtet und Handlungen vorbereitet — wie sie nun einmal ist —, wenn man den Schauplatz seines Handelns mit allen offenen und versteckten Einflüssen, Versenkungen und Hintergründen, festen und losen, wechselnden Ausstattungsteilen, sogar dem Stimmungseinfluß seiner Zuglüfte und Beleuchtungen genau kennt.

Das Stück selbst, der politische oder wirtschaftliche Vorgang auf dieser Bühne — auch wenn man sich an schon einmal abgespielte, vorgezeichnete große Linien zu halten bemüht ist —, wird jedesmal ein neues; und ganz wiederholt sich die Weltgeschichte nie, so wenig wie die Geschichte des Welthandels und seiner Krisen in einzelnen Teilräumen der Erde oder um den ganzen Planeten. Aber die geopolitisch bestimmte Bühne bleibt im wesentlichen die gleiche und zeichnet gewisse Linien der Handlung vor, an die sich natürlich der Durchschnitt der Menschheit, der Massen und Einzelnen, sklavischer und nachahmerischer hält als ihre Führernaturen. Aber auf die Dauer setzt sich doch der Durchschnitt und ein mittleres Maß des Geschehens häufiger durch als das viel seltenere Handeln des Genies, wenn es das Mittelmaß aus seinen Bahnen drängt und wohl auch gelegentlich die räumlichen Bühnen erweitert und sprengt.

Gerade aus einer Darstellung von einer gewissen gemeinverständlichen Flachheit, wie die für den Schulgebrauch bestimmte von Fairgrieve, ergeben sich auch die Grenzen der Geopolitik überhaupt wie die des Einflusses gewisser geographisch erfaßbarer Kategorien: der Wüste, des Gebirges, der Ströme, des Waldlandes, tropischen Wachstums auf die

geschichtliche Entwicklung im ganzen wie die des Handelns im besonderen.

Aber wenn auch auf der einen Seite solche für den Anfänger handlichen Werke genug bestünden und für den tiefer schürfenden Leser die ganze neuere Entwicklung zum Ergreifen der auf diese Weise erfaßbaren Erkenntnisse für weitsichtiges, politisches und kaufmännisches Handeln noch klarer bereit läge — in Ratzels „Anthropogeographie" und der Neuausgabe seiner „Politischen Geographie" mit der Ergänzung von Oberhummer, in der „Politischen Geographie" von Maull, Dix, Sieger —, so bliebe doch die Forderung, daß Geopolitik als Hilfswissenschaft nicht nur der Geographie und Geschichte, sondern vor allem den Handels- und Staatswissenschaften, der Rechtskunde und Soziologie wie der Technik noch ganz anders nahegebracht werden muß, als es gegenwärtig in Mitteleuropa mit seiner kleinräumigen Zersetzungsneigung der Fall ist.

Welcher Baumeister würde einen Bauplan entwerfen, welcher Techniker eine Maschine montieren wollen, ohne den Boden zu kennen, auf dem sein Bau stehen und dauern, sein Getriebe arbeiten und leisten soll? Aber wie viele Juristen und Kameralisten in Deutschland von heute halten leider ein solches Verfahren, ihren Staat auf Papier statt auf Boden zu stellen, nicht beim Staatsbau, mit dessen Sturz alle Insassen zu Fall kommen, für selbstverständlich? Wie viele Kaufleute reisen in fremde Länder, schaffen Beziehungen dorthin, richten Niederlassungen dort auf, versuchen Geschäfte in Gang zu bringen, ohne ihr geopolitisches Gefüge zu kennen, ohne auch nur zu wissen, welche schon vorhandene reiche Vorarbeiten kostspielige Fehlschläge ersparen können?

Diesen Übelständen vor allem bemüht sich der gegenwärtige Stand der geopolitischen Arbeiten in Mitteleuropa abzuhelfen. In dieser Richtung bewegt sich die Zeit-

schrift für Geopolitik, die Jedermanns-Bücherei und eine Reihe von Neuerscheinungen, wie Umstellungen bewährter Unternehmungen für geographische und Reiseliteratur, bewegt sich auch die Tätigkeit aller derer, die besonders erfolgreiche Auslandsliteratur dauernd im Auge behalten und die brauchbarsten Erscheinungen in Übersetzung Mitteleuropa zuführen.

Zwei Hauptrichtungen praktischer geopolitischer Arbeit zeichnen sich dabei bis jetzt ab, entsprechend den Hauptrichtungen der Erdkunde, auf deren Boden die Geopolitik in ihren wesentlichsten Zügen steht: eine allgemeine, der Vorschule (Propädeutik) dienende, welche die geopolitische Bedeutung einzelner Ursachen oder Zusammenhänge von solchen herausarbeiten und anwenden lehrt (des Meeres und Festlands, der Küste, der Ströme, des Hochlands und Tieflands, der Gebirge und Ebenen, der Beckenlandschaften, der Kleinformen, bestimmter Kulturlandschaften), und eine andere, aus diesen Erkenntnissen zusammensetzende Arbeit, die der landes- und länderkundlichen der Geographie entspricht. Sie läuft auf die besondere Geopolitik bestimmter Teil-Erdräume, Seeräume oder Festländer hinaus, z. B. des Rheines, der Donau, der Ostsee, des Mittelmeeres, des Indischen Ozeans oder der Monsunländer, des australasiatischen Mittelmeeres und der von ihm erschlossenen Handels- und Wirtschaftsräume. Diese Art vor allem ist es, die der Kaufmann zumeist nützen sollte, und zu deren Vertiefung er aus seiner Praxis beitragen kann, um seine besondere Arbeit der Allgemeinheit nutzbar zu machen und auf Grund seiner Kenntnis und Erfahrung breiten berechtigten Anteil an wissenschaftlicher und praktischer Politik zu nehmen.

Nimmt man dabei Großgliederungen vor — auf einer mittleren Linie zwischen den Forderungen der politischen Geographie und den Erfahrungen der Handels- und Wirtschaftsgeographie —, so ergibt sich für die Geopolitik, herausge-

wachsen aus dem mittelländischen Lebensraum, zunächst der an gleichartiger geschichtlicher Bewegung erfaßbare Großraum der Alten Welt, in ihrer jahrtausendelangen Begrenzung durch den afrikanisch-mittelasiatischen Wüstengürtel und den im wesentlichen doch bis zu den Fahrten des Columbus als Scheide trennenden Graben des Atlantischen Ozeans. Zu ihm treten als westliche und östliche, zunächst in den Haupträumen doch von der Alten Welt abgeschlossene Ergänzungen, die atlantische und indopazifische Welt.

Auf dieser Gliederung beruht die anfängliche Arbeitseinteilung der Zeitschrift für Geopolitik. Dabei waren ihre Gründer sich allerdings gewisser Willkürlichkeiten dieser Anordnung bewußt, die auf Voraussetzungen praktischer Arbeitsteilung zurückzuführen waren und vor allem einer notwendigen Ergänzung bedurften, die durch eine einheitliche geopolitische Betrachtung des Pazifischen und des Indischen Ozeans gewährleistet werden mußte. Denn sowohl der Große Ozean, der größte geopolitische Einheitsraum der Erde, als auch der Indische wurde von seinen Anliegern längst, ehe es der Alten Welt zum Bewußtsein kam, als ausgleichende Einheit empfunden, was besonders in der Tätigkeit der Panpazifischen Union und in der indischen Auffassung von Ost- und Südostafrika als einem „indischen Amerika“ Ausdruck findet.

Die Bedeutung solcher Zukunftsentwicklungen und räumlichen Neuzusammenfassungen für das Weltbild des Kaufmanns, der doch nicht bloß Eintagsgeschäfte machen, sondern Niederlassungen und Beziehungen auf Jahre, Firmen auf Menschenalter gründen will, ist klar. Sein praktisches Bedürfnis wird also nicht nur nach einer gewissen Kenntnis der Geopolitik des eigenen Erdraums verlangen, von dem aus er handelt und dem er Wirtschaftsgüter zuführt, sondern auch dem Großraum und seinen einheitlich erfaßbaren Teilräumen gelten, aus denen er Wirtschaftsgüter herbeiführt, und den verbinden-

den Räumen, über die sie verkehrsgeographisch hinweggebracht werden müssen — es gilt also weit öfter weiten Seeräumen als großen Landverkehrswegen. Daher der besondere Anteil des Kaufmanns an der Geopolitik der Meere, die bei Wirtschaftsreichen, die wertvollen Teilbesitz an allen Meeren der Erde haben, bis zu einer geopolitischen Einheitsempfindung des Weltmeeres (Froudes „Ozeana“) entwickelt werden kann, also zu einer Vorstellung, aus der weit eher als bei festlandumspannenden Wirtschaftsinteressen ein harmonisches Weltbild emporsteigt — das oberste Ziel allgemeiner kaufmännischer und politischer Bildung.

In einem solchen „Weltbild“ münden dann sowohl die allgemeinen als die see- und länderkundlichen geopolitischen Erziehungswege zu einem einheitlichen, aber erst aus vielen Voraussetzungen, Erkenntnis- und Erfahrungsunterlagen zu erlangenden Endziel.

Schrifttum, das diese Wege zeigt, findet sich in Rudolf Kjelléns „Staat als Lebensform“, Neuübersetzung, Berlin, 1924; in Oberhummers Anhang zur III. Auflage von F. Ratzels „Politischer Geographie“, Oldenbourg, München, 1924; in K. Haushofers „Politische Erdkunde und Geopolitik“ in dem Sammelband „Freie Wege vergleichender Erdkunde“, Oldenbourg, München, 1925, und „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“, Berlin, 1925; in zahlreichen Abhandlungen der Zeitschrift für Geopolitik. Zu seiner Klärung aber können Wenige besser beitragen, als der sich wissenschaftlich selbst erziehende und in seinem Arbeitsgebiet praktisch und wissenschaftlich beobachtende Kaufmann, namentlich im Ausland und über See, der sich die Vergleichsmöglichkeit zwischen Heimat und Fremde dauernd frisch erhält und ehrliche Aufzeichnungen darüber macht — und zwar sogar dann, wenn er seinen Anteil ganz einseitig nur bestimmten Wirtschaftsgütern und Handelsverhältnissen zuwendet.

Als rühmliches Beispiel dafür sei angeführt, daß wir einem praktischen Seidenkaufmann (Spörry-Zürich) die besten Beobachtungen über die Verwendung des Bambus in Japan verdanken und damit die wertvollste Unterlage zum geopolitisch höchst wichtigen Studium der Hauptbegleitpflanze der Malaio-Mongolen; ebenso wie die ersten Anregungen zur Geopolitik des Öls aus kaufmännischen Kreisen hervorgingen, und vielfach bei der Aufspürung von Bodenschätzen, die neue Grundlagen der Geopolitik weiter Erdräume schaffen, kaufmännische und technische Initiative die ersten Spuren zeigte.

Wie unlösbar sich geopolitische und kaufmännische Fragen bei der Weizenversorgung der Welt, dem Warenaustausch der Reis- und Teeländer mit dem Abendland, dem Aufkommen und Vertrieb der wichtigsten Genußmittel (Kaffee: Brasilien; Tabak: Sundaländer), der Verteilung und Kontrolle der Völkergifte (Opiumfrage) verketten, sei hier nur nebenbei angedeutet, um zu zeigen, wie Fragen allgemeiner und besonderer, auf einzelne Erdräume eingestellter Geopolitik sich unausgesetzt berühren, ganz ebenso wie solche der Handelskonjunktur im Austausch der Wirtschaftsgüter.

Die Sicherheit z. B., mit der in periodischem Rhythmus die Monsunschwankungen auch Reisernteschwankungen nach sich ziehen, den Dürren Hungersnöte, politische Unruhen und Wirren folgen und ihnen wiederum die Bevölkerung dezimierende Seuchen in übervölkerten Ländern, beschäftigt gleichmäßig die politische Prophylaxis in ihrem geopolitisch erkennbaren Umfang von Fürsorge wie die kaufmännisch erfolgreiche Zufuhr an Lebensmitteln, Arzneibedarf, Transportgefäßen, (Trampdampferverkehr). Das Kupfer des südlichen Kongogebietes, die ostsibirischen Goldfunde, das plötzliche Hervortreten der mandschurischen Rohstoffe, die Umlagerung des Eisenreichtums in Mitteleuropa durch den Weltkrieg, die Beraubung der deutschen Randlandschaften sind gleich wich-

tiger Tatsachenbestand der Geopolitik wie der Handels- und Wirtschaftsgeographie und zeigen, welche gegenseitige Förderung sie voneinander erfahren.

Suchen wir Winke für die Arbeitswege verbindender Einzelarbeit zu geben, so ist die erste Aufgabe, das dem betreffenden Kultur- oder Wirtschaftsgebiet Einzigartige, Einmalige von dem allen verwandten geopolitischen Erscheinungen gleichmäßig Zukommenden zu trennen.

Beispielsweise wird man bei der Geopolitik von Strömen scheiden, was Strömen, etwa in ihrer Eigenschaft als Staatenbildnern allgemein auf der Erde eigen ist, von dem was nur der Rhein oder die Donau besitzt — etwa in der Weise, wie es W. Vogel in „Rhein und Donau als Staatenbildner“, Z. f. G., 1924, herausgearbeitet hat; oder man trennt bei der Betrachtung von sog. Monokultur (Angelwirtschaft) und staatlichem und wirtschaftlichem Selbstgenügen (Autarkie), was der einseitigen Auswirtschaftung eines Wirtschaftsraums überhaupt oder nur bei ausschließlichem Anbau ganz bestimmter Wirtschaftspflanzen (z. B. Baumwolle) anzuhaften pflegt.

Auch bei der Durchverfolgung von Krisen einzelner Wirtschaftsgüter (Gold, Silber, Holz, Fasern, Nährstoffe, Öl) in ihrer geopolitischen und wirtschaftswissenschaftlichen Entstehung, Abwicklung und Auswirkung durch einzelne Teilräume oder über den ganzen Planeten durch die Weltwirtschaft hin müssen sich Geopolitik und Wirtschaftswissenschaften die Hand reichen, und der praktische Kaufmann wird den Schaden fehlender Zusammenarbeit ebenso besehen wie der vorbeugende Staatslenker.

Belehrt die gegenseitige Beziehung zwischen Geopolitik und Handelsgeographie der Rohstoffe, Halbfabrikate und Veredelungswaren den Kaufmann und die Staatsleitung vor allem über die Entstehung und Herkunft der für beide nötigen Wirtschaftsgüter (mitteleuropäische Rohstoff-Frage während

des Weltkriegs!), so die Beziehung zwischen Geopolitik, Bevölkerungswissenschaft und Ernährungskraft der einzelnen Erdräume (Idee der „Bonitierung" der Erdoberfläche, Penck) durch die Volksdichte- und Siedelungsdichte-Zahlen und ihre Kritik über die Verteilung und die Lebensmöglichkeit der Verbraucher. Grundlage ist die überaus wichtige Zahl, wieviel Einwohner auf den qkm oder andere Flächeneinheiten, z. B. die Quadratmeile, der Boden des Festlandes oder vielbefahrene Meeresräume ernähren können, und wie sie sich auf die Fläche verteilen: gleichmäßig oder in bestimmten Siedelungshäufungen, in Verdichtungen, bis zu den größten Wohndichten der Erde in den New Yorker und Londoner Slums oder in Victoria auf Hongkong und einzelnen indischen und chinesischen Großstädten. Diese besonders auch für die Gewinnung von Arbeitskraft wichtige Frage lehrt das geographische und geopolitische Sondergebiet der Verstädterung (Urbanisation) kennen.

Besonders aufschlußreich ist dabei die Unterscheidung, ob es sich um langsame, geschichtlich bereits erprobte Verdichtungen der Bevölkerung im Einklang mit den natürlichen Unterlagen handelt, wie in den Monsunländern (Gangestiefebene, Yangtse- und Hwangho-Landschaft, Japanische Inlandsee, Rheinlandschaften) oder um das Ergebnis neuzeitlicher Industrialisierung (Belgien, Norditalien, Sachsen, Ruhrgebiet), um dauernde Grundlagen oder vorübergehende, erschöpfbare (Bergwerksstädte der Vereinigten Staaten) oder im wirtschaftlichen Gleichgewicht zu erhaltende Zustände.

Die an einzelnen Stellen unverkennbare Übervölkerung der Erde im Gegensatz zu bewußt leer gelassenen weiten Reservaträumen einzelner Machtinhaber und weitsichtiger Herrenrassen, die Umwandlung von Kulturlandschaften zu Ruinenlandschaften und völligen Landschaftsruinen (Begriff der Kultursteppe, der pflanzenbiologischen Großstadtwüste!)

bildet gleichmäßig eines der wichtigsten Probleme der Geopolitik wie der Wirtschaftswissenschaften. Lösungsversuche dafür sind von der Ernährungskraft und Siedelungsfähigkeit des Bodens gar nicht zu trennen. Im Zusammenhang damit steht aber auch die praktische Aufgabe des Handels, durch Güteraustausch die schlimmsten Härten zu mildern und einen Ausgleich zwischen unbewältigter Rohstofferzeugung und auf ihrer Wohnfläche nicht ernährbarer Menschenverdichtung zu schaffen.

Betrachten wir unter allen diesen Gesichtspunkten geopolitisch und handelsgeographisch die einzelnen Großräume der Erde, so erscheint uns als der mit den größten Gegensätzen belastete, der großräumigsten Zukunftsentwicklung entgegenreifende der, in dessen Bereich die größten und folgenschwersten Weltentscheidungen der nächsten Zukunft sich abspielen werden, nämlich der indopazifische, der Gesamtbereich des Großen Ozeans und der dem Pazifik schicksalsmäßig mehr als dem Atlantik zugewandten Teile des Indischen Ozeans. Gegen ihn öffnen sich zwei von den drei alten Menschheitverdichtungsräumen der Erde, die zwei einzigen, in denen eine ungeheure Menschheitsverdichtung auf landwirtschaftlicher und hausindustrieller Grundlage zustande kam und sich in tausendjähriger Erfahrung staatsphilosophisch ausgeglichen hatte, der indische und der ostasiatische, während der mitteleuropäische Volksdruck erst eine Folge der Industrialisierung des letzten Jahrhunderts war.

Im Pazifischen Ozean überschneiden sich die Hauptwachstumsrichtungen der großräumigsten Mächte des Planeten — ein wichtiges Erkenntnisziel geopolitischer Dynamik — des britischen Weltreichs, der Sowjetbünde, des chinesischen Reichs, der Vereinigten Staaten von Nordamerika (als Vormacht des panamerikanischen autarkischen Wirtschaftskomplexes), der werdenden malaiomongolischen Inselmacht

des japanischen Reichs — und dort ist das französische Kolonialreich mit wichtigen Gliedern vertreten, das niederländische mit dem Großteil seines Nationalreichtums verankert. Weiten Wirtschaftsreserveräumen mit Volksdichten von kaum 20 auf den qkm in den bevorzugten Teilen (Kalifornien, Mittel-Chile, Hochplateau von Mexiko) mit einer Dichte von unter 1 in so riesigen Gebieten, wie Australien, Amurland, weiten Teilen des pazifischen Amerika, stehen Volksdichten gegenüber von mehr als 200 auf den qkm (Yangtse- und Ganges-Tal, Rahmen der japanischen Inlandsee, Shantung, Kwanto um Tokio) unter Verschärfung durch Rassengegensätze (Einwanderungsverbote für Japaner und Chinesen in Amerika und Australien, für Inder in Afrika). Der Gegensatz zwischen den beraubten, unterdrückten und vergewaltigten alten Kulturlandschaften der Erde und den überreichen Raubmächten, schon in Mitteleuropa lebendig genug, tritt dort in gewaltigen Raumgrößen unvermittelt gegeneinander auf, während das Festland der Alten Welt als Ganzes mit seltenen Ausnahmen noch nie und nirgends zum Bewußtsein der Gesamtpolitik Eurasiens und Afrikas durchgedrungen ist, die nur zuweilen in panasiatischen Ideen zutage tritt (Sarkar, Sun Yat Sen, Ideologie der Sowjets).

Zugleich umschließt der indopazifische Raum die Weltgegensätze des Reis- und Weizenverbrauchs, das Aufeinanderprallen der Mächte, die den Weizengürtel der Erde zunächst nordisch um sie schließen wollten, Rußlands und der Vereinigten Staaten und der anderen, die sich für die Schutzanlehnung der Reisverbraucher auch an die nordische Anökumene einsetzten (japanisch-russischer Krieg von 1904/05!). In diesem Raum spielte sich auch der Kampf der Handelsmächte ab, die für freie Aufdrängung der Wirtschaftsgüter Kriege führten (Opiumkrieg von 1842, französicher Krieg von 1858 gegen China!), gegen die letzten großräumigen Vertreter

des Autarkiegedankens auf der Erde, China und Japan. Neuerdings aber befreunden sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Australien mit solchen autarkischen Bestrebungen, auch in der Aufrechterhaltung ihrer besonderen Rassenmischung, und zeigen damit, daß auch wichtige Teile der atlantischen Welt sich geopolitisch völlig von der alten emanzipieren; ja, daß sie umgekehrt, wie die Vereinigten Staaten im Weltkrieg und nachher, ihre eigenen großräumigen Vorstellungen in die zusehends kleinräumiger werdenden europäischen Teile der Alten Welt hineintragen, und damit allerdings — deren geschichtlichen Entstehung fremd und verständnislos gegenüberstehend — unabsehbares Unheil darin anrichten.

Wer ursprünglich von gründlicher geopolitischer Durchdringung seiner Heimatwelt ausgehend über solche weltumspannende Betrachtungen zu ihr zurückkehrt, der gewinnt erst wirklich aus seinem eigenen Weltbild erworbene geopolitische Maßstäbe, um sie an die Heimat anzulegen und dort unterscheiden zu können, was großräumig genug ist, um Weltstürmen standzuhalten, und was, eng- und kleinräumig, davor nicht besteht.

In diesem Liefern sicherer Vergleichsmaßstäbe für den politischen und wirtschaftlichen Zustand der Heimatwelt, in der und von der aus er zu handeln hat, liegt der letzte Sinn geopolitischer Selbsterziehung vor allem für den Kaufmann: je behinderter der Erdraum ist, in dem er wirtschaftet, wie der mitteleuropäische etwa im Vergleich zu atlantischen und pazifischen Wirtschaftskörpern, desto wertvoller wird gerade geopolitische Schulung ihm sein, um das sonst unberechenbare Eingreifen und Einwirken großräumiger und wirtschaftsräumlich weit überlegener fremder Wirtschaftskörper in die europäische Miniaturwirtschaft zu begreifen, rechtzeitig in Rechnung zu stellen und mit den feinen und kleinen, aber

vielfältig entwickelten, hochdifferenzierten Wirtschaftsaushilfen seines übervölkerten und verengten Lebensraums zu überwinden, oder doch ihm so zu begegnen, daß es wenigstens nicht vorzeitig zum „Untergang des Abendlandes" kommt.

Ganz wird sich eine durchgreifende Macht- und Geltungsverkleinerung Mitteleuropas ohne ein Durchdringen zu größeren Wirtschaftsverbänden, ein Beseitigen der kleinlichen geopolitischen Hemmungen des Vertrages von Versailles nicht vermeiden lassen, und zwar ebensowenig für die sogenannten Siegermächte wie für die Besiegten. Diese haben sich wenigstens nicht mehr wie die alten Kolonialmächte auf den furchtbaren Fall des „Endes des kolonialen Zeitalters" und des Heraufdämmerns des „klein-europäischen Gedankens" (Hoffmann, Berlin) einzurichten, wenn sie auch zwischen der Wirtschaftspolitik der Sowjets und dem Leih- und Raubkapitalismus der alten Kolonialmächte geopolitisch peinliche Zerrungen genug erfahren haben und noch erfahren werden.

Haben wir so in Umrissen die Bedeutung geopolitischer Selbsterziehung als Ganzes, die wesentlichsten Arbeitsgebiete und Ziele der Geopolitik besonders für den mitteleuropäischen Kaufmann zusammenzudrängen versucht, so bleibt noch übrig, Winke für die Stellen zu geben, von denen aus sich geopolitische Sonderausbildung für einzelne Kleinräume gewinnen läßt. Dafür besonders wertvoll sind etwa das vorliegende „Handwörterbuch des Kaufmanns" mit seinen Tausenden von wirtschaftsgeographischen Abhandlungen, das „Lexikon der Geographie" von Banse (Braunschweig, 1920), Atlanten wie der wirtschaftsgeographische von Westermann, ein Verfolgen der in Handelsgeographien, wie Andree, in guten länderkundlichen Monographien wie des Verlags Hirt gegebenen Quellen, auch wohl der für alle Erdräume bestehenden guten angelsächsischen Standwerke — auf Grund der Angaben in der Encyclopaedia

Britannica, und der neu erscheinenden deutschen Konversations-Lexika. Vor allem aber bedarf es eines Vertiefens in gute Karten, nicht nur des betreffenden Erdraums, der das besondere kaufmännische Interesse weckt, sondern auch die Hereintragung der Angaben allgemeiner Karten über Bodenschätze, Bodenbildung, Wirtschaftspflanzen, Verteilung, Volksdichte, Verkehrseinrichtungen in die betreffende landeskundliche Sonderkarte und die Erziehung der kaufmännischen Phantasie an guten Reisewerken. Ein solches Verfahren führt am sichersten vom geopolitischen Nichtwissen (das Mitteleuropa nicht zuletzt in seine furchtbare Lage gebracht hat) zum Wissen und über dieses wieder zum Können und zum Neuaufbau der zusammengebrochenen Weltstellung auf Grund eines richtigen Weltbildes, das die Geopolitik dem Kaufmann vermittelt.

Hermann Lautensach:
GEOPOLITIK UND STAATSBÜRGERLICHE BILDUNG

Durch die europäische Geistesgeschichte seit Bacon und Descartes zieht wie ein roter Faden der verhängnisvolle Dualismus zwischen Geistigem und Körperlichem, zwischen Seele und Welt, zwischen Ideal und Wirklichkeit. „Das Verhängnis der abendländischen Kultur“, sagt Karl Georg Schrötter in seinem ausgezeichneten Aufsatz über „Das Wesen der Ideologie im politischen und geistigen Leben Deutschlands“ (Schweizerische Monasthefte für Politik und Kultur, Juni 1924), „das sich gemäß unserer philosophischen Veranlagung bei uns Deutschen am stärksten ausgewirkt hat, die faustische Narrheit, die Zweiteilung der Welt in Innen und Außen, in eine Ideenwelt und eine Erscheinungswelt, hat unsere Anschauungsweise so völlig deformiert, daß es uns kaum möglich ist, uns daraus zu befreien und das Geistige nicht mit Hypertrophierungen zu überhäufen und das Wirkliche, die ‚Erscheinungswelt‘, die Objektivität, nicht immerfort in Geisteserlebnissen zu ‚sublimieren‘ und in idealistischen, relativistischen, subjektivistischen, ideologischen Urteilen zu disqualifizieren.“ Die unheilvollste Wirkung hat diese Disharmonie auf dem Gebiete der Politik ausgeübt, vor allem seit dem Ende des Weltkrieges, seitdem im abendländischen Europa kaum noch ein Staat übrig ist, der nicht seine sämtlichen Bürger dazu berufen hätte, die politische Entwicklung des Gemeinwesens mitbestimmend zu beeinflussen, was zur Folge hat, daß die von jedem einzelnen Staatsbürger gefühlte Disharmonie ihre schweren

Schatten auf die gesamte Staatsführung wirft. Dieser Zustand ist deswegen besonders besorgniserregend, weil die politischen Parteien heute durchweg eine ganz andere Einstellung haben als in jenen Zeiten, in denen das konstitutionelle Regierungssystem dem absolutistischen Regime abgetrotzt wurde. Damals waren es ganz vorwiegend Fragen innenstaatlichen Rechts und außenstaatlicher Machtbetätigung, also rein politische Fragen, die im Mittelpunkt des Interesses standen. So entwickelten sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im klassischen Lande des Parlamentarismus die Tories als die Partei des Königshauses der Stuarts, die Whigs als deren Gegner. Und als in der zweiten Hälfte des 18. und der ersten des 19. Jahrhunderts wirtschaftspolitische Fragen, wie sie zum Beispiel die Freihandelsbewegung der Manchesterleute auslöste, in den Parlamenten lebhafte Kämpfe zu Folge hatten, da stand doch stets mehr die verschiedene Auffassung über die dem Staatswohl nützlichsten Wege als die Vertretung persönlicher Geschäftsinteressen im Vordergrund. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aber entstanden neue Parteien, die den Kampf um die Macht im Staate im Interesse einer bestimmten sozialen Schicht, einer bestimmten Nationalitiät oder eines bestimmten religiösen Bekenntnisses führen, und alle, auch die alten Parteien, sahen sich, um die für ihr Wirken nötigen Geldmittel aufzubringen, genötigt, die prinzipielle Vertretung der wirtschaftlichen Interessen gewisser Berufskreise, die dem Gemeinwohl nicht immer parallel läuft, in ihr Betätigungsbereich aufzunehmen. So sind die politischen Parteien von heute überall sehr komplexe Erscheinungen, mit einer Unmenge von verschiedenartigen, mitunter sich gegenseitig verstärkenden, viel häufiger aber sich kreuzenden oder paralysierenden Druckrichtungen.

Ganz besonders groß ist dieser Parteiwirrwarr in Deutschland geworden. Die Deutschen zerstören, im Gegensatz zu den Engländern, ihre politischen Instinkte durch allzu vieles Phi-

losophieren und Spekulieren. Jede der Parteien schuf sich hier aus dem Gefühl heraus, daß nur das in Ideen Begründete vor den Augen des allzu gründlichen Deutschen Bestand haben könne, ihre ideologische Theorie, ihr Staats- und Weltbild als Hintergrund und Kraftquelle ihrer praktischen Betätigung. Infolge der völlig verschiedenen Einstellungen der Parteien sind die Weltbilder, die diese Theorien bieten, gänzlich verschieden, sie sind in wesentlichen Teilen unbewiesene und unbeweisbare Parteidogmen. Die einzelnen Parteiführer gehen in diesen Theorien auf, durch die immer erneute Abwicklung gleichgerichteter Gedankenketten gewinnt ihre Art, zu denken und zu urteilen, etwas stereotyp Einseitiges, so daß man schließlich beinahe versucht ist, daran zu zweifeln, daß die Logik aller Menschen, zum wenigsten der Glieder des gleichen Volkes, doch wohl die gleiche ist. „Dem Blinden nützt die Definition des Lichtes nichts, ein ‚idealistischer' oder ‚sozialistischer' Politiker, der eben seiner idealistischen oder sozialistischen Fiktion folgt, hat kein Organ für die Wirklichkeit" (Schrötter). Die praktischen Folgerungen aus der ideologischen Theorie werden in einem Parteiprogramm zusammengestellt, und dieses ist die den einzelnen bindende Richtschnur politischer Betätigung. So wird Parteipolitik äußerlich zur Gefühlspolitik oder Interessenpolitik, ohne daß der aus den Gegenlagern sofort erschallende Vorwurf der bewußten Vernachlässigung des Gesamtwohls begründet zu sein braucht, und es ergibt sich die fürchterlichste, für den Einzelnen wie für die Gesamtheit quälendste Disharmonie zwischen politischem Ideal und Wirklichkeit. Äußeres Endergebnis ist eine sich ständig verbreiternde und schließlich unüberbrückbare Kluft zwischen den Volksgenossen, die Unmöglichkeit einer gedeihlichen Zusammenarbeit in den öffentlichen Körperschaften, der Kampf aller gegen alle, wie ihn z. B. die Lärm- und Kampfszenen in den deutschen Parlamenten vor Augen führen.

Angesichts dieser Lage ist stellenweise der Ruf nach dem Diktator laut geworden, nach dem mit unumschränkter Vollmacht ausgestatteten Starken, der die vielstrebigen, in ihre Ideologie verrannten Kämpfer durch sein Machtwort zum Schweigen und Ruhen bringt. Das Beispiel Italiens zeigt jedoch, daß selbst ein politisch hochbegabter, ungemein fleißiger, vom Volk begeistert verehrter Machthaber von reinem Wollen und Handeln nicht immer in der Lage ist, die politischen Leidenschaften der Massen zu zügeln, ja, daß dessen Stellung durch die verbrecherische Maßlosigkeit seiner eigenen ausführenden Organe zeitweilig schwer erschüttert werden kann (Matteoti-Affäre). Und wieviel leichter hat es ein Diktator in einem Siegerstaat, der nicht mit der furchtbaren Bürde des verlorenen Weltkrieges belastet ist! Der unumschränkt regierende Machthaber kann vielleicht die schlimmsten Auswüchse des Parteilebens für einige Zeit eindämmen, aber die wirkliche Heilung kann er allein nicht bringen. Sie kann nur durch eine Gesundung des politischen Lebens von innen heraus kommen, und die ist nur dadurch möglich, daß eine gemeinsame Plattform gefunden wird, von der eine jede politische Betätigung ausgehen muß, die künftighin Anspruch auf ehrliche Beachtung seitens der Volksgenossen erheben will. Viele Nationen haben sich trotz lebhafter innerpolitischer Kämpfe diese gemeinsame Plattform durch einen gesunden Instinkt in Gestalt des Solidaritätsgefühls aller gegenüber dem Ausland erworben. In Deutschland ist ein solches unter dem Einfluß ideologischer Theorien nicht in gleichem Maße zur Entwicklung gelangt, und es muß heute als vergebliches Bemühen gelten, einfach nur an einen allen Deutschen gemeinsamen Instinkt zu appellieren, um eine solche gemeinsame Plattform zu gewinnen. Es bleibt nur übrig, sich an den Verstand aller derer zu wenden, die noch gewillt sind, gewisse Grundtatsachen der geschichtlichen und geographischen, wirtschaftlichen, politischen und überhaupt allgemein mensch-

lichen Zusammenhänge vorurteilslos in sich aufzunehmen und unter Zurückdrängung jeder politischen Leidenschaft unbefangen für sich logische Schlüsse aus diesen Tatsachen zu ziehen. Die Gesamtheit des Wissens, das in diesem Sinne geeignet ist, eine Plattform für eine gedeihliche politische Betätigung darzustellen, pflegt man staatsbürgerlichen Bildungsstoff zu nennen. Nicht selten allerdings findet man den Begriff „Staatsbürgerliche Bildung" viel enger gefaßt und lediglich auf ein formales Wissen um die Staatsverfassung, die sozialen Einrichtungen, die wirtschaftlichen Verhältnisse des heimischen Staates bezogen. Solche äußeren Kenntnisse allein aber tun es freilich nicht. Es kommt auf ein lebendiges Verständnis für die grundlegenden außen- und innenpolitischen Zusammenhänge, unter denen das Vaterland steht, an. Darstellungen, die einer so verstandenen staatsbürgerlichen Bildung dienen sollen, können durchaus so leicht faßlich geboten werden, daß jeder Deutsche ihren Sinn in sich aufzunehmen vermag, wenn er nur einen Bruchteil des Interesses und der Ausdauer auf sie verwendet, die heute von Millionen den parteipolitischen Zielen gewidmet werden. Durch eine solche Beschäftigung mit staatsbürgerlichem Bildungsstoff gewinnt der Deutsche erstmalig einen Eindruck davon, wie schwer es ist, eine Behauptung, die vielleicht der Ausgangspunkt für die Haltung einer ganzen politischen Partei ist, unanfechtbar zu beweisen, wie kritisch man gegenüber dem von den Parteien verwendeten Zahlenmaterial sein muß, wie die ideologischen Theorien der Parteien gar oft von unbeweisbaren Voraussetzungen ausgehen und in ihren Beweisführungen an ausschlaggebender Stelle die wunderlichsten Gedankensprünge machen, wie auf einer ganz schmalen Basis ein breites, luftiges Gebäude mit den schwerwiegendsten Folgerungen aufgerichtet wird. Aber er erhält durch solche Beschäftigung auch darüber hinaus ein positives Rüstzeug für seine Betätigung als Staatsbürger.

Unter den Wissenszweigen, die solches vermitteln, ist nicht der letzte die Geopolitik. Ein allgemein verbreitetes Vorurteil geht dahin, „daß die Völker und die Staaten — oder geradezu die einzelnen Staatsmänner ihrerseits — ihre Geschicke in voller Freiheit je nach dem Augenblick der Eingebung gestalten" (Kjellén). Es ist eine der wichtigsten praktischen Aufgaben der Geopolitik, dieses Vorurteil zu zerstören. Gewiß erhebt sich „der Verlauf der Geschichte in ihren einzelnen wirkenden Persönlichkeiten, ihren Helden, in die Sphäre sittlichen Handelns und damit der nicht an Gesetze gebundenen Freiheit. Aber darunter erstreckt sich ein weites Gebiet, wo das Element der Massen in der Völker- und Staatenwelt die Typik alles natürlichen organischen Geschehens aufweist" (Vogel). In der Tat ist das politische Geschehen, wo auch immer auf dem Erdball es sich abspielen mag, an die natürlichen Verhältnisse des Raumes gebunden, in dem es abläuft. Diese geben den Rahmen, innerhalb dessen die geschichtliche Entwicklung erfolgt. Sie unterstützen gewisse Richtungen des geschichtlichen Ablaufes, mitunter in einer Stärke, die praktisch einem Zwang gleichkommt, andere hemmen sie oder machen sie nahezu unmöglich. So findet durch die Natur des Erdraumes eine Auslese aus der von vornherein unendlichen Anzahl der Möglichkeiten politischer Entwicklungsrichtungen statt. Mit diesem Gesichtspunkt aber tritt, wie die am Ende der historischen Einleitung dieses Buches gegebene Definition zeigt, die Geopolitik an die politischen Vorgänge der Gegenwart wie der Vergangenheit heran. Indem sie auf diese Weise zeigt, welche politischen Entwicklungsrichtungen durch die Wesenheit des Erdraumes gestützt werden, und welche nicht, worin diese Stütze besteht, und was sie zu leisten vermag, gewinnt die Geopolitik eine hervorragende praktische Bedeutung.

Greifen wir, um zu zeigen, wie die Geopolitik die eben skizzierten Aufgaben zu lösen imstande ist, eines der für uns

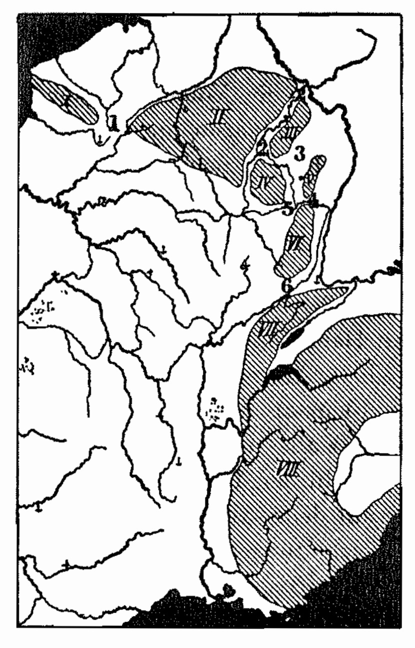


Fig. 15. Der Arelatisch-lotharingische Grenzsaum (nach Wütschke)

I Hügelland von Artois, II Eifel und Ardennen, III Hunsrück, IV Lothringer Hochfläche, V Haardt, VI Wasgenwald, VII Schweizer Jura, VIII Westalpen. 1 Lücke des Hennegau, 2 Mosellücke, 3 Senke von Kaiserslautern, 4 Zaberner Lücke, 5 Lothringer Pforte, 6 Burgundische Pforte

wichtigsten Probleme heraus: Die Lage des Deutschen Reiches in ihrer Bedeutung für seine politische Entwicklung in Vergangenheit und Zukunft!

In der Oberflächengestalt Europas treten zwei von Nord nach Süd ziehende Streifen stark verminderter Verkehrsdurchlässigkeit hervor, die in der politischen und Kulturgeschichte Europas immer wieder die Rolle von natürlichen Grenzsäumen spielen. Der westliche von ihnen (Fig. 15) ist von J. Wütschke in Anlehnung an die Namen der beiden ältesten Staaten, die in seinem Bereich entstanden, der Arelatisch-lotharingische genannt worden. Er wird von

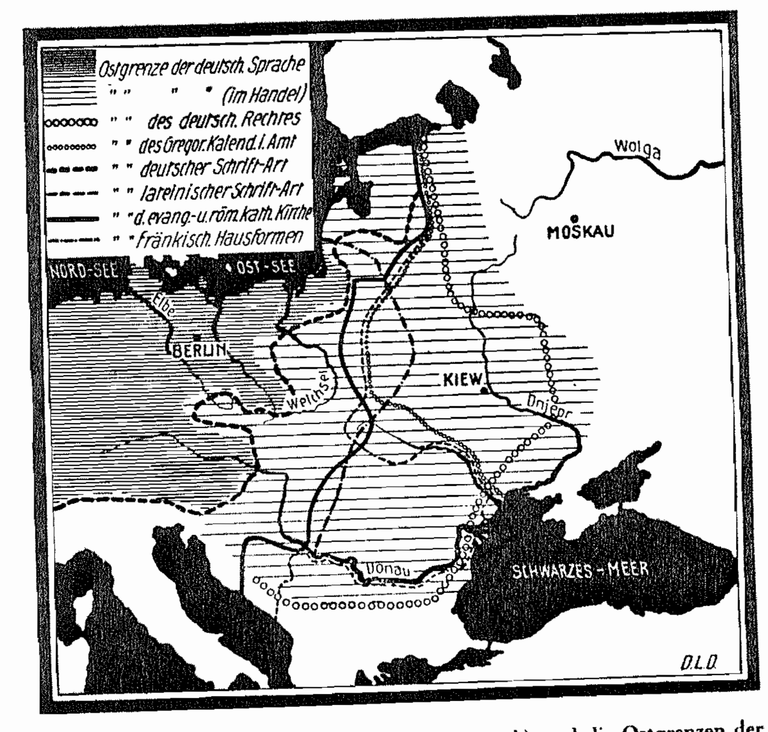


Fig. 16. Der Warägische Grenzsaum (nach Penck) und die Ostgrenzen der deutschen Kultur (nach Kaindl)

——— Ostgrenze des geschlossenen Verbreitungsgebietes des römisch-katholischen und evangelischen Christentums

▬▬▬ Ostgrenze des geschlossenen Verbreitungsgebiets der deutschen Sprache

oooooooo Ostgrenze des amtlichen Gebrauchs des Gregorian. Kalenders (bis 1920)

oooooo Ostgrenze des mittelalterlichen Gebrauchs des deutschen Rechtes

– – – – Ostgrenze deutscher Verkehrssprache im Handel

♦♦♦♦♦♦♦♦ Ostgrenze des geschlossenen Gebiets deutscher Schriftart

.... Ostgrenze des geschlossenen Gebiets lateinischer Schriftart

—·—·— Ostgrenze der Verbreitung beider zusammen

•••••••• Ostgrenze deutscher Hausformen

einer Folge von Gebirgen und Hochflächen gebildet, die von der Straße von Calais bis zur westlichen Riviera reichen. Vielfach ist diese Kette von Sperrlandschaften durch schmale Lücken, Pforten und Talengen unterbrochen, die den Verkehr in Krieg und Frieden in wenige, scharf vorgezeichnete Bahnen lenken. Dem Erhebungszug des Arelatisch-lotharingischen Grenzsaumes im Westen entspricht die Niederungsflucht des östlichen Grenzsaumes, den Penck nach den Warägern benannt hat, da seiner Tiefenfurche die Schiffszüge dieses skandinavischen Wikingervolkes von der Ostsee zum Schwarzen Meer folgten. Der Warägische Grenzsaum (Fig. 16) zieht von der Senke des Onega- und Ladogasees zur Niederung des Peipus- und Ilmensees, führt an dem Wald- und Sumpfgebiet des Pripet vorbei zur Niederung des Dnjepr und folgt dieser sowie der des Donez zum Schwarzen Meer. Die beiden Grenzsäume teilen Europa in ein Vordereuropa, Hintereuropa und Zwischeneuropa (Fig. 17).

Vordereuropa grenzt offen an den Atlantischen Ozean und steht, von Teilen der Iberischen Halbinsel und von Südfrankreich abgesehen, unter dem ständigen klimatischen Einfluß des Meeres, insbesondere des Golfstromes. Es hat die meisten Entdecker- und Kolonisationsvölker des Mittelalters und der Neuzeit geboren. Zwischeneuropa ist der breiteste Mittelstreifen des Erdteils, der von der Kolaküste am Eismeer bis zur Südspitze Siziliens und der Peloponnes reicht. Auch er wird durch Meeresbecken ansehnlich gegliedert, so daß die Küstenferne nur im Slowakischen Bergland auf 600 km steigt. Aber von der abgelegenen Kolaküste abgesehen, reicht Zwischeneuropa nirgends ans offene Meer. Es berührt nur Nebenmeere, die von Vordereuropa abgesperrt werden können. Seegeltung und transozeanische Kolonisation fehlen daher in den Staaten Zwischeneuropas nicht, aber sie ruhen auf weniger fester Grundlage als dort und sind, wo sie sich hier

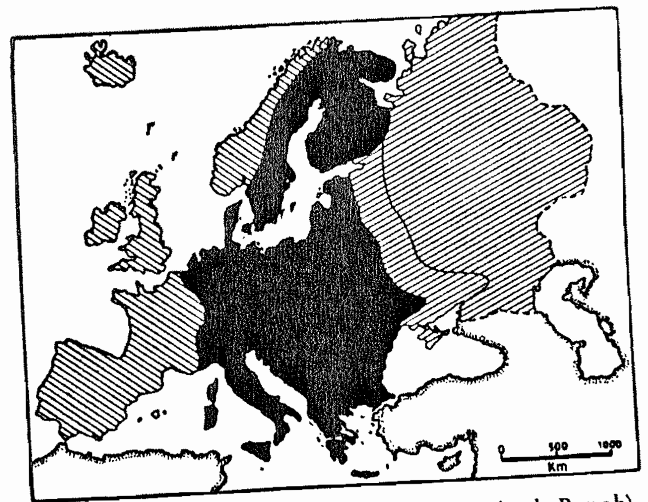


Fig. 17. Vorder-, Zwischen- und Hintereuropa (nach Penck)

mächtig entwickelten, empfindlichen Rückschlägen ausgesetzt. Denn sie unterliegen leicht der Abdrosselung durch die vordereuropäischen Rivalen. Trotz dieser steten Bedrohung durch Vordereuropa hat Zwischeneuropa, durch seine Lage gezwungen, dem glücklicheren Nachbarn im Laufe der Geschichte immer wieder einen hervorragenden Dienst erwiesen: es hat die wiederholten Stöße östlicher, eurasischer Nomadenvölker, der Hunnen, Avaren, Magyaren, der Scharen Timur Lenks und des Tschingis Chan sowie der Türken, blutend mit seinem Leibe aufgefangen. Es hat Minderung seiner Volkskraft, sprachliche, nationale und religiöse Zerrissenheit in Kauf nehmen müssen, während Vordereuropa ungestört und frühzeitig in nationalem Sinne ausreifen konnte. Während die Staaten Zwischeneuropas naturgemäß immer wieder zwischen einer überseeischen Politik und einer Kontinentalpolitik schwanken, wird Hintereuropa eindeutig auf eine Verfolgung festländischer politischer Ziele hingewiesen. Es berührt gerade

noch die ozeanfernsten Spitzen jener Nebenmeere und ist somit durch doppelte und dreifache Sperrmöglichkeiten (Dänische Sperre, Shetland-Dover-Sperre; Dardanellen-, Sizilische-Gibraltarsperre) gegen das Weltmeer abgeschlossen, ja jene Nebenmeerspitzen entziehen sich selbst dem friedlichen Handelsverkehr monatelang durch Eisverschluß der Küsten. Noch viel stärker leidet unter diesem Übel der Eismeersaum, dem außerdem noch eine lockende Gegenküste fehlt. Jahrhundertelang war Hintereuropa, nachdem es ins Licht der Geschichte getreten war, besonders in seiner steppenhaften Südosthälfte ein Spielball jener asiatischen Nomadenscharen. Erst als am Ende des Mittelalters das nördliche Waldland eine solche Höhe der Kultur erreicht hatte, daß es eine großeuropäische Politik zu treiben begann, fing das politische Verhältnis von Hintereuropa und Asien an, sich umzukehren, und in wenigen Jahrzehnten dehnten die Kosaken die russische Herrschaft bis ans Ochotskische Meer aus. Trotz und teilweise wegen dieser kontinentalen Erfolge hörte das Streben Rußlands nach eisfreien europäischen Küstenstrecken, nach ungehindertem Zugang zum Atlantischen Ozean nicht auf, und so kam Zwischeneuropa in den letzten Jahrhunderten unter einen doppelten politischen Druck, den Vordereuropas von Westen und den Hintereuropas von Osten, so daß es wie zwischen Bremsbacken eingeklemmt wurde, ein Zustand, der gerade deshalb bedenklich ist, weil infolge der hier am ausgeprägtesten entwickelten Kästelung des europäischen Bodens und wegen der oben berührten Beunruhigung durch asiatische Nomadenscharen die politische, nationale und sprachliche Ausreifung Zwischeneuropas um so mehr zu wünschen übrig läßt, je weiter wir nach Osten und Südosten gehen. Auch heute noch steht den Nationen Zwischeneuropas mehr oder weniger erst als Zukunftsziel vor Augen, was Bismarck für eine von ihnen, die deutsche, 1888 als natürliche Folge jenes doppelseitigen

Druckes erwartete: „Gott hat uns in die Lage versetzt, in der wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Versumpfung oder Trägheit zu geraten. Die französisch-russische Pression, zwischen die wir genommen werden, zwingt uns zum Zusammenhalten und wird unsere Kohäsion auch durch Zusammendrücken erheblich steigern, sodaß wir in dieselbe Lage der Unzerreißbarkeit kommen, die fast allen anderen Nationen eigentümlich ist, und die uns bis jetzt noch fehlt."

Das geschlossene Sprach- und Kulturgebiet des Deutschen Volkes liegt in Zwischeneuropa. Im Süden ist es fest in den Alpen verankert. Im Norden findet es seine naturentlehnte Grenze an Nord- und Ostsee. Im Westen hat es sich dem Arelatisch-lotharingischen Grenzsaum völlig angepaßt. Wie dieser in seinem nördlichen Drittel nach Westen vorspringt, so reicht das flämisch-niederdeutsche Sprachgebiet bis an die Straße von Calais vor. Die deutsche Sprachgrenze ist in seinem Bereich ausgereift: Sprachinseln fehlen; selbst Mehrsprachigkeit im gleichen Grenzdorf kommt kaum vor. Ganz anders ist es im Osten. Hier streckt das geschlossene deutsche Sprachgebiet drei mächtige Zungen vor. Die preußische Sprachzunge folgt dem Baltischen Landrücken und schmiegt sich der Ostseeküste an; die schlesische erstreckt sich im Bereich des gut gangbaren, lehmbedeckten, fruchtbaren Sudetenvorlandes, und ihre Ausläufer erstrecken sich bis in das wesensverwandte Karpathenvorland; die österreichische Zunge schiebt sich im Stromgebiet der Donau gegen Südost vor. Keine dieser Zungen aber reicht bis an den Warägischen Grenzsaum heran. Doch ist eine Unzahl kleiner deutscher Sprachinseln bis zu ihm hin, ja über ihn hinaus verbreitet (Wolgadeutsche), und selbst im gleichen Wohnplatz sind oft neben der deutschen noch mehrere andere Nationalitäten vertreten. Die Sprachgrenzen im Osten Zwischeneuropas sind gänzlich unreif. Die

Flachlandsnatur drängt nicht zur raschen Ausbildung von scharfen Völkergrenzen, und die tiefgreifenden Ereignisse der ungemein bewegten geschichtlichen Vergangenheit, jene Wellen asiatischen Despotentums, die über das Land gingen, haben die Ausreifung immer wieder verhindert. Es ist in der östlichen Hälfte Zwischeneuropas unmöglich, Staatsgrenzen nach dem Nationalitätsprinzip zu ziehen, und wenn der Feindbund in den Friedensschlüssen vorgab, dies zu tun, so war das nur eine schlecht verschleierte Gewaltmaßnahme, die die Aufgabe hatte, das Deutschtum in diesen Gegenden möglichst zu schwächen und allen antideutschen völkisch-politischen Bewegungen zum Siege zu verhelfen.

Zwischeneuropa ist ganz besonders nach den eben berührten Friedensschlüssen das Gebiet staatlicher Zersplitterung. Wiewohl es nur ein reichliches Drittel des Erdteiles umfaßt, liegen doch nur sechs von sämtlichen Staaten Europas ganz oder mit ihren Kernlandschaften außerhalb von ihm. Vor wie nach dem Kriege ist das Deutsche Reich der größte Staat Zwischeneuropas. Das politische Leben des Deutschen Reiches und der deutschen Staaten hat sich seit der Gründung des Ostfränkischen Reiches stets auf Zwischeneuropa beschränkt, aber niemals hat sich sein Gebiet mit dem Zwischeneuropas auch nur annähernd gedeckt. Nach Norden zu fand die deutsche Staatenbildung gleich der Sprachentwicklung von vornherein Halt und Grenze an den deutschen Meeren, die vom Reich nie offensiv überschritten worden sind, nach Süden zu begnügte sie sich, nachdem das Heilige Römische Reich deutscher Nation zeitweilig bis nach Sizilien, dem Südende Zwischeneuropas, gereicht hatte, vom Ausgang der Stauferzeit an wohlweislich mit dem Alpenwall als Grenzsaum ihres Machtbereiches. Zwischen Fels und Meer war dem deutschen Staat eine Einpassung in einen geographischen Raum möglich, und seither reicht er — von kurzen Zeiten tiefer nationaler Demütigung abgesehen — von der Etsch bis an den Belt und umfaßt damit gerade die Nord-Süd-Ausdehnung des deutschen Sprachbereiches. Ganz anders im Osten und Westen! Hier ist dem Deutschen Reich das Hineinwachsen in einen geographischen Raum versagt geblieben. Im Osten lag der Warägische Grenzsaum stets so fern, daß seine Erreichung nie das Ziel deutscher Politik sein konnte, und im Westen hatte der Arelatisch-lotharingische Grenzsaum wohl gerade so viel Kraft, daß er zu einer scharfen Ausbildung der Sprachgrenze führen konnte, er setzte aber dem Ausdehnungsbestreben des nicht zuletzt durch die Gunst Vordereuropas frühzeitig national geeinten Franzosenvolkes keine unübersteigliche Schranke. Daher wurde die deutsche Westgrenze, die anfänglich (880 n. Chr., Vertrag von Ribemont) am Westrande des Arelatisch-lotharingischen Grenzsaumes gelegen hatte, Zug um Zug zurückgedrängt und liegt in der traurigen Gegenwart nur noch mit ihrem Mittelstück auf dem Grenzsaum selbst, ist im Süden und Norden dagegen bis an den Rhein zurückverlegt worden. So weist das Deutsche Reich heute im Osten und Westen eine uferlose Zwischenlage auf. Großbritannien, Frankreich, Italien, Spanien-Portugal liegen in je einem von der Natur meist allseitig scharf hervorgehobenen Raum, dessen völkische, kulturelle und politische Besitzergreifung den betreffenden Nationen im Laufe ihrer geschichtlichen Entwicklung früher oder später als erstes nationales Ziel vor Augen stehen mußte. Dem deutschen Volke hat ein hartes Geschick auf die Frage, was seine erste nationale Aufgabe sei, an der es sich stählen, seine Kraft erproben könne, eine klare Antwort versagt. Der Lotharingische Grenzsaum wirkt wohl hemmend, setzt aber niemals dem Auswirken räumlichen Machtbegehrens so unüberwindliche Schranken wie die Meere und der Alpenwall. Und im Osten liegt und lag der Warägische Grenzsaum dem Gesichtskreis des deutschen Volkes immer so fern, daß seine

Erreichung nie das Ziel deutscher Politik sein konnte. So kam es, daß es dieser an klaren, durch Jahrhunderte hindurch mit Zähigkeit verfolgten Zielen stets gefehlt hat. Wir sehen die nach Osten gerichtete Kolonisationspolitik, die nach Süden gerichtete Rompolitik, die Hausmachtpolitik der Habsburger, die gegen Westen gerichtete Verteidigungspolitik einander ablösen, und dem deutschen Volk ist die Erziehung zu einem stetigen nationalen Willen daher notgedrungen bisher versagt geblieben.

Dieser Mangel wiegt um so schwerer, als die Natur dem deutschen Staate wie allen seinen mitteleuropäischen Nachbarn außer der Zwischenlage noch ein anderes Danaergeschenk in die Wiege gelegt hat, das für ihn jedoch ungleich verhängnisvoller ist als für jene. Alle anderen großen Staaten Europas: Rußland, Schweden, Norwegen, Großbritannien, Frankreich, Spanien, Italien haben eine Randlage. Sie besitzen einen Rücken, d. h. eine Seite, von der sie keine feindlichen Angriffe zu befürchten brauchen, auf der kein wesentlicher außenpolitischer Druck lastet. Das Deutsche Reich dagegen ist das „Land ohne Rücken"; es besitzt eine Mittellage im Herzen Europas. Ein Volk kann eine solche Mittellage in hervorragendem Maße ausnutzen: Es kann nach allen Seiten Kulturkeime ausstreuen, von allen Seiten Kulturanregungen aufnehmen und die eigene Kultur mit ihrer Hilfe um so höher entwickeln. Dieser Mission ist das deutsche Volk in hervorragendem Maße gerecht geworden. Es hat einen Kant und Goethe, einen Luther und Beethoven geboren. „Im geistigen Wechselverkehr der Völker ist Deutschland ein geistiger Markt, wo Nord und Süd, Ost und West ihre Ideen tauschen, wohin Anregungen zusammenfließen, und von wo Impulse ausströmen. Es ist nicht bloß die nationale Eigenschaft der Empfänglichkeit, die Deutschland zum klassischen Land der Übersetzungen gemacht hat. Ist doch auch der Gedanke der Weltliteratur und die Würdigung der Völkerstimmen von hier ausgegangen" (Ratzel). Aber indem es diese Aufgabe erfüllte, hat sich das deutsche Volk einen Hang zum Weltbürgertum angeeignet, der der Entwicklung eines starken nationalen Willens widerstrebt. Den aber braucht die deutsche Nation, die nachbarreichste der Welt, so dringend wie keine andere auf Erden. Ist doch die Mittellage die Beherrscherin aller diagonalen Verkehrslinien des Erdteils und damit ein Gegenstand der politischen Begehrlichkeit der einzelnen Nachbarn. Auch birgt sie die furchtbare Gefahr der politischen Einkreisung, der wirtschaftlichen Abschnürung, des Angriffs von allen Seiten. „Die zentrale oder Mittellage ist in der Stärke ebenso gewaltig wie in der Schwäche bedroht, fordert zum Angriff und Widerstand heraus. In ihrer Bedrohung und Kraft, aber auch in ihrer Schwäche sind große Völker und geschichtliche Mächte erwachsen ... In diesem Andrängen von allen Seiten hält nur eine starke Organisation, ein starkes Bewußtsein seiner selbst, Arbeit, Ausdauer, Wachsamkeit, Schlagfertigkeit ein Volk aufrecht ... Daher wirkt diese Lage auf ein erziehungsfähiges Volk stählend, während ein schwaches ihren Anforderungen erliegt. Deutschland ist nur, wenn es stark ist! (Ratzel, 1898). Leider nur gar zu oft im Laufe der deutschen Geschichte ist diese Gefahr Wirklichkeit geworden, sind die Heere fremder Eroberer von Südost, Ost, Nord und West über Deutschland dahingebraust und haben auf deutschem Boden ihre Schlachten geschlagen. Ist das Wort „Völkerschlacht" doch ein eigentümlich deutsches, anderen Sprachen fremdes. Durch solche Ereignisse ist das deutsche Volk auf dem Wege der nationalen Einigung und Ausreifung immer erneut weit zurückgeschleudert worden. So hat es das höchste nationale Ziel, die Zusammenfassung des geschlossenen Wohngebiets der Deutschen in einem einzigen deutschen Staatsraum, bisher nie erreicht. Die Begriffe „Deutsch-

land“ (d. h. der geschlossene deutsche Sprachboden) und „Deutsches Reich“ (d. h. der rechtliche Begriff des deutschen Staates) decken sich seit Versailles noch viel weniger als je zuvor.

Aus der vorstehenden Darstellung geht hervor, in welcher Weise die Lage in Zwischeneuropa, sowie die Mittellage und die Zwischenlage auf den politischen Werdegang des deutschen Staates gewirkt haben. Diese Wirkungen sind bisher größtenteils naturgesetzlicher, biologischer Art gewesen und werden es auf immer zum Teil bleiben. Der deutsche Raum ist in seiner Lage unverrückbar, und wenn das deutsche Volk die Möglichkeit hätte, auszuwandern und in einem anderen Erdraum einen neuen Staat zu gründen, so wäre es nicht derselbe Staat, der dort entstünde. „Der Staat kann nicht den Ort wechseln. Er hat festen Wohnsitz und Heimatrecht, zum Unterschied von umherwandernden Nomadenhorden, und dies auf einem gewissen, ein für allemal bestimmten Stück Land. Er ist an seine eigene Scholle gebunden und stirbt, wenn er diesen Rückhalt verliert. Er ist ein ‚Leibeigener‘ des Territoriums. Stellen wir uns vor, sämtliche Bewohner Schwedens würden mit dem König und der Fahne an der Spitze und ihrer ganzen beweglichen Habe aufbrechen und sich dann unter einem andern Himmel niederlassen — Schweden könnten wir nicht mit uns nehmen; hinter uns läge der schwedische Staat tot da“ (Kjellén). So bilden die Wesenszüge des deutschen Raumes nach Lage und Inhalt den Rahmen, innerhalb dessen das politische Leben des deutschen Staates abläuft. Gewiß wird dieses Leben vom deutschen Volk und seinen Führern bis zu einem gewißen Grade frei bestimmt. Es verläuft sicher nicht ausschließlich naturgesetzlich, biologisch. Aber die geographische Individualität Deutschlands erleichtert oder erschwert die von Volk und Führern eingeschlagenen Wege. Die Raumpolitik der deutschen Könige

seit Otto I., mag sie durch diesen dringenden Wunsch, sich auf den deutschen Klerus zu stützen, noch so stark gerechtfertigt sein, stellt in geopolitischem Licht eben doch ein Hinausgreifen über den Rahmen dar, den die Wesensart des deutschen Raumes der deutschen Politik gibt; infolgedessen war ihr kein Dauererfolg beschieden, ganz im Gegensatz zu der Ostkolonisation, die gleichzeitig von den deutschen Lehnsfürsten betrieben wurde. In alter Zeit war ein Gefühl für die geopolitische Seite des politischen Geschehens nur in den politischen Genies lebendig. Heute bemüht sich der Wissenszweig der Geopolitik, diese Zusammenhänge in das Licht wissenschaftlicher Verstandeserkenntnis zu heben. In dem Maße, wie das gelingt, und wie diese Erkenntnis zum geistigen Inventar des deutschen Volkes und seiner Führer wird, wird die Geopolitik Rüstzeug zum politischen Handeln liefern und Wegweiser im politischen Leben sein.

Allerdings muß hier noch eine scharfe Einschränkung gemacht werden: Ehe die Geopolitik in ihr Recht treten kann, muß durch eine bewußte Wertung ein politisches Ideal aufgestellt sein. Man kann nicht geopolitisch beweisen, daß das etwaige Ideal eines in Hunderte von Miniaturstaaten zerrissenen Deutschland oder eines von Sowjetrußland übergeschluckten, entindividualisierten Deutschland schlecht ist. Die Sphäre der Geopolitik wie jeder Wissenschaft liegt jenseits von Gut und Böse. Aber wenn einmal ein bestimmtes Ideal vom politischen Geschick Deutschlands gewählt ist, dann vermag die Geopolitik als Kunstlehre zu sagen, welche politischen Einzelmaßnahmen, die der Annäherung an jenes Ideal dienen sollen, von der Natur des deutschen Raumes gefördert, und welche gehemmt, oder gar praktisch unmöglich gemacht werden. Betrachtet man als Ideal einen deutschen Staat, der den geschlossenen deutschen Volksboden in Mitteleuropa vollständig umfaßt, und der, wirtschaftlich wie geistig gebend

und nehmend, das hochwichtige Mittelglied und ein harmonischer Bestandteil des staatlichen Gesamtorganismus Europas darstellt, so ergeben sich aus den geopolitischen Betrachtungen über die Lage Deutschlands die folgenden Richtlinien: 1. Deutschland ist nur, wenn es stark ist. Die Mittellage im Herzen Europas bedeutet eine ständige und unabänderliche Gefährdung des deutschen Staates. Deutschland bedarf daher einer militärischen Rüstung viel dringender als die übrigen Großstaaten Europas mit ihrer Randlage, und zwar solange, wie diese selbst nicht abgerüstet haben. 2. Innerer Parteihader, wie er durch die derzeitige soziale Struktur des deutschen Volkes begünstigt wird, und partikularistische Neigungen, wie sie früher durch die heute verkehrstechnisch größerenteils überwundene Kästelung des deutschen Bodens gefördert wurden, wirken sich bei einem Staat mit der Mittellage Deutschlands besonders unheilvoll aus. Sie wirken verlockend zum mindesten auf einen der zahlreichen rückengeschützten Nachbarn. 3. Deutschland bedarf einer eigenstarken, gesunden nationalen Idee, die sich von einer selbstüberheblichen Überschätzung seiner Art und Kraft ebenso fernhält wie von einer Anbetung und Nachahmung des Fremden. 4. Die in West und ganz besonders in Ost uferlose Zwischenlage verlangt eine sorgsame Bewachung dieser beiden Fronten. 5. Überseeische Kolonialunternehmungen werden immer unter der Zugehörigkeit Deutschlands zu Zwischeneuropa leiden und unter der Gefahr der Unterbindung durch die Staaten Vordereuropas stehen. Sie bedürfen daher ganz besonderer Vorsicht. 6. In den ganz großen weltpolitischen Zusammenhängen und Gegensätzen ist das Deutsche Reich (bzw. früher Preußen), was Bismarck und Friedrich der Große nie verkannt haben, infolge seiner Mittellage eben „doch nur ein Staat zweiter Ordnung, der deshalb für jeden weiteren Schritt, vor allem für jede gefährliche Entscheidung, unbedingt die Deckung an

der einen Seite haben muß, der niemals riskieren darf, allein und isoliert einer ganz großen Weltentscheidung entgegenzusehen und entgegenzugehen“ (Hoetzsch).

Dieses eine Beispiel, eines der wichtigsten überhaupt, zeigt deutlich, wie die Geopolitik der staatsbürgerlichen Bildung hervorragende Dienste zu leisten vermag. Es bietet selbstverständlich nur einen sehr kleinen Ausschnitt aus der Fülle der Anregungen, die auf diese Weise ins deutsche Volk strömen können und sollen. Die Geopolitik lenkt den Blick dann weiterhin über den eigenen Lebensraum hinaus in die Weltweite. Sie lehrt, wie sich die politische Macht zurzeit über den Erdball verteilt, und wie sie sich unter dem Einfluß erdgebundener Kräfte verschiebt. Eine solche geopolitische Schulung rückt die kleinen innerpolitischen Tagesfragen, um die sich die Parteipolitiker nicht selten die Köpfe heiß reden, in die richtige Perspektive. Sie, die Grundlage der weltbeherrschenden Stellung der angelsächsischen Völker, gibt die Vorbedingung für eine weitsichtige Politik und Wirtschaftsführung, für eine kluge Einsicht in die Lebensmöglichkeiten und Daseinsnotwendigkeiten des deutschen Staates im Rahmen des Weltganzen.

Eine derartige geopolitische Bildung, für die großen Kolonialvölker das Ergebnis jahrhundertelanger Erfahrung, kann natürlich nicht über Nacht über das deutsche Volk kommen. Aber es ist eine dringende Forderung des Tages, daß mit ihr ein energischer Anfang gemacht wird. Eine hervorragende staatsbürgerliche Aufgabe erwächst in dieser Hinsicht der deutschen Schule, insbesondere dem geographischen Unterricht. Fußt die Geopolitik doch auf der breiten Grundlage der Geographie, insbesondere der Politischen Geographie als der Lehre von den politischen Raumorganismen und ihrer Struktur. Vom 7. oder 8. Schuljahr an ist es möglich, in die einfachsten Gedankengänge geopolitischen Inhalts

einzuführen. Also kann schon die Volksschule Wesentliches leisten. In einer nach oben steigenden Fruchtbarkeit lassen sich geopolitische Probleme auf der Mittel- und Oberstufe der höheren Lehranstalten behandeln. Nur ist das Plätzchen, das der Geographie heute auf den Schulen gegönnt wird, meist nur eine Wochenstunde, viel zu klein, um solche Aufgaben nutzbringend in Angriff nehmen zu können. Und so ist unser Ruf: Geopolitische Bildung ins deutsche Volk gleichbedeutend mit der Forderung: Mehr Geographie in die deutsche Schule!

Hermann Lautensach:

GEOPOLITIK UND SCHULE

„Weltpolitik, Weltverkehr, Weltwirtschaft, Weltkultur sind in hohem Maße geographische Erscheinungen und müssen geographisch studiert und begründet werden, wenn man nicht in grobe Fehler verfallen will. Dies geographische Verständnis ist vor dem Kriege zu wenig gepflegt worden. Wir Geographen hatten uns zu sehr auf rein wissenschaftliche Probleme beschränkt, wozu wohl die Beobachtung beitrug, daß die Bemerkungen der Wissenschaft von der politischen Praxis doch nicht beachtet wurden, und in den Kreisen der Politiker war das Verständnis dafür viel zu gering, um an uns Fragen zu stellen und uns zur Beschäftigung mit diesen Dingen aufzufordern. Nur die Geschichte, nicht die Geographie galt als wissenschaftliche Grundlage der Politik. Und am meisten hat, wegen der mangelnden Einsicht unserer Schulverwaltungen, die Geographie in der allgemeinen Volksbildung versagt. Der Engländer hat dank der alten Ausbreitung über den ganzen Erdkreis, dank der Verflechtung fast jeder Familie mit auswärtigen Interessen einen natürlichen politisch-geographischen Verstand. Uns Deutschen fehlt er und muß uns daher anerzogen werden. Das ist aber weder vor dem Kriege geschehen, noch geschieht es heute genügend, und diese Unterlassungssünde hat verhängnisvolle Folgen gehabt und wird sie weiter haben, wenn die politisch-geographische Bildung nicht mehr gepflegt wird.“ Mit diesen klaren und eindrucksvollen

Worten hat A. Hettner (*) kürzlich eine alte Lücke und eine neue Aufgabe der geographischen Forschung sowie des erdkundlichen Schulunterrichts umrissen. In der Tat, so wenig wie Ratzels Arbeit auf dem Felde der Politischen Geographie — zum Teil sicher infolge des eigentümlich fließenden, scharf zusammengefaßten Endergebnissen Abholden seiner eigenen Darstellung — einen systematischen Weiterbau erfahren hatte, so wenig hatte die deutsche Schulerdkunde in der Vorkriegszeit in breiter Front Berührung mit den Fragen der großen Politik von Gegenwart und Vergangenheit gefunden, so wenig hatte sie es verstanden, die zum Teil nicht unbeträchtliche Menge geographischen Schulwissens der Ausbildung des politischen Urteils dienstbar zu machen. Einzelne Versuche, wie E. Hauptmanns „Nationale Erdkunde", schossen andererseits wieder über das Ziel hinaus. Übrigens fehlte es, das dürfen wir gerechterweise nicht vergessen, dem Geographieunterricht damals größtenteils überhaupt an der Möglichkeit, in dieser Richtung zu wirken; war die Erdkunde doch von der Oberstufe der höheren Schulen, die allein für eine derartige Unterweisung in größerem Umfang in Betracht kommt, fast vollständig ausgeschlossen.

Nach dem furchtbaren Erlebnis des Weltkriegsendes und seiner Folgen kann in der Auffassung, daß die Politische Geographie in viel stärkerem Maße als in der Vorkriegszeit auf unseren Schulen gepflegt werden muß, ein Zweifel nicht mehr bestehen. Gilt es doch, einen der für die politische Ertüchtigung gefährlichsten Fehler unserer Jugend zu bekämpfen: das vorschnelle Urteil auf Grund einer viel zu schmalen Erfahrungsgrundlage, das im späteren Leben leicht zu einem einseitigen

(*) A. Hettner: Die Geographie. Ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Methode. S. 159f. Breslau 1927. — Ähnlich F. Lampe: Der bildende Wert des erdkundlichen Schulunterrichts. Zehn geographische Abende. Berlin 1919. S. 42.

Radikalismus in der Beurteilung politischer Probleme führt und, zum Symptom der Massen geworden, einer ungesunden Zuspitzung des Parteilebens Tür und Tor öffnet. Was unserem Volk und vor allem seiner gebildeten Schicht not tut, ist die heilige Achtung vor der Wahrheit, vor den Tatsachen und vor der sozusagen wissenschaftlichen Verantwortung, die jedem einzelnen aus dem Unterfangen der Tatsachenverknüpfung erwächst. Nur ein solches verantwortungsbewußtes Wahrheitsuchen bewahrt vor der furchtbaren Gefahr gefühlsmäßig geleiteter, einseitiger und schiefer außen- und innenpolitischer Urteile, die ein Ausdruck der politischen Unreife, der Engstirnigkeit, der Mißbrauchung der Allgemeinheit für eigensüchtige Zwecke sind.

Der bayerische Geographieerlaß nahm diese bedeutungsvolle Einsicht vorweg, indem er in großartiger, aber doch sicher zu weit getriebener Einseitigkeit schon im August 1918 verfügte: „Der Unterricht von der VI. bis zur IX. Klasse (Untersekunda—Oberprima) vermittelt als geographische Staatenkunde abgerundete Bilder der einzelnen Länder." „Seinen Abschluß findet der geographische Unterricht in der IX. Klasse als angewandte Geographie in der Behandlung der geographischen Grundlagen weltpolitischer Fragen" (*), und die preußischen Richtlinien von 1925 — um nur diese beiden größten deutschen Länder zu nennen — führen aus: „Die Erdkunde hat die breite Naturgrundlage des Staates aufzuzeigen, die Art und das Wirken seiner Glieder wesentlich bestimmt; klare Vorstellungen von der Größe und Lage des eigenen Landes und fremder Staatsgebiete, von den Beziehungen zwischen Bodengestalt und politischer Gestalt werden das Verständnis des Schülers dafür schärfen, wie eng jeder Staat mit dem Erdraum verbunden ist, in dem er sich eingerichtet hat. Nur so kann der

(*) Vgl. Geogr. Anz. 1918. S. 213 ff.

Schüler die Gewißheit gewinnen, daß die Völker in ihrem staatlichen Leben von ganz realen, erdgebundenen Interessen bestimmt werden" (*). In der Überzeugung, daß der politischen Geographie ein Ehrenplatz im erdkundlichen Unterricht gebührt, sind sich somit Hochschullehrer und Schulmethodiker einig, und die derzeitig gültigen Lehrpläne bieten, soweit ich sie übersehe, heute in allen deutschen Ländern die notwendige Unterlage für eine solche Betätigung.

Nicht ganz so einfach liegt der Fall bei der Schwester der Politischen Geographie, der Geopolitik. Gewiß ist hier nicht der Ort, in eine Diskussion der Frage einzutreten, welche der verschiedenen Spielarten dieses Begriffes, der erst allmählich feste Gestalt gewinnt, die geeignetste zu sein scheint, und wie sich von dieser Spielart aus das Verhältnis zur Politischen Geographie darstellt. Handelt es sich doch dabei um Fragen rein wissenschaftlicher Methodik von einer solchen Feinheit, daß sie für den stets vergröberten und vereinfachten Schulbetrieb unerheblich sind. Jedenfalls ist heute — und das ist für die Schule immerhin wichtig — die Auffassung vorherrschend, daß Politische Geographie und Geopolitik zwar eng verwandt sind, sich inhaltlich aber doch nicht decken. Hettner (**), Sieger (***), Haushofer (†), Maull (††) und Lautensach (†††) haben sich in diesem Sinne ausgesprochen, und dieselbe Auffassung wird von den Herausgebern der Zeitschrift für Geopolitik in der Einleitung dieses Buches gemeinsam vertreten. Um im folgenden, was selbstverständlich notwendig ist, mit eindeutigen Begriffen zu arbeiten, sei betont, daß hier unter Politischer Geographie der Teil der Geographie verstanden wird, der die politischen Räume und ihre Beziehungen zu den politischen Körpern sowie den Natur- und Kulturlandschaften untersucht. Dieser Definition entsprechend, ist die Betrachtungsweise der Politischen Geographie wie die der Geographie überhaupt vorwiegend eine statische, was natürlich nicht besagt, daß bei der Erklärung die Analysierung der wirkenden Kräfte unterbleiben dürfe. Aber ihr Gegenstand ist eine Form des staatlichen Seins, nicht Werdens. In der Betrachtungsweise der Geopolitik dagegen stehen politische Vorgänge der Vergangenheit und Gegenwart im Vordergrunde. Ihre Auffassung ist von vornherein dynamisch. Sie untersucht diese Vorgänge unter dem chorologischen Gesichtspunkt der Erdgebundenheit und zeigt den durch Boden und Volk gegebenen Rahmen, innerhalb dessen sich politische Vorgänge abspielen müssen. Dadurch gewinnt sie eine hohe praktische Bedeutung für eine kluge Abwägung zukünftiger Entwicklungsmöglichkeiten. Sie wird zur angewandten Wissenschaft und, da ihr ein prognostisches Moment innewohnt, zur Kunstlehre, ohne die die Staatsleiter, ja in einem parlamentarisch regierten Staat das ganze Volk, stets Gefahr laufen, Richtungen politischer Entwicklung einzuschlagen, die durch die natürlichen Verhältnisse der Erdoberfläche so stark gehemmt werden, daß sie praktisch mit einem Fehlschlag enden müssen.

Viele von den Aufgaben, die der bayerische Geographieerlaß dem Unterricht der Oberprima stellt, sind in dem eben definierten Sinn geopolitische, so z. B.: „Deutschlands Weltpolitik, die deutsche Ostmarkenfrage, politische Fragen des näheren und ferneren Orients, die Rassenfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika, die Monroedoktrin, die Mittelmeerfragen." Bezeichnet doch der Erlaß, wie das oben gegebene Zitat zeigt, diese Betätigung selbst als „angewandte Geographie". Und die preußischen Richtlinien betonen ihrerseits: „Vielfach ist geschichtliches Geschehen an geographische

(*) Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens. I. Teil. S. 80. Weidmannsche Taschenausgabe. / (**) Die Geographie. S. 145, 157. / (***) Verhandlungen des 21. Deutschen Geographentag zu Breslau 1925. S. 228. / (†) Festgabe v. Drygalski 1925. S. 87 ff. / (††) Geogr. Anz. 1926. S. 245 ff. / (†††) Stieler-Handbuch I. 1926. S. 10.

Grundlagen gebunden und daher ohne deren Behandlung nicht zu verstehen; so wird die Erdkunde das Verständnis für die Bodenbedingtheit geschichtlicher Begebenheiten, Zustände und Entwicklungen vermitteln." Vom Geschichts- und Geographieunterricht wird in den gleichen Richtlinien verlangt, daß sie in Arbeitsteilung mit dem Geschichtsunterricht „die historischen Bildungen auf die sie bedingenden Kräfte der Landschaft zurückführen und den Blick für naturgesetzliche Abhängigkeiten bei der Entstehung, Ausdehnung und dem Niedergang von Staaten schärfen". Wiederholt wird gleichenorts vom Erdkundeunterricht die Behandlung geopolitischer Probleme verlangt (*), wenn es auch allerdings in der Lehrstoffverteilung für die einzelnen Klassen an Einzelhinweisen auf solche gänzlich mangelt. Die Lehrpläne begünstigen also nicht nur die Politische Geographie, sie verlangen auch geopolitische Unterweisung in der höheren Schule. Schulmethodiker (**) wie Lehrbuchverfasser (***) haben sich größerenteils auf den gleichen Standpunkt gestellt (†), und auch der vom Verbande deutscher Schulgeographen aufgestellte Frankenhäuser Lehrplan verlangt auf der Oberstufe die geopolitische Behandlung einzelner Staaten und Staatengruppen (††).

Und doch sind in letzter Zeit von verschiedenen Seiten ernste Bedenken gegen ein Hineintragen der Geopolitik in die Schule erhoben worden (†††). Zwei Gesichtspunkte scheinen dabei vor allem leitend zu sein. Unter dem Eindruck, daß das topographische Wissen unserer Abiturienten oft ein ungemein bescheidenes ist, und daß ganz grobe Unkenntnisse auf diesem

(*) Weidmannsche Taschenausgabe. I. S. 75, 79, 81, 88, 89. II. S. 239, 249, 255. / (**) Z. B. Muris in Zeitschr. f. Geopolitik 1927. S. 172 ff. / (***) Z. B. Dröber-Weyrauther, Geistbeck-Littig-Vogel, Geistbeck Wagner, v. Seydlitz, Muris-Scheer-Maywald, Supan-Lautensach, Schwarz-Weber-Wagner. / (†) Bedenklicher drückt sich Heck aus. (Geogr. Anz. 1927. S. 21.) / (††) Geogr. Anz. 1924. S. 147. / (†††) Siehe z. B. Thorbecke im Geogr. Anz. 1927. S. 292 ff.

Gebiet nicht selten sind, wünscht man ein stärkeres Betonen des Tatsächlichen, vor allem eben des rein Topographischen (*) und zwar auch auf der Oberstufe, und in solchem Umfang, daß zu geopolitischen „Seitensprüngen" keine Zeit bleibe. Jener Eindruck, von dem dieser Einwand ausgeht, ist sicher nur allzu richtig. Für die Vorkriegs- und die ersten Nachkriegsjahre war man geneigt, ihn durch das Fehlen der Erdkunde auf der Oberstufe zu entschuldigen, aber heute erwartet man eine schnelle grundlegende Besserung. Daß von einer solchen bisher wenig zu spüren ist, hat meiner Überzeugung nach folgende Gründe. 1. Der gesamte Schulbetrieb in den meisten deutschen Ländern leidet unter der überschnellen und übermäßig radikalen Schulreform, die die Lehrkräfte methodisch zu stark bindet und vielen damit einen beträchtlichen Teil von der Freude der Eigentätigkeit nimmt — jener allgemein menschlichen Triebfeder frohen Schaffens, die im Hinblick auf die Schüler der Kernpunkt der Reform sein soll —, an der Überlastung der Lehrkräfte, die eine wissenschaftliche Weiterbildung ungemein erschwert, und an der für die heutige Zeit zu großen Zahl von Lehrfächern (minimal drei), die der einzelne zu beherrschen hat, schließlich an einer Bürokratisierung des Unterrichts und an einer ständigen Ablenkung der Schüler durch Veranstaltungen, die von der Schule selbst unternommen oder begünstigt werden, zu deren Hauptaufgaben aber nur in sehr loser Beziehung stehen. Der Zeitpunkt, in dem die Erdkunde auf der Oberstufe Raum gewinnt, fällt also zusammen mit einem allgemeinen Niedergang des positiven Wissens auf der höheren Schule. 2. Die derzeitige Wirkungsmöglichkeit des erdkundlichen Unterrichts läuft leicht Gefahr, überschätzt zu werden. Die eine Oberstufenstunde ist, wie ich in Übereinstimmung mit allen Methodikern schon mehrfach betont

(*) Z. B. Behrmann im Geogr. Anz. 1927. S. 256. Thorbecke, ebenda, S. 294.

habe(*), eine pädagogische Unmöglichkeit. Von den etwa vierzig Jahresstunden, die auf dem Papier stehen, werden nur etwa dreißig wirklich unterrichtet. Die übrigen fallen jenen eben erwähnten Nebenveranstaltungen zum Opfer, zumal leider die Neigung besteht, den Erdkundeunterricht in die in dieser Hinsicht besonders bedrohten letzten Unterrichtsstunden zu legen, die zudem Schüler wie Lehrer nicht mehr in voller geistiger Frische vorfinden. In der Zeit ängstlicher Sparmaßnahmen auf rein kulturellem Gebiet kommen dazu die hohen Klassenfrequenzen und die Zusammenlegung von Primen. Die Zeit, die für eine Nachkontrollierung des Wissensstandes der Schüler notwendig ist, erreicht bei einem solchen Einstundenfach daher einen erschreckend hohen Anteil an der Gesamtzeit. Eine geographische Schulunterrichtsstunde auf der Oberstufe enthält daher leider nicht im entferntesten das an Wirkungsmöglichkeit, was eine akademische Vorlesungsstunde bietet. 3. Der erdkundliche Unterricht wird immer noch, ja jetzt wahrscheinlich noch viel häufiger als früher, von fachlich gar nicht oder nicht genügend vorgebildeten Lehrkräften erteilt. Ist es doch in heutiger Zeit, in der die Direktoren mit ihrer vorgesetzten Behörde um jede einzelne Dispositionsstunde ringen müssen, in der fast jede Lehrkraft stets genau bis zur zahlenmäßigen Höchstgrenze beschäftigt werden soll, einfach ein Ding der Unmöglichkeit, die Unterrichtsverteilung immer so einzurenken, daß die langen Einstundenreihen des Erdkundeunterrichts, die von der Ober-, ja der Untertertia bis zur Oberprima reichen, ausschließlich Fachlehrern anvertraut werden, zumal diese heute oft noch nicht einmal in genügender Zahl zur Verfügung stehen. 4. Fernerstehende sind leicht geneigt, die Menge des topographischen Wissens eines Schülers oder einer Schülergruppe allein zum Maßstab des im erdkundlichen Unterricht Erreichten zu machen. Geographisches Ver-

(*) Naturwiss. Monatshefte 1924. S. 41. Geogr. Anz. 1925. S. 9, 168.

ständnis ist weniger leicht abfragbar und tritt weniger auffällig an die Oberfläche! Die tatsächlichen Durchschnittsergebnisse des erdkundlichen Unterrichts sind daher in Wirklichkeit doch wesentlich ansehnlichere, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Und die Begabung der Schüler einmal für rein gedächtnismäßiges Festhalten topographischer Tatsachen, das andere Mal für ein Eindringen in geographische Zusammenhänge ist sehr verschieden. Es ist also z. B. nicht angängig, das Bemühen eines Lehrers, seinen Schülern die Pufferstaatnatur Afghanistans klarzumachen, durch die sicherlich sehr bedauerliche Feststellung zu verurteilen, daß es Studenten gibt, die nicht mehr wissen, wo Afghanistan liegt.

Angesichts dieser im großen und ganzen sehr ungünstigen Lage des erdkundlichen Unterrichts tut sicher eine kluge Bescheidenheit in der Aufstellung der Lehrziele dringend not. Aber ich glaube nicht, daß diese damit recht zum Ausdruck kommt, daß man auch auf der Oberstufe die topographische Seite des erdkundlichen Stoffes einseitig in den Vordergrund stellt. Es geht das einfach deshalb nicht, weil die Altersstufe auf einen solchen Unterricht nicht mehr lebendig reagiert, so wenig wie sie auf einen Unterricht in der grundständigen Fremdsprache reagieren würde, der sich die Erweiterung des Vokabelschatzes zur Hauptaufgabe machen wollte. Die Altersstufe, die sich für das Festhalten von Gedächtnisstoff am besten eignet und an einem solchen reinen Stoffsammeln um seiner selbst willen Freude hat, ist die Unterstufe bis zur Tertia hinauf. Auf ihr muß die Hauptarbeit topographischer Wissensaneignung geleistet werden, und sie ist auch für das spätere Maß topographischer Tatsachenkenntnisse entscheidend. Die preußischen Richtlinien betonen das gewiß an verschiedenen Stellen (*), trotzdem tritt dieser Gesichtspunkt in der Fülle des Unter- und Mittelstufenstoffes, den die Lehranweisungen vor-

(*) Weidmannsche Taschenausgabe. I. S. 10, 78. II. S. 251.

schlagen, zu stark zurück. Was später geschehen kann, sind geschickt eingekleidete Wiederholungen und beschränkte Erweiterungen der Topographie, die als Nebenergebnisse anders eingestellter Arbeit abfallen (*). Die Oberstufe ist die „Stufe der gedanklichen Durchdringung". Auf ihr strebt der reifere Schüler nach der Erfassung ursächlicher Zusammenhänge und nach gedanklicher Verknüpfung der von den verschiedenen Fächern zuvor vermittelten Einzeltatsachen. Dieses Streben muß der Erdkundeunterricht voll ausnutzen, wenn er verhindern will, daß sich in den jugendlichen Köpfen ein auf vorschnelles Urteil gegründetes und daher reichlich wirklichkeitsfremdes Weltbild aufbaut. Würde der Oberstufenunterricht stark nach topographischen Gesichtspunkten orientiert werden, so würde sich in den Schülerköpfen gar zu leicht die Meinung festsetzen, daß „alles schon mal drangewesen" sei, denn sie würden größerenteils die feinen Unterschiede, die der geschickte Lehrer gegenüber dem Lehrbetrieb der Unterstufe einführen könnte, gar nicht herausfühlen, sie würden einem solchen Unterricht teilnahmslos gegenüberstehen. Schließlich wäre es taktisch unmöglich, unter der Fahne eines erneuten Lehrgangs der Topographie oder selbst einer geistig vertieften Länderkunde dem Erdkundeunterricht die zweite Wochenstunde zu erkämpfen, mit der ein gedeihlicher Betrieb von vornherein steht und fällt. Ich glaube daher, daß die preußischen Richtlinien und die an sie mehr oder weniger stark angelehnten neuen Pläne der kleineren deutschen Länder mit den großen Zügen ihrer Stoffvorschläge für den Erdkundeunterricht der Oberstufe durchaus auf dem richtigen Wege sind.

Der zweite Einwand, der gegen ein Hineintragen geopolitischer Gedankengänge in den Schulunterricht geltend gemacht wird,

(*) Vgl. meine Ausführungen im Geogr. Anz. 1925. S. 167.

ist die Befürchtung, daß auf diese Weise vom Lehrer Zusammenhänge vorschnell konstruiert werden, deren gesicherter Nachweis bisher noch aussteht, daß der Boden wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit verlassen wird und ein phantasievolles, über die Köpfe der Schüler weit hinausgehendes Geschwätz entseht (*). Leider bieten die preußischen Richtlinien nur allzu reichlich Grundlagen für eine solche Befürchtung. Sicher ist es eine Verstiegenheit, wenn gefordert wird (**): „Auf dem altsprachlichen Gymnasium zeigt der erdkundliche Unterricht in Arbeitsteilung mit der alten Geschichte die erdkundlichen Grundlagen der bis in die Gegenwart reichenden kulturbringenden Tätigkeit der alten Völker und die bei ihrer Ausbreitung wirkenden geographischen Triebkräfte; er beleuchtet die natürlichen Gesetzmäßigkeiten auch an Hand geopolitischer Probleme des Altertums und der antiken Wirtschaftsgeographie", oder wenn es kurz darauf sogar heißt (***): „Auf dem Realgymnasium muß die Erdkunde in Gemeinschaft mit den charakteristischen Fächern der Anstaltsart die Entstehung des modernen Geistes zeigen", oder wenn für Quarta (!) verlangt wird (†): „Vermittlung eines ersten Verständnisses auch für die Abhängigkeit fremder Kulturen von den Lebensbedingungen der Völker in Vergangenheit und Gegenwart." Es sind selbstverständlich nicht die Schulgeographen, die solche Unmöglichkeiten in die preußischen Richtlinien hineingetragen haben! Diese haben sich vielmehr gegen solche Forderungen aufs deutlichste verwahrt. In einer Besprechung der Richtlinien unmittelbar nach deren Erscheinen habe ich der Auffassung Ausdruck gegeben (††), „daß zahlreiche stoffliche Forderungen vorschnell um eines theoretischen Grundsatzes willen in den Lehrplan gesetzt sind,

(*) Siehe z. B. Behrmann im Geogr. Anz. 1927. S. 256. / (**) Weidmannsche Taschenausgabe. I. S. 90. / (***) Ebenda S. 91. / (†) Ebenda II. S. 252. / (††) Geogr. Anz. 1925. S. 163.

ohne daß die Behörde sich darüber Rechenschaft abgelegt hat, ob die wissenschaftliche Einzelforschung den betreffenden Gegenstand genügend geklärt hat, und ob von jedem Lehrer der Geographie an höheren Schulen Kenntnis von den Ergebnissen dieser Spezialforschung verlangt werden kann. Sind diese Vorbedingungen aber nicht erfüllt, so wird der unverständige Erdkundelehrer, der, durch den Lehrplan verleitet, sich an solche überaus subtilen Fragen im Unterricht heranwagt, allerhöchstens so weit wie Voltaire und Montesquieu kommen, die schon vor bald 200 Jahren den Charakter der Völker unmittelbar mit der Landesnatur durch geistreiche, aber oft auch allzu phantasievolle genetische Gedanken verknüpften. Eine solche Art des Unterrichts verführt den Schüler zu vagen, subjektivistischen, unbeweisbaren Hypothesen und gibt den urteilsfähigen unter den Primanern von der Wissenschaftlichkeit geographischen Geistes ein gänzlich schiefes Bild" (*). Ähnlich haben sich andere Schulgeographen ausgesprochen. Sicher ist es der inständige Wunsch aller, daß jene Verstiegenheiten baldmöglichst aus den preußischen Lehranweisungen verschwinden.

Aber man würde weit über das Ziel hinausschießen, wenn man, durch diese Unmöglichkeiten veranlaßt, alle geopolitischen oder sonstigen über das Niveau der Tatsachenwiedergabe sich erhebenden Gedankengänge von vornherein aus dem erdkundlichen Unterricht an höheren Schulen verbannen wollte. Auf rein geographischem Gebiet wird niemand das Hineintragen von genetischen Betrachtungen in den Unterricht der Mittel- und besonders der Oberstufe vermissen wollen. Die Geopolitik steht aber ihrerseits durchaus nicht auf so schwachen Füßen, wie manche glauben. Es gibt eine große Zahl von sicher nachgewiesenen und für reifere Schüler hochinteressanten geopolitschen Zu-

(*) Ähnlich Geogr. Anz. 1925, S. 166.

sammenhängen. Aus ihrer Fülle sei nur an die Bedeutung der Mittellage für den politischen Werdegang des deutschen Volkes, die als einer der ersten Ratzel gewürdigt hat (*), an den Einfluß des Meeres und der Küsten auf das Leben der Völker (**), an den Zusammenhang zwischen der geographischen Einheit der asiatischen Monsunländer und dem Wiederaufstieg von deren Völkern zur politischen Selbstbestimmung, den Haushofer in den Mittelpunkt seiner Forschertätigkeit gestellt hat (***), an die usamerikanische Expansion ins Amerikanische Mittelmeer hinein, die Mahan (†) und Drascher (††) studiert haben, an die Abhängigkeit der kulturellen und politischen Frühreife Frankreichs von seiner Lage und der geographischen Ausstattung seines Staatsbodens, die Hettner entwickelt hat (†††), erinnert. Alle diese Themen sind aber ganz oder zum Teil geopolitisch in der oben gegebenen Definition des Begriffs.

Während die soeben genannten Beispiele tatsächlich Zusammenhänge zwischen politischer Bewegung und Landesnatur zum Gegenstand haben, ist das bei dem von Thorbecke (×) beanstandeten Terminus „geopolitische Kraftlinie" nicht einmal der Fall. Hat dieser Terminus doch einen beschreibenden, Tatsachen zusammenfassenden Inhalt, nicht einen genetischen Sinn. Ich habe ihn als die räumliche Richtung einer politischen Machtentfaltung oder wenigstens eines politischen Machtbegehrens definiert (××). Ein jeder Staat, der

(*) Z. B. Deutschland 1924[4]. S. 18 ff. Politische Geographie 1923[3]. S. 218 ff. Zahlreiche Aufsätze in den „Grenzboten". / (**) F. Ratzel: Das Meer als Quelle der Völkergröße. München 1900. Zusammenfassung von v. Zahn. v. Drygalski-Festschrift. S. 1 ff. / (***) Insbesondere: Südostasiens Wiederaufstieg zur Selbstbestimmung. München u. Leipzig 1923. / (†) Die weiße Rasse und die Seeherrschaft. Wien 1909. / (††) Das Vordringen der Vereinigten Staaten im westindischen Mittelmeergebiet. Hamburg 1918. / (†††) In W. Volz: Der westdeutsche Volksboden. Breslau 1926[2]. (×) Geogr. Anz. 1927. S. 294. / (××) Zeitschr. f. Geopolitik 1924. S. 37.

eine schwach, der andere mit mächtiger Stärke, übt Kraftwirkungen über seine Grenzen hinweg aus. Diese Kraftwirkungen erstrecken sich nicht einfach schematisch radial und mit einer in jeder Richtung gleichen Stärke nach außen. Sie bevorzugen vielmehr bestimmte, durch Weg oder Ziel bedingte Richtungen und passen sich der horizontalen sowie vertikalen Gliederung der Erdoberfläche und anderen geographischen Verhältnissen an. Niemand kann leugnen, daß in diesem Sinne eine britische Kraftlinie durchs Europäische Mittelmeer und Rote Meer über Gibraltar, Malta, Sueskanal und Aden nach Vorderindien läuft. Die Auffassung solcher Kraftlinien ist eine „Konstruktion" nur in dem durchaus berechtigten, von Hettner jüngst in die Methodik der Geographie eingeführten Sinne(*), nicht eine „willkürliche Konstruktion" im Sinne einer ungerechtfertigten Tatsachenverknüpfung, wie Thorbecke behauptet. Eine andere und sicher nur nebensächliche Frage ist die, ob die Bezeichnung „geopolitische Kraftlinie" für den in Rede stehenden Tatsachenkomplex die geeignetste ist. Ich möchte auch sie bejahen. Handelt es sich doch um politische Kraftwirkungen, die sich entlang bestimmten Linien über die Erdoberfläche hin äußern. Die Analogie zu den physikalischen Kraftlinien ist gewiß nicht groß. Es liegt das daran, daß die Physik den im allgemeinen Sprachgebrauch üblichen Begriff „Kraft" eingeengt und auf die Ursache einer Beschleunigung beschränkt hat. In den „geopolitischen Kraftlinien" tritt eine andere Spielart des Begriffs Kraft auf, die sich dem vulgären Begriff ebenso gut unterordnet wie die physikalische. Für den Unvoreingenommenen ist also ein Mißverständnis bei Vorsetzung des Adjektivs „geopolitisch" kaum möglich.

Gewiß hat die Geopolitik im Laufe der letzten Jahre eine Popularität erlangt, die die große Gefahr in sich birgt, daß

(*) Die Geographie. S. 195 ff.

unberufene Dilettanten sich schriftstellerisch in ihrem Bereich versuchen. Diese Bewegung zeigt aber im Grunde nur, welches tiefgehende und weit verbreitete Interesse für geopolitische Probleme in der gebildeten Schicht des deutschen Volkes erwacht ist. Die höhere Schule darf dieser Bewegung gegenüber nicht eine Vogelstraußmethode befolgen, sie muß vielmehr durch ein Eingehen auf ihre wissenschaftliche Grundlage unsere künftigen Führer befähigen, in dieser Bewegung den guten Kern vom dilettantischen Beiwerk zu scheiden. Das erreicht die Schule nicht dadurch, daß sie darauf vertraut, die gereifteren Schüler würden im Unterricht und im späteren praktischen Leben die sich aus einer Einsicht in das Wesen der einzelnen Länder ergebenden politischen Schlußfolgerungen selbst ziehen. Die Mehrzahl der Schüler geht nur eben genau so weit, wie sie geführt wird, und wenn sie später urteilsreif geworden sein wird, wird der größte Teil jenes geographischen Wissens nicht mehr in der Frische in ihr lebendig sein können, daß sich solche praktischen Ergebnisse dann von selbst einstellen. Bei dem ungemein lebhaften Interesse der Jugend für alles Praktische wird dagegen die Anwendung der Lehren der Geographie auf die politischen Entwicklungen im Unterricht selbst eines nachhaltigen Eindrucks und damit einer günstigen Einwirkung auf das politische Urteil sicher sein. Es ist allerdings schließlich von Thorbecke sogar bezweifelt worden, daß Einsichten in geopolitische Zusammenhänge überhaupt je in praktische Münze umgeprägt werden könnten. Aber die Selbstverständlichkeit, daß kein noch so gewiegter Geopolitiker die Zukunft eindeutig vorahnen kann oder daß ein geopolitisches Urteil von „dauerndem Wert" unmöglich ist, dürfte kaum ein schwerwiegender Einwand gegen die Geopolitik als Kunstlehre und gegen ihre Bedeutung im Unterricht sein. Die Geopolitik ist sich ihrer erkenntnistheoretischen Methode und deren Grenzen wohl bewußt. Die-

selben sind in der oben gegebenen Definition kurz enthalten, in der von dem Rahmen die Rede war, den die geographischen Verhältnisse von Boden und Volk dem politischen Geschehen innerhalb eines Landraumes geben. Im übrigen sei auf das Eingangszitat von Hettner und auf die Einleitung zu diesem Buche verwiesen.

Bei der ungünstigen Lage des geographischen Unterrichts auf der Mittel- und noch mehr der Oberstufe unserer höheren Schulen bedeutet die Stoffverteilung der Lehranweisung wenig, dagegen die Lehrpersönlichkeit ungeheuer viel. Gerade deswegen wird niemand von einem Lehrer verlangen dürfen, daß er unbedingt geopolitische Gedankengänge in seinen Unterricht hineintragen müsse. Man überlasse das selbstverständlich denen, die dazu Neigung und Eignung fühlen. So ist man am ehesten sicher, daß kein geopolitischer Dilettantismus sich in unsere Schulsäle drängt. Außerdem kommt selbstverständlich, wie schon hier betont sei, für kein Schulfach und keine Altersstufe ein systematischer Lehrgang der Geopolitik in Betracht, neben vielen anderen einfach aus dem Grunde, weil die bisherige wissenschaftliche Vorarbeit für einen solchen Lehrgang noch nicht ausreicht, wenn auch immerhin in der „Politischen Geographie" von Ratzel sowohl wie besonders der von Maull schon ein beachtenswert großer Teil dieser Arbeit enthalten ist. Es wird sich vielmehr im wesentlichen darum handeln, zahlreichen historischen, geographischen oder sonstigen Tatsachenkomplexen eine geopolitische Färbung zu geben. Eine entsprechende Bemerkung müßte — übrigens nicht nur im Hinblick auf die Geopolitik — in den Lehranweisungen Platz finden. Auf diese Weise wird es sicher möglich sein, etwaige Gefahren zu bannen und das Gute doch zur Wirkung kommen zu lassen.

Schließlich könnte auf Grund der vorstehenden Ausführungen sich vielleicht noch der Einwurf erheben, da nach der hier vorgetragenen Auffassung die Geopolitik ja gar kein Teil des geographischen Lehrgebäudes ist, habe der geographische Schulunterricht auch keine Veranlassung, sich ihrer anzunehmen. Bekanntlich ist die Zahl der Wissenschaften, die in der Schule unmittelbar als Unterrichtsfächer vertreten sind, eine sehr bescheidene. Es ist aber nicht angängig, Wissensgebiete, die in unserem Kulturleben eine achtunggebietende Rolle spielen, nur deshalb auf der höheren Schule zu ignorieren, weil sie keinem Schulfach unmittelbar zugehören, und weil es unmöglich ist, die Zahl der Schulfächer weiter zu vermehren. Solche Wissensgebiete sind z. B. Astronomie, Geodäsie, physikalische Chemie, Meteorologie, Geologie, Vorgeschichtsforschung, Volkswirtschaftslehre, Völkerkunde, Kartographie, Philosophie. Es gibt kaum ein Schulfach, das sich nicht gezwungen sähe, Stoffe aus einem oder mehreren dieser Wissensgebiete mehr oder weniger häufig und intensiv in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. Die Schulfächer sind also häufig dazu genötigt, die Grenzen der ihnen entsprechenden Wissenschaften zu überschreiten. Das verhindert nicht die Forderung, daß reifere Schüler — vorwiegend implizite, nur gelegentlich explizite — einen lebendigen Eindruck von der eigentlichen Aufgabe des betreffenden Faches als Wissenschaft erhalten müssen. Häufig stehen jene in der Schule nicht vertretenen Wissensgebiete gerade zwischen den einzelnen Schulfächern. Sie berühren sich eng mit mehreren von ihnen. So stehen Astronomie und Geodäsie zwischen Mathematik und Erdkunde, Kartographie zwischen diesen und dem Zeichnen, physikalische Chemie zwischen Chemie und Physik, Geologie zwischen Chemie, Biologie und Erdkunde, Philosophie zwischen der Gesamtheit der philologischen und naturwissenschaftlichen Fächer. In diesen Fällen spielen sie im modernen Unterricht eine ganz besondere Rolle. Sie dienen dem Konzentrationsgedanken, einer von den fruchtbaren Ideen, die die deutschen Schul-

reformen enthalten. Auf der Hochschule erfüllen bekanntlich die öffentlichen Vorlesungen die an jeden Studierenden herantretende Aufgabe, aus der Enge seiner Einzelwissenschaft herauszutreten und sich ein seiner Persönlichkeit angeglichenes Weltbild aufzubauen. Die Schule kann sich der ihr erwachsenden gleichen Pflicht nur dadurch unterziehen, daß sie im planmäßigen Unterricht durch ein Eingehen auf jene Nachbargebiete die zwischen den Schulfächern klaffenden Lücken zu schließen sucht. Je höher die Altersstufe, desto dringender ist eine solche Pflicht. Die Erdkunde ist wie kein einziges anderes Schulfach geeignet, diesem überaus wichtigen Gedanken zu dienen. Darin liegt ihre Stärke und damit einer der Keime zu einer blühenden Zukunftsentwicklung im Schulunterricht. Wir dürfen uns diese nicht durch einen ängstlichen Kompetenzstandpunkt verbauen!

Ein solches zwischen den Schulfächern stehendes Wissensgebiet ist aber auch die Geopolitik. Geopolitische Erörterungen sind in hervorragendem Maße geeignet, eine Brücke zu schlagen zwischen dem Unterricht in der Geographie, der Geschichte und den Sprachen, welch letztere ja heute auf die Kulturkunde der jedesmaligen Sprachgebiete nachdrücklich Gewicht legen, und man kann daher beinahe sagen, daß die Geopolitik, wenn sie nicht schon existierte, für die heutige höhere Schule mit ihrem Konzentrationsgedanken eigens erfunden werden müßte.

Otto Maull:

ÜBER POLITISCHGEOGRAPHISCHE-GEOPOLITISCHE KARTEN

Die Staatenkarte ist recht alt. Genau so wie die Flüsse und Ortschaften und sehr früh auch die Gebirge zur Darstellung kamen, so erforderte das praktische Bedürfnis die Kenntnis der politischen Grenzen und der von ihnen umhegten Flächen der Staaten. Schon früh erschien auch, wiederum durch Grenzen herausgehoben, die Verwaltungsgliederung der Staaten auf der Karte, und die Verwaltungsmittelpunkte fanden durch Signaturen, Schriftgröße oder Unterstreichung ihren Eintrag. Darüber hinaus hat sich die politischgeographische Karte oder die Staatenkarte bis in die jüngste Zeit hinein nicht entwickelt. Die allgemeine Geographie, die auf fast allen übrigen Gebieten abstrakte Karten kompliziertester Art hat entstehen lassen, hat sich gegenüber der Staatenkarte merkwürdig unfruchtbar erwiesen. Sie selbst hat sich mit der Karte begnügt, die der Praktiker braucht, der über die Grenzen und die Verwaltungsgliederung der Staaten Bescheid wissen will. So bergen unsere Atlanten gewöhnlich neben einer sog. physischen Karte, die in der Hauptsache eine Fluß- und Gebirgskarte ist, des öfteren noch durch eine geologische, auch gelegentlich durch eine solche der Flußgebiete ergänzt wird — geotektonische-geomorphologische Skizzen finden sich seltsamerweise fast durchgängig nur in der Literatur — Karten der einzelnen Klimaelemente, der Pflanzenformationen, der Völker, der Volksdichte, der wirt-

schaftlichen Ausstattung der einzelnen Länder, die in Wirtschafts- und Handelsatlanten eine besondere Spezialisierung erfahren haben, hie und da auch Verkehrskarten. In bekannteren Räumen sind die Siedlungs- und die Dorfformen zur kartographischen Darstellung gekommen. Ohne diese Aufzählung in irgendeiner Weise als eine erschöpfende zu betrachten, kann man zusammenfassen, daß nahezu jede andere geographische Erscheinung ihre kartographische Darstellung erfahren hat, vielfältige selektive Querschnitte durch die dinglich erfüllten Räume gelegt worden sind und diese einzelnen Karten mehr oder minder eindrucksvoll den Stempel wissenschaftlicher Durcharbeitung tragen. Die Karte der Staaten, der kraftvollsten Zusammenfassungen unter den menschlichen Gemeinschaften, ist zwar vorhanden; sie steht aber daneben ebenso eintönig in ihrer Darstellungsweise wie unentwickelt hinsichtlich ihres Inhalts. Jede kritische Stichprobe in einem beliebigen Atlas kann Beleg für diesen Hinweis sein. Bei der Betrachtung der politischen Karten der Erdteile wie der Einzelländer verschwindet auf ihr fast jede Wesenheit der Staaten; alles ist Farbe, alles ist Fläche. Gerade noch die Gestalt der Flächen und ihr Grenzverlauf wirken. Zwar basiert die kartographische Betrachtung der Staaten auf der Summe der oben erwähnten Einzelkarten physisch- und anthropogeographischer Natur; stellt doch die Politische Geographie gleichsam das Endglied aller geographischen Betrachtung dar, in der sich alle bis dahin verfolgten Linien und Beziehungen treffen! Doch ist die Politische Geographie nicht einfach der Spiegel der übrigen geographischen Forschung, sondern sie fördert selbständige Erkenntnisse, die kartenmäßiger Darstellung zugänglich sind. Es sind Erkenntnisse, die von der Gesamtheit der geographischen Karten nicht mitgeteilt werden können. So klafft darum im Hinblick auf die Erfassung der einzelnen politischgeographischen Strukturen und ganz vornehmlich

auch hinsichtlich der Darstellung der Gesamtstruktur eine bedenkliche Lücke. Sie, möglichst in ihrem ganzen Umfange, aufzuzeigen und zu ihrer Schließung anzuregen, ist der Sinn dieses Aufsatzes. Dabei dürfen selbstverständlich die Ansätze zu solcher Weiterarbeit nicht übersehen werden, die schon in mannigfaltiger Form gemacht worden sind, aber noch nicht einmal die Aussicht auf eine durchgreifende Änderung erkennen lassen, weil sie meist aller Systematik entbehren. Vielfach ist dabei auch der zweite Schritt vor dem ersten getan worden. Man hat so in der geopolitischen Literatur gar nicht darauf geachtet, daß politischgeographische Karten fehlen und gleich — ohne diese notwendige Grundlage zu haben — geopolitische Karten entworfen. Die normale Entwicklung wäre der Weg von der politischgeographischen zur geopolitischen Karte gewesen, der ohne jeden Zwang verfolgt werden kann, und bei dem die synthetische politischgeographische Karte wie von selbst zur geopolitschen überleitet.

Die kartenmäßigen Darstellungen politischgeographischer Einzelerscheinungen zerfallen in Kartogramme und in eigentliche Karten. Im Kartogramm werden vornehmlich die Lagebeziehungen einer größeren Zahl von politischen Einheiten, gleichgültig ob es sich um Staaten oder Staatenteile handelt, darzustellen sein. Beispiele dafür habe ich in meiner „Politischen Geographie“ (Berlin 1925) gegeben. Dort sind so die Maritimität der Staaten Europas (Fig. 8, S. 135), die politische Lage der Staaten der Erde (Fig. 10, S. 147) und die Meeres- und Binnenlagetypen der Staaten (Fig. 17, S. 253) behandelt worden. Auf der zweiten genannten Karte erkennt man z. B. auf einen Blick die vielfältige Nachbarschaft des Russischen Reiches, Indiens, Deutschlands, Brasiliens und damit die mögliche Vielzahl der politischen Grenzprobleme. Ihrem Wesen nach stehen diese Kartogramme den Volksdichtekartogrammen sehr nahe. Auch bei

ihnen handelt es sich um die Übertragung eines zahlenmäßigen Wertes auf die Kartenfläche. Sehr instruktiv müßten Druck- und Kolonialquotientenkartogramme sein. Auch Kartogramme der Bevölkerungsgröße der Staaten sind nicht ohne Wert, während zur vergleichenden Beurteilung der Arealgrößen die flächentreue Staatenkarte ausreichen dürfte.

Kartogramme der Herrschaftsformen der Staaten sind mehrfach schon früher entworfen (vgl. z. B. Scobels Handelsatlas, Bielefeld und Leipzig 1902, Taf. 1; Hettner, Rußland, Leipzig und Berlin 1916, S. 242; meine Skizze „Herrschende und beherrschte Völker", „Politische Geographie", S. Fig. 19, S. 367). Eindringliche Beachtung hat aber diese Aufgabe in verdienstlicher Weise erst durch M. Langhans-Ratzeburg in allerjüngster Zeit gefunden (Karte des Selbstbestimmungsrechts der Völker, Pet. Mitt. 1926, Taf. 1; Herrschaftsverteilung und Herrschaftsformen auf der Erde. 1914 und 1927, Pet. Mitt. 1927, Taf. 14). Besonders in der erstgenannten Karte von M. Langhans steckt viel Material, das zu geopolitischer Betrachtung anregen kann.

Während diese Kartogramme die beschreibend-statistische Morphographie der Staaten zu unterstützen haben, fallen die politischgeographischen Karten in den Bereich der erklärenden, genetischen Politischen Geographie, der Morphologie der Staaten. Nur ganz selten sind bisher Karten der Grenztypen gegeben worden. Ein kleiner in dieser Weise ausgewerteter Ausschnitt aus der Landgerichtskarte des Historischen Atlasses der österreichischen Alpenländer („Politische Geographie" Fig. 12, S. 167) ist ein Beispiel für eine Streckenanalyse der Hochgebirgsgrenzen. Eine neue Grenztypenkarte der Staaten Brasiliens findet sich in diesen „Bausteinen" (S. 135). Sie ist gleichzeitig als Oberflächentypenkarte entworfen. Auf dieser Karte sind, selbstverständlich viel kleinmaßstäblicher, die Beziehungen zwischen den Staatenräumen und den auf

ihre Entwicklung einwirkenden geomorphologischen Formen — es handelt sich nicht etwa um alle Formen, die die geomorphologische Analyse erforscht — geknüpft, wie sie früher schon für die Raumtypen der Hochgebirgsstaaten am Beispiele der Alpen, der Staaten im Stufenland am Beispiele der süddeutschen Stufenlandschaft und der Staaten einer Senkenlandschaft am Beispiele Hessens („Politische Geographie." Fig. 11, S. 159, Fig. 13, S. 179 und Fig. 14, S. 186) gegeben wurden. Sie lassen ungleich deutlicher, wenn auch sehr viel abstrakter, als das eine topographische Karte vermag, den Staatsraum als einen Raum von ganz bestimmtem geomorphologischen Typus erkennen. Sie vermögen erst die Anpassung einer ganzen Staatengesellschaft an einen größeren oder kleinerem Raum zu entwirren. Sie müßten freilich ergänzt werden durch Karten, die die Anpassung der politischen Räume an die Bewachsungszonen der Erde aufdecken.

Weniger lückenhaft ist die anthropogeographische Kartographie der politischen Räume, deren Sprachen-, Verkehrs-, Wirtschafts- und Volksdichtekarten schon längst staatenräumlich gegeben werden und von der Politischen Geographie leicht in ihrem Sinne auszuwerten sind. Allerdings auch hier fehlt Manches. Z. B. gibt es bis zum heutigen Tage noch keine Karte der autarken Räume (vgl. darüber „Politische Geographie" S. 539ff.), deren Vergleich mit einer Staatenkarte zu beachtenswerten Perspektiven führen müßte. Neben der Karte der Sprachgemeinschaften fehlt meistens die Nationenkarte (darüber „Politische Geographie" S. 410. Als spezielles Beispiel, als „Material zu einer Nationenkarte", ist ebendort — Fig. 21, S. 415 — das Gebiet der Polenfraktion in seiner Vergrößerung von 1871 bis 1903 gebracht); entscheidet ja doch nicht die Sprachgemeinschaft über den Zugehörigkeitswillen zu einem Staate, sondern das Bekenntnis zu einer Nation. Ebenso vermißt man vielfach Karten über die Wirtschafts-

und Handelsstrukturen der Staaten, wie solche über den Siedlungszusammenhang innerhalb der Staaten. Nur für z. T. sehr spezielle Beispiele (Alpen, z. B. Maull: Der Grenzgürtel der nördlichen Kalkalpen, Pet. Mitt. 1910; Krebs: Länderkunde der österreichischen Alpen, Stuttgart 1913; Walser: Landeskunde der Schweiz, Berlin und Leipzig 1914; Wegemann: Die Ostsee als germanisches Meer. Pet. Mitt. 1915. Taf. 18; Lehmann: Verbreitung und Entwicklung der rumänischen Nation, Pet. Mitt. 1915, Taf. 35; Sapper: Karte der Verbreitung der Sprachen in Guatemala, Pet. Mitt. 1893, Taf. 1, 1895, Taf. 12) sind sie gegeben worden. Auch Untersuchungen der Höhengrenzen der Siedlungen (wie besonders Walser: Die Höhengrenzen der Siedlungen in der Schweiz, 1:200000, Bern 1918) bieten erfreulichen Ersatz und Anregung.

Die Aufgabe der Geographie erschöpft sich nicht darin, den Zustand der Besiedlung der Erde kartenmäßig festzuhalten. Bildet doch die Physische Geographie für die Anthropogeographie so etwas wie die Lehre von den Entwicklungsbedingungen, von den Möglichkeiten der weiteren anthropogeographischen Entfaltung des irdischen Raums. Es ist darum merkwürdig, wie selten der Versuch gewagt worden ist, solche Entwicklung durch die Karte zu orientieren. So fehlen durchaus Karten, die eine Vorstellung von der Möglichkeit der Akklimatisation der einzelnen Rassen geben und damit über eine Frage aufklären, die eigentlich im Zentrum aller politischgeographischen und geopolitischen Zukunftsperspektive stehen müßte. Nur zur Beurteilung von Sonderfragen, z. B. zur Verbreitung der Krankheiten auf der Erde, liegt zur Erkenntnis der Hemmungszonen, die sich solcher Entwicklung entgegenstellen, Material vor (vielleicht am besten bei Wütschke, Die geographische Verbreitung der Krankheiten. Pet. Mitt. 1921, Taf. 4—7). Auf sicherlich nicht

genügend gesicherter Grundlage hat ferner Huntington eine Vorstellung von der Verbreitung der Arbeitsenergie und ihrer Abwandlung in den Klimazonen zu geben versucht (Ellsworth Huntington and Summer W. Cushing. Principles of Human Geography. New York 1921, S. 248 ff.) und durch Kartenskizzen erläutert. Auf solchen Fragestellungen und Ergebnissen müßten sich die für alle Beurteilung der Zukunft unumgänglichen Karten der Tragfähigkeit der Erde an Menschen aufbauen, denen selbstverständlich Beobachtung und Erkundung in den entsprechenden Klimazonen, also Bonitierung der Erdoberfläche im Sinne von A. Penck, vorauszugehen hätte.

Diese Karten, die einen Grundzug des Staatenraumes oder der räumlich gebundenen Gemeinschaft der Träger des Staates und ihrer Wirksamkeit analysieren und zur Darstellung bringen, tragen den Charakter analytischer Karten. Die stark analysierende bisherige Entwicklung der Geographie hat hier sehr wesentlich vorgearbeitet, so daß nur hie und da ernstlichere Lücken aufzuweisen waren. Am meisten bestehen sie auf physischgeographischem Gebiet, von wo am wenigsten eine exaktere Bindung zu den Entwicklungsräumen der Staaten kartenmäßig gewonnen worden ist. Dagegen hat die selbst schon vielfältig staatenräumlich gebundene Anthropogeographie eine große Fülle, z. T. ohne weiteres auswertbares Material, geliefert und in Karten festgelegt. Das Gleiche gilt von der Betrachtung in historischgeographischem Sinne. Hier liegen in reichem Maße Darstellungen vor. Es sind Zustandskarten, daneben auch Wachstums- und Rückbildungskarten von Staaten, wie sie auch am Beispiele des Wachstums und der Rückentwicklung des Kalifenreichs (Politische Geographie, Fig. 5, S. 103), der Rückentwicklung des Osmanischen Reiches (Fig. 6, S. 105) und der Raumschwankungen des Assyrischen Reiches (Fig. 7, S. 107) gegeben worden sind.

Ganz anders steht es mit den synthetischen Karten, die den Staat als Ganzes, als lebensvolles Raumindividuum mit Expansionsregungen, als ein in seiner Gesamtstruktur an den Raum gebundenes Wesen oder als Raumkörper in seiner harmonischen oder disharmonischen Gliederung, in seiner homogenen oder polygenen Struktur betrachten. Hier zeigt sich der Kartographie Neuland. Es ist klar, daß der Übergang von der Analyse zur Synthese den abstrakten Charakter der Karten verstärken und dem subjektiven Einfluß bei dem Entwurf weiten Spielraum zubilligen wird. Weniger kann es dabei auf die Auffassung in allen Einzelheiten als auf die Grundzüge der Konzeption ankommen.

Kartenskizzen, die die Staaten als raumbewältigende Wesen ansehen, sind von mir in einer Tafel der Formen des Kampfes um den Raum (Politische Geographie, Fig. 4, S. 95) vorgelegt worden, wo neben dem Flankenstoß und der Keilstellung die Durchstoßung, Flankenüberwachsung und Umklammerung betrachtet werden. Der Staat ist eben kein ruhendes Gebilde, sondern von ihm gehen dauernd raumdynamische Wirkungen aus, die man in die politische Rechnung wohl einstellt, die man aber auch zum besseren Einblick kartographisch darstellen sollte. Wie eindrucksvoll wirkt eine Karte Deutschlands, die die Auswirkung der dynamischen Kräfte nur mit ein paar Pfeilrichtungen festgehalten hat! (Fig. 18.) Im Südwesten und Osten hat sich der dynamische Druck von außen mit dem Abschluß des Weltkriegs außerordentlich verstärkt. Polen und Frankreich lagern in einer für Deutschland bedrohlichen Keilstellung, die von den scharf vorwinkelnden Grenzvorsprüngen aus die Basisstellung zu weiteren Flankenstößen abzugeben vermögen. In Keilstellung ist auch die Tschecho-Slowakei entstanden, deren Druck freilich weitgehend aufgehoben wird durch die starke Umklammerung von deutschem Land, die sich bei einem Anschluß Deutsch-

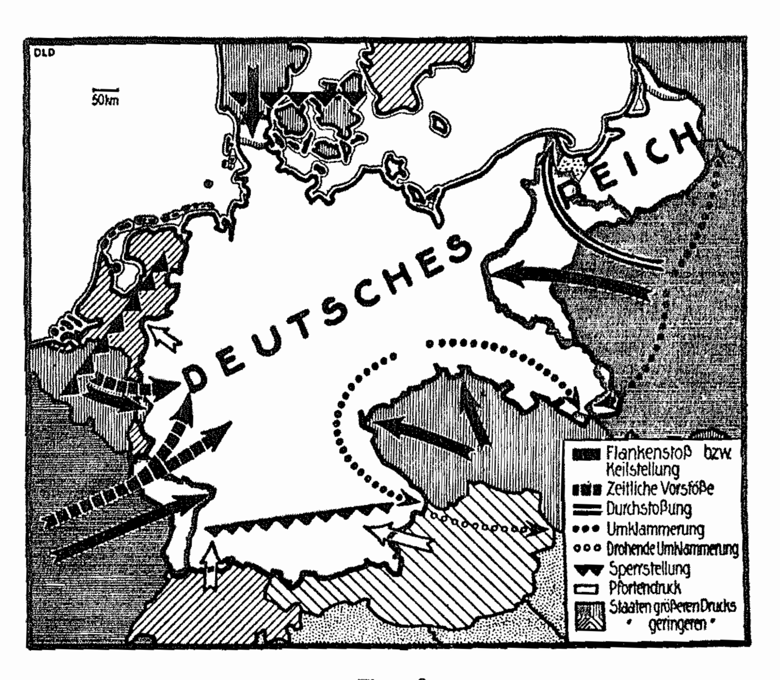


Fig. 18

österreichs an das Deutsche Reich zu einer sehr bedrohlichen gestalten könnte. Polen hat außer dem furchtbaren Flankenstoß eine meerwärts gerichtete Durchstoßung deutschen Landes ausgeführt. An dieser Trümmerzone ist der kleine deutsche selbständige Staat Danzig gebildet worden. Ähnlich steht Litauen mit hartem Druck auf dem gleichfalls deutschen Memelland. Weit geringer sind die dynamischen Wirkungen, die von Dänemark und Belgien ausgehen. Hier wie dort und ebenso in den Niederlanden sind die Sperrwirkungen weit empfindlicher als ein etwa aggressiver Druck. Die drei Staaten lagern sich vor wichtigste Pforten des Reiches, ähnlich wie Deutschland sowohl die Schweiz wie auch Österreich in Lageabhängigkeiten bringt. So befindet sich Deutschland in Europas Mitte in arger dynamischer Bedrängnis; freilich löst Druck Gegendruck aus, der die Druckwirkungen von außen zum guten Teil aufzuheben vermag. Trotzdem gilt es aber, die Druckwirkungen wenigstens in qualitativer Betrachtung kartographisch festzulegen. Quantitative Wertung möchte leicht zu irrigen Schlüssen führen. Zu diesen Karten der Kräftelinien gehören auch die der Expansionsrichtungen, wie sie bei geopolitischer Betrachtung allerdings schon oft angewendet worden sind. Ich habe neuerdings solche Karten für Italien und die Südosteuropäische Halbinsel in dem demnächst in der von Kende herausgegebenen Enzyklopädie der Erdkunde erscheinenden „Südeuropa" gegeben.

Eine andere Gruppe der synthetischen Karten sucht auf verschiedenem Wege die Struktur der Staaten zu erkennen und Wesenszüge herauszuheben. Die Untersuchung der Grenzgürtel, wie sie von mir methodisch in der Karte des makedonisch-albanischen Grenzgürtels (Mitt. d. Geogr. Ges. in München 1915, Taf. 7) vorgeschlagen wurde, strebt nach der Erkennung der homogenen oder Einheitsgebiete. Ein weiteres Beispiel dafür wurde in der Untersuchung der Grenzgürtel

und Einheitsgebiete Böhmens und Mährens (Politische Geographie, Fig. 24, S. 603) gebracht, ebenso wurden die Großgrenzgürtel der Erde dargestellt (Fig. 25, S. 609) und in ihrer Bedeutung für die Staatenbildung kritisiert. Eine Untersuchung der Staaten nach dieser Methode führt zu der Erkenntnis, daß neben homogenen Staaten, den von Grenzgürteln umhegten Einheitsräumen, heterogene Staaten stehen, die ihrerseits in harmonische Staaten, sich durch ihre wesensverschiedenen Gebiete ergänzenden politischen Räume, und disharmonische, ein inneres Zusammenklingen entbehrende Staaten, zerfallen. Rußland ist ein typisches Beispiel für einen harmonischen Staat (Politische Geographie, Fig. 26, S. 617); ebenso ist Frankreich als ein solcher zu bezeichnen (Fig. 27, S. 619). Das Reich Timurs ist dagegen ebenso wie das mittelalterliche Deutsche Reich und das napoleonische Reich ein disharmonischer Staat (Politische Geographie, Fig. 28, S. 623).

Eng verwandt sind diesen Darstellungen die Strukturkarten der politischen Räume, die eine Wertung der einzelnen in sich einheitlichen Raumteile nach ihrem Werte für das Ganze und ihren Funktionen innerhalb des Gesamtraums vornehmen. Schon Ratzel hat zu ihnen den Weg gewiesen, als er zwischen vitalen und peripherischen Räumen schied. Die Übertragung der Begriffsscheidung auf die Karte hat ganz von selbst zu einer weit stärkeren Differenzierung geführt. Auf meine Anregung hin hat J. H. Schultze zu seinem Aufsatze „Die politisch-geographische Struktur Chiles" (Zeitschrift f. Geopolitik 1927, S. 705) eine solche Strukturkarte des andinen Meridionalstaates entworfen. Sie gibt eine klare, wertende Analyse der einzelnen Raumteile und zeigt zugleich die monogene Entwicklung des Staates. Die koloniale Kernzelle hat sich zu einem subtropischen vitalen Lebensraum in Mittelchile ausgeweitet. Zwei Raumflügel haben sich später im Norden und im Süden angegliedert. Der nördliche, durch eine

Übergangszone mit dem zentralen Raum verbunden, ist das heute lebenswichtigste Okkupationsgebiet des Staates, während Westpatagonien erst als künftiger Entwicklungsraum anzusehen ist. Langhin trennt der andine Grenzwall als typischer Scheidegürtel den Lebensraum unter den Anden von dem übrigen Südamerika; nur im äußersten Norden und im äußersten Süden geht das Staatsgebiet Chiles ohne jede deutliche Grenzscheidung in das benachbarte Peru und nach Argentinien über. Dieser Strukturkarte Chiles steht die Brasiliens (diese „Bausteine", S. 161) zur Seite, die im Gegensatz zu Chile Brasilien als einen polygenen Staat erscheinen läßt. Weitere Beispiele wird mein „Südeuropa" für Spanien und Portugal, Italien und die Staaten der Südosteuropäischen Halbinsel bringen.

Ein weiteres Beispiel, das die Anden- und La Platastaaten strukturell gliedert, möge zusammen mit den Strukturkarten von Brasilien und Chile die Betrachtung des südamerikanischen Raumes abschließen. Zwar von der andinen Seite nachhaltig beeinflußt, wo die frühsten kolonialen Entwicklungszellen liegen, zeigt das moderne Argentinien im Gegensatz zu Brasilien den Typ einer monogenen Entwicklung. Um den Kernraum, der in sich freilich längst noch nicht geschlossen ist und auf einer größermaßstäblichen Karte eine weitere Gliederung erfahren müßte, legen sich in weitem Halbkreis die Entwicklungsräume herum. Ein Hochgebirgsgrenzgürtel, den Argentinien mit Chile gemeinsam hat, schließt als typischer Scheidegürtel das Staatsgebiet gegen Westen hin ab. Uruguay erscheint auf der Karte wie ein Anhängsel Argentiniens. Paraguays Kerngebiet liegt am Fluß, flankiert von Entwicklungsräumen. Bolivien zerfällt deutlich in einen von Grenzgürtelzonen umhegten Kernraum und in einen ungleich größeren Osten und Nordosten, der heute und wohl noch auf lange Zeit im wesentlichen in seiner Naturstruktur verharrt.

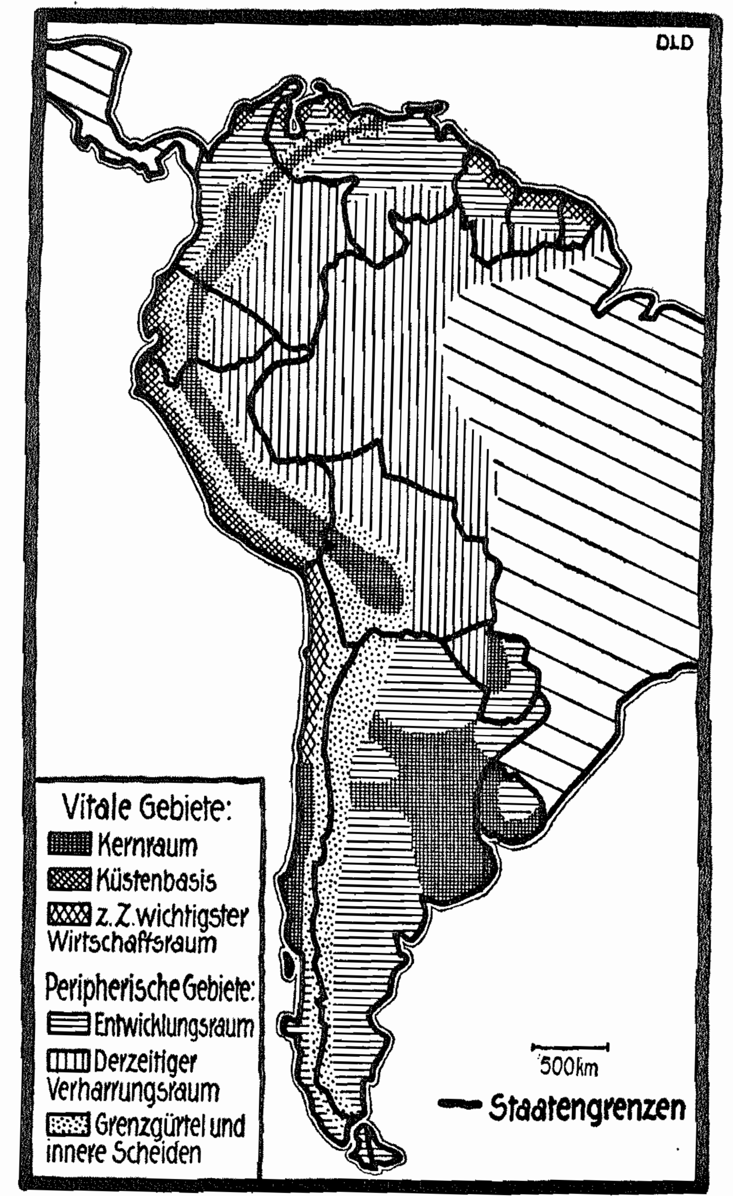


Fig. 19. Politischgeographische Struktur der Anden- und La Platastaaten

Diese durch innere Grenzzonen von den eigentlichen Lebensräumen abgetrennten Verharrungsräume östlich der Anden wiederholen sich in allen weiteren Andenstaaten und kehren auch in Guayana wieder. Von Osten her schiebt Brasilien (vgl. S. 161) diesem unentwickelten breiten Saum die entsprechenden Raumgebilde entgegen, so daß damit die hochgradige räumliche Unfertigkeit der südamerikanischen Staaten trefflich auf der Karte zum Ausdruck kommt. Wenn sie sich nicht weiter nach Süden fortsetzt, so ist die Erklärung in dem Gegensatz von Tropen und Außertropen zu sehen, der das Entwicklungstempo bestimmt hat. Mit dem Terminus des Verharrungsraums soll nur ein Zustand gekennzeichnet, aber keineswegs ein Urteil über eine künftige Entwicklungsmöglichkeit gefällt werden. Bolivien wie auch Kolumbien und Venezuela sind ihrer Flächenverteilung nach zum größten Teil außerandine Staaten; und auch ansehnliche Areale Perus und Ecuadors gehören dem Amazonasgebiet an. Trotzdem werden sie alle mit vollem Recht als Andenstaaten bezeichnet, weil ihre Kernräume in den Anden liegen. Freilich aufgesplitterter, als das eine grobe Übersichtsskizze zu zeigen vermag, meist an Becken und Hochtalungen zwischen den Kordilleren gebunden, liegen die Lebensräume im Bereich des jungen Faltengebirges, die auf der Karte zum Kerngebiet zusammengefaßt sind. Trennungszonen innerhalb der Staatenareale scheiden sie von den dem östlichen Südamerika angehörigen Verharrungsräumen, ebenso wie von ihren Küstenbasen, die von Peru bis Venezuela eine gesonderte Entwicklung zeigen. Innerhalb des Strukturganzen sind sie als lebenswichtige Gebiete aufzufassen. Doch nur in Peru gehört die in der Kolonialzeit entstandene Hauptstadt ihnen an. Sonst liegt jeweils die Hauptstadt auch im andinen Kerngebiet. In dem räumlichen Verhältnis dieser Küstenbasen zu den andinen Kerngebieten deutet sich eine zweite Unfertigkeit dieser Staaten klar an. Sie wird besonders

bei Ecuador, Kolumbien und Venezuela sehr augenfällig durch die Zwischenlagerung von Entwicklungsräumen, deren künftige Entwicklung erst die heute als vital zu bezeichnenden Gebiete zu einer Einheit zusammenschließen wird. Ungleich schwieriger ist die Konstruktion solcher Karten von Staaten, in denen, wie z. B. in Mittel- und Westeuropa, eine hohe Kultur die Landschaft ziemlich gleichmäßig durchdrungen hat. Da fehlen die klaren Scheiden zwischen den einzelnen ganz verschiedenartig organisierten Räumen, und an ihrer Stelle ist meist nur ein allmählicher Übergang zu erkennen. Eine Gliederung durch Linien wird dort recht subjektiv ausfallen müssen. Und doch wäre es von höchstem Interesse, auch von diesen Staaten Strukturkarten zu besitzen, die freilich nur auf Grund einer sehr sorgfälligen Analyse und Bewertung der einzelnen Tatsachenkreise zu gewinnen wären. Was vermöchte doch eine genügend gesicherte Strukturkarte für die Erkenntnis des lebensnotwendigen inneren Zusammenhangs Deutschlands zu besagen! Doch es wäre verfänglich in vieler Hinsicht, mit einer nicht genügend durchgearbeiteten provisorischen Skizze hervorzutreten.

Denn in jeder solchen Strukturkarte steckt Zustandserkenntnis und Programm zugleich. Auf ihr soll der Weg auf Zeit hinaus zu allem politischen Handeln zu erkennen sein, das die räumlichen Probleme des Staatsgebiets zu lösen sucht. Damit wird fast unmerklich der Übergang von der politisch-geographischen Grundlegung zur Anwendung solcher Erkenntnisse, zur Geopolitik, gefunden. Wenn es eine Zielsetzung der Geopolitik ist, „Rüstzeug zum politischen Handeln liefern und Wegweiser im politischen Leben sein", wie die Erklärung der Herausgeber lautet, so gehören diese Strukturkarten ihrer praktischen Anwendbarkeit nach voll und ganz in den Bereich der Geopolitik, während sie auf der anderen Seite ganz ohne Zweifel die theoretische Frucht eines eindringenden

politisch-geographischen Studiums bilden. Diese Übergangsstellung haben sie zudem mit der Mehrzahl der politischgeographischen Karten gemeinsam. Mag man jene Skizzen der Raumbewältigung betrachten, Lage- und Druckquotientenkartogramme mustern, Grenztypenkarten auf ihre klaren Hinweise hin deuten oder die bestehenden Staatenräume mit Karten der autarken Gebiete vergleichen, stets liegen dabei politisch-geographische Zustandskarten vor, deren Inhalt zu einer geringeren oder größeren geopolitischen Perspektive drängt. Sie müssen als die exaktesten Grundlagen für geopolitische Beurteilung ausgewertet werden.

Daneben existieren reine geopolitische Karten, die freilich einen ganz anderen Charakter tragen. Selbstverständlich haben sie auf der Basis des Zuständlichen aufzubauen. Im Gegensatz zu den politischgeographischen Zustandskarten sind sie reine programmatische Karten. Solche Karten, die zugleich den Typus am reinsten verkörpern, hat schon vor längerer Zeit der englische Kolonialpolitiker Sir Harry Johnston zu seinem ins Deutsche übertragenen Buch „Gesunder Menschenverstand in der Auswärtigen Politik" (Berlin 1917) entworfen. Dort erscheint eine Karte des „mitteleuropäischen Bundes", dessen Gebiet von den deutschen Meeren bis nach Kleinasien reicht; es ist im wesentlichen der Block jener späteren Kampfgemeinschaft. Das englische Buch ist am Neujahrstag 1913 erschienen. Auf der Karte wird eine Neueinteilung Deutschlands vorgenommen. Die westlichen Teile Preußens bilden selbständige Staaten innerhalb des Deutschen Reichs; Tirol ist dem Reiche eingefügt — Probleme, die uns in irgendeiner Form auch heute bewegen —, und ein deutsches Areal greift über die Ostalpen hinüber und macht Triest zum deutschen Hafen. Eine starke Umgestaltung, zum Teil vollkommen im Sinne der späteren Entwicklung, hat namentlich auf den Karten Johnstons der Südosten Europas erfahren.

Neben dem Mitteleuropäischen Bund steht nach Johnston der Skandinavische Bund und die Liga der Niederlande. Es erscheint ein Afrika der Zukunft, und ein Aufteilungsversuch des Osmanischen Reiches in Asien wird vorgenommen. So haben diese Karten den politischen Raumzielen jener Zeit Ausdruck gegeben und sie gleichzeitig zu beeinflussen gesucht. Stellenweise tragen sie einen stark utopischen Charakter, der zum Teil aus einer ungenügenden politischgeographischen Basierung zu erklären ist. Wie kann man ernstlich an ein deutsches Triest denken? An anderen Stellen muß zugegeben werden, daß sie die wirkungskräftigen und sich schon bald verwirklichenden Entwicklungstendenzen sehr richtig erkannt und manche Formung der Staaten wohl vorausgesehen haben, die Realität geworden ist. Zu dieser Gruppe von Karten gehören, um nur wenige bekannte Beispiele zu nennen, ebenso die Skizzen, die Coudenhove-Kalergi von Pan-Europa, wie die Karte der bundesstaatlichen Neugestaltung des Deutschen Reiches, die W. Vogel gegeben hat. Hierhin gehört auch die Kartenskizze, die Penck von Zwischeneuropa entworfen hat. Auch meine Skizze der europäischen Lebensgemeinschaften (Politische Geographie, S. 637) ist durchaus auf dieser Linie anzusetzen.

Eine andere Gruppe geopolitischer Karten nehmen die Karten ein, die die politischen Kraftlinien und Expansionsrichtungen der Staaten nicht in rück-, sondern in vorschauender Betrachtung aufzuzeigen versuchen. Sie führen wie von selbst zu Karten der Reibungszonen, wie sie Wütschke (Der Kampf um den Erdball, München und Berlin 1922) für Vorderasien und für Ost- und Südostasien gegeben hat. Dort (S. 146) findet sich auch eine instruktive Karte der politischen Sperren gegen die britische Kap—Kairolinie. Dahin gehört ebenfalls die Karte der nationalen Schütterzonen Europas (Politische Geographie, S. 409).

Im ganzen erweisen sich die geopolitischen Karten als noch recht unentwickelt. Aber noch mehr! Eine Überschau über die Vielzahl der geopolitischen Arbeiten, wie sie sich z. B. im Rahmen der Zeitschrift für Geopolitik sammeln, lehrt, daß geopolitische Karten fast kaum angewendet werden, obwohl sie in vielen Fällen der Prüfstein für die Tragbarkeit der geäußerten Anschauungen und die Lückenlosigkeit des vorliegenden Materials zu sein vermöchten. Es ist ein deutliches Zeichen dafür, daß die geopolitische Karte aus der Geopolitik selbst gar nicht geboren worden ist, sondern daß sie vornehmlich — wie auch diese Darlegungen eindringlich lehren mögen — der Entwicklung der Politischen Geographie, die sich ihrerseits bis in die Übergangszone zur Geopolitik ausbreitete, ihre Entstehung verdankt. Das ist an sich nicht verwunderlich, weil auf dem Gebiet kartenmäßiger Darstellungen Politische Geographie und Geopolitik eine breite Übergangszone aufweisen, über die freilich selten genug die Verbindungswege gefunden worden sind. Das hat zwei Gründe, deren Aufzeigung programmatisch aufzufassen ist. Einmal hat die politischgeographische Kartographie der Geopolitik eine noch viel zu schmale Ausgangsbasis zu bieten. Auf der anderen Seite ist die Zahl geopolitischer Untersuchungen nicht allzu hoch, die mit dem vollen Rüstzeug politischgeographischer Forschung zu arbeiten versuchen und darum aus sich heraus die Lücke zu schließen vermöchten. Daraus erwachsen Aufgaben ebenso für die Politische Geographie wie für die Geopolitik. Es ist kein Zweifel, daß die politischgeographische-geopolitische Karte das Geo-Element in der Geopolitik ganz bedeutend verstärken und die neue Disziplin auf einen möglichst exakten Boden stellen würde. Man sollte der politischgeographisch-geopolitischen Karte darum mehr Beachtung in der Geopolitik schenken und sich um ihr Erstehen mehr mühen!

Karl Haushofer:
„DIE SUGGESTIVE KARTE"

Die suggestive Karte! Deutsche Gewissenhaftigkeit fragt: Darf es denn eine andere Karte geben, als ein Abbild der Erdoberfläche oder eines Teiles von ihr, das nach höchster Wesenstreue strebt und danach wenigstens so viel von ihr auf einem Blatt wiederzugeben, als irgendwie mit Druckerschwärze und Farbe darin unterzubringen ist? Tatsächlich finden wir unser Kartenwesen, und zwar in einem gewissen Gegensatz zu dem anderer großer Weltvölker, vorwiegend von diesem Zug fast kleinlicher Treue im Kleinen bei oft mangelnder Prägnanz geleitet: nur deshalb war es möglich, daß unsere eigenen Karten den Zerstörern der deutschen Weltgeltung mit als die brauchbarsten Werkzeuge dienen konnten! (Vgl. Wilsons Informationen über Österreich und Polen! Chéradame's: L'Europe et la question d'Autriche!)

Im Gegensatz zur deutschen Kartendarstellung ging die englische — weil sie eben beide ein Ausfluß des Nationalcharakters waren, und zwar ein besonders kennzeichnender — weit mehr vom Typisieren, vom Schaffen eines suggestiven, das Wesentliche heraushebenden, Zufälliges, Sonderlebiges eher unterdrückenden Kartenbildes aus, ganz wie England auch seine Menschen prägte: den einzelnen im Durchschnitt sicher weniger reizvoll und umfassend, oft auch weniger aufschlußreich und tief, aber für einen großen zusammenfassenden Zweck brauchbarer: Mensch und Karte! — Lebensform im Erdraum und Abbild davon!

Ein Beispiel: Der klare, inhaltsreiche Aufsatz von J. März: Die Landkarte als politisches Propagandamittel (Gartenlaube 1921, Nr. 16, Seite 261) fühlt sich in Deutschland fast als Ketzerei, sagt Dinge — und belegt sie! —, die als Abweichendes empfunden werden, politisch-geographische Binsenwahrheiten, die wir aber meist unberücksichtigt ließen, was März gerade an unseren Rassenzusammensetzungs-Karten gegenüber den polnischen schlagend nachweist. Der etwa auf der gleichen Linie wie die Arbeit von März sich bewegende englische Aufsatz von Robert Louis Stevenson: „On maps" des Bandes V des Roy Soc. Geogr. Journal bringt — für die englische Auffassung — anmutig zusammengefaßte Selbstverständlichkeiten neben anregenden Betrachtungen über Landkarten als Tummelplatz geographischer Einbildungskraft — ein Beweis neben vielen, wie selbstverständlich die „suggestive Karte" als politisches Hilfsmittel dem Angelsachsen, aber auch dem Franzosen, Japaner und Russen ist, wie sie es im 16. und 17. Jahrhundert dem Spanier, im 17. und 18. dem Niederländer war.

Wer jemals selbst Karten gezeichnet hat, weiß, daß diese Arbeit nur zur kleineren Hälfte wissenschaftliche, zur größeren echte Künstlerarbeit ist (freilich nicht als solche anerkannt und bezahlt!). Jedem Kunstwerk haftet Subjektives, haftet vor allem die Spur des Entwicklungsganges des Künstlers an. Damit erklärt sich — entschuldigt sich aber nicht in seinen gefährlichen Folgen für das Leben von Staat und Volk — der Unterschied zwischen der deutschen und der westeuropäischen Kartographie, der sich im gediegeneren Inhalt, dem größeren Tatsachenreichtum der unseren, dem feineren Verständnis für suggestive Wirkung, völkerpsychologische Folgen und Wiedergabe des Wesentlichen und Typischen bei den Fremden ausspricht (denn die Mehrzahl der neu aufkommenden Mächte folgt dem fremden System: Amerika, Japan, Polen, die Tschechoslowakei).

Die deutsche Kartendarstellung kommt eben vielfach vom bienenfleißigen Verarbeiten fremder geopolitischer Erdbilderweiterungen, fremder Reisen, fremder Erschließung großzügiger Erdräume in raumgedrängte Darstellungen in engen Räumen her; die angelsächsische ist fast immer vom praktischen Zweck, von den Vorstellungen der vereinfachenden, nur das Wesentliche, das aber leicht erfaßbar, wiedergebenden Seekarte, vom Itinerar, von der Expeditionsaufnahme geleitet zu Raumverschwendung, Zweckbestimmung geneigt; die französische und niederländische des 18. Jahrhunderts wußte beides recht glücklich zu vereinigen, wie auch vorher die portugiesische und spanische. Gerade die Seekarte lehrt schnell große Zusammenhänge überschauen, ist darauf gearbeitet, bei einem kurzen Vergleich des Kartenrisses mit dem wirklichen Bild eines erhellten Augenblicks, bei einem Aufreißen des Nebels der Ungewißheit, Aufschlüsse für verantwortungsschwere Fahrtrichtungswahl zu geben, großzügiger Zweckbestimmung für vielseitigen praktischen Gebrauch zu dienen. Sie ist deshalb ein besonders guter Erzieher zur suggestiven Kartendarstellung überhaupt. Der Unterschied geht so weit, daß er sich deutlich in unsere großen Sammelkartenwerke hinein verfolgen läßt. Zum Beispiel ist die suggestivste Karte der neuen Stieler-Ausgabe leider das Blatt des um Elsaß-Lothringen neu vergrößerten Frankreich, mit seinem starken Grenzfarbenton, während die süddeutschen Blätter zwar das Abreißen des Reichslandes zeigen, aber nicht annähernd so suggestiv dabei sind. Die bekannte Propagandakarte der Südmark, welche die vom Deutschtum losgerissenen Gebiete weiß läßt ist zwar „suggestiv" eine der besten, beleidigt aber mit Recht in der Schweiz, deren heterogene innere Zusammensetzung auf ihr nicht hätte berührt werden dürfen, deren Bild in seiner politischen, nicht völkischen Struktur hätte gezeigt werden müssen: ein Schweizer Kreuz als Sondersignatur in der Mitte bei weiß gelassener Ge-

samtfläche hätte etwa den Kranz abgetrennter Blutsverwandter gezeigt, ohne in selbständigen Staaten anzustoßen.

Figur 20 zeigt eine Tonwirkung mit anderen Mitteln: den stets sehr wirksamen Schwarz-Weiß-Gegensatz.

Selbstverständlich muß das suggestive Kartenbild wahr sein, denn kartographische Lügen haben ganz besonders kurze Beine. Aber es entfaltet seine politisch betonte Leistung in dem, was es an Untergeordnetem oder Unerwünschtem typisiert, zurücktreten läßt oder verschweigt (worin zum Beispiel ja auch die Kunst des japanischen Staatsmannes weit mehr liegt als etwa in einem Lügengebrauch nach westeuropäischem Muster), und in dem, was es für die eigene Phantasie des Beschauers überzeugend hervorhebt — so daß sie im Sinne des Künstlers weiterarbeitet —, in dem, womit es andererseits Andersdenkende nicht vergewaltigt oder verletzt, sondern sie weit mehr zu dem Gedanken anregt: Ja, es könnte auch an dieser Darstellung Wahres sein! — Gehen wir also prüfend auf sie ein!

Eine scheinbar so geringe Forderung stellt aber tatsächlich sehr große Ansprüche an die Karte, die weltüber politisch suggestiv wirksam sein soll, ohne irgendwo zu schaden, und an den Künstler, der sie schafft: Sie muß einerseits überzeugen, darf andererseits nicht verletzen, muß wahr sein und doch schädliche Zufälligkeiten unangreifbar verschweigen oder verschleiern.

Ihre Erfüllung unterwirft auch die Karte, wie das Buch, einer gewissen Zweckbestimmung, und es entsteht sicher die Frage, ob nicht Gefahr für die Objektivität, die „Voraussetzungslosigkeit" der Karte darin liege. Das trifft gewiß zu: Aber der Kartenzeichner muß ja immer „auswählen", bei jedem Strich und jedem Farbenton Zufälligkeiten überwinden, und er muß endlich lernen, daß bei der großen erziehenden und beeinflussenden Kraft der Karte nicht Deutschland allein sich vom Kampf ums Dasein auf der Erde ausschalten kann und

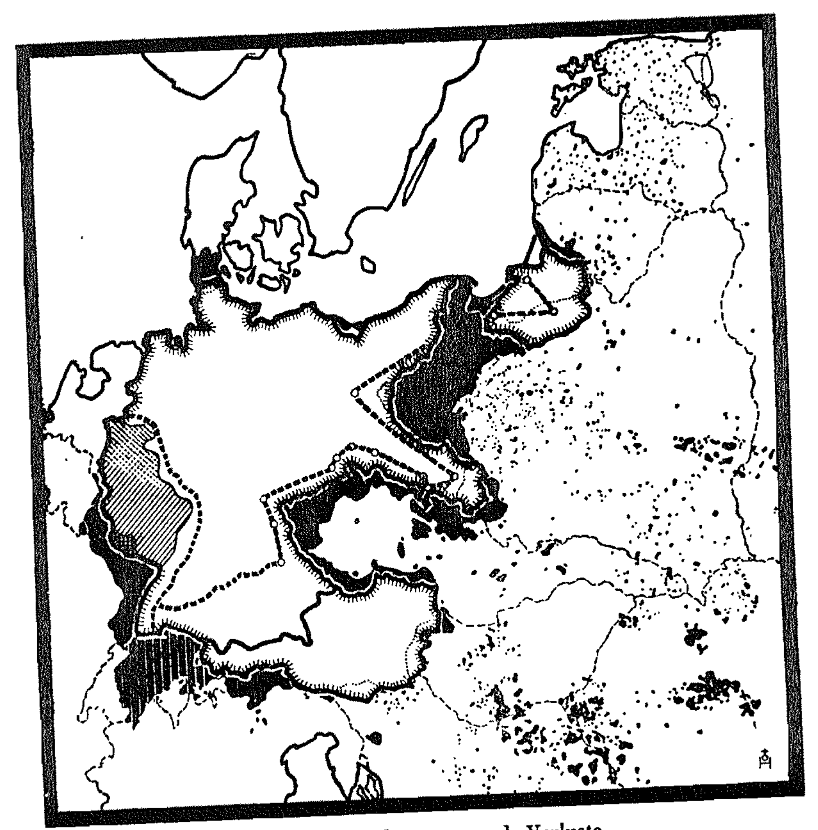


Fig. 20. Reichsumzug und -Verluste
(Aus Karl Haushofer: Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung Berlin-Grunewald 1928 / Kurt Vowinckel Verlag.)

in einer Traumwelt weiterleben, in der allein die Unfähigkeit zur Anpassung an die Umwelt keinen Schaden brächte. Wir werden also die Forderung nach der suggestiven Karte weiterhin vom deutschen Standpunkt so lange erheben müssen, bis sie erfüllt wird, und uns dazu von dem Angelsachsen Stevenson sagen lassen: „Dies ist ein ganz besonderer Fall, und ein sehr interessanter, für den weiten Wert der Geographie als Kulturkraft. Die Inspiration jedes Autors wird überraschend vermehrt werden durch eine wirklich umfassende Kenntnis alles dessen, was in einer Karte stecken kann, und ihres vollen Gebrauchs, wie auch der Grundzüge der angewandten Erdkunde, die alle Beziehungen der menschlichen Rasse zu ihrem irdischen Wohnplatze umfaßt. Dann wird gefunden werden, daß Geographie, wirklich gebraucht als Werkzeug der geistigen Schulung, Ergebnisse zeitigt, die durch andere Mittel unerreichbar sind." Wir haben das erlebt — am Feinde! Es fehlt noch weit zum Durchdringen dieser Erkenntnis, und die „suggestive Karte" ist eines der wichtigsten Erziehungsmittel dazu! Wenn die Masse schon einmal zur Vorherrschaft gelangt ist: — „Let us educate our masters!" sagt der Brite.

ANMERKUNG

Die im vorliegenden Buche gesammelten geopolitischen Aufsätze sind zu einem Teil eigens für diesen Zweck verfaßte Abhandlungen der Herausgeber, zum anderen wesentlich umgearbeitete und erweiterte Aufsätze, die in ähnlicher Form bereits an anderer Stelle veröffentlicht wurden. Soweit hier nicht die „Zeitschrift für Geopolitik" in Frage kommt, schulden wir den Herren Verlegern für die Erlaubnis zum Wiederabdruck aufrichtigen Dank.

Wir nennen besonders:

Für *„Grundlagen, Wesen und Ziele der Geopolitik"* den Verlag der geopolitisch aufschlußreichen Zeitschrift „Weg zur Freiheit" des Arbeitsausschusses Deutscher Verbände, in der der Aufsatz 1927, S. 113 erschienen war.

Für *„Geopolitik und Presse"* den Verein Deutscher Zeitungsverleger, in dessen Sondernummer zur Kölner Hauptversammlung 1926 die Betrachtung erstmals gedruckt wurde.

Für *„Geopolitik und Kaufmann"* das „Handwörterbuch des Kaufmanns", Lexikon für Handel und Industrie, Herausgeber Karl Bott, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg —, ein vorzügliches geopolitisches Erkenntnismittel von der weltwirtschaftlichen Seite her, wofür der Beitrag als Beweis des Verständnisses für Geopolitik in Großkaufmannschaft, Industrie und Überseewirtschaft erbeten worden war.

Für Verwertung einzelner Teile eines Aufsatzes *„Geopolitik und Wirtschaft"* hat die Zeitschrift der Berliner weltwirtschaftlichen Gesellschaft ihre Zustimmung gegeben. Die *„Suggestive Karte"* ist ein Zweitdruck des zuerst in der — leider eingegangenen — geopolitisch sehr wertvollen, von Helmut Franke in den Dienst des Grenzringens gestellten „Grenzboten" erschienenen gleichnamigen Arbeit.

Den Wiederabdruck des Aufsatzes *„Politische Erdkunde und Geopolitik"* gestattete freundlicherweise der Verlag R. Oldenbourg, München, aus seinem Verlagswerk „Freie Wege vergleichender Erdkunde" Erich v. Drygalsky zum 60. Geburtstage gewidmet, München 1925.